





Kleine
Weltgeschichte
 zum
 Unterricht
 und
 zur Unterhaltung
 von
 D. G. A. Galletti,
 Professor in Gotha.



Neunter Theil.
 Neue verbesserte Ausgabe.

Gotha,
 bey C. W. Ettinger, 1804.

Z KSIĘGOZBIORU
STEFANA HEMPLA

In h a l t.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gewerbe. Acker- und Gartenbau. Innungen. Mechanische Künste. Wollen- und Seidenmanufakturen. Bildende Künste. Handel. Deutsche Hanse. Schiffahrt. Geldhandel.

S. 1

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Schilderung der Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Tafel. Hoffeste. Hofstaat. Jagd. Sittenwerderbnis.

37

Fünf und zwanziges Kapitel.

Glaubenslehre. Christliche Moral. Werth des Klosterlebens und der Castevungen. Neue Mönchsorden. Bettelmönche. Inquisition. Provisionen, Annaten, und andre päpstliche Anmaßungen.

63

Schö.



WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA BLICZNA
+ 26-600 RADOM
księgozbiór
przedwojenny
16/150

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Studium der Alten. Ausbildung der neuern Sprachen. Ritterposie. Neuere Dichtkunst. Geschichte. Länderkunde. S. 82

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Philosophie. Mathematik. Naturgeschichte und Naturlehre. Chemie. Arzneywissenschaft. Rechtswissenschaft. 107

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Universitäten und Schulen. Büchersammlungen. Ursprung der Buchdruckerkunst. 130

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rittergeist. Turniere. Liebeshöfe. Irrende Ritter. Einfluss des Ritterwesens. Verfall desselben. 157

Neun-

Neuntes Buch.

Von Columbus bis auf unsere Zeit, über 300 Jahre.

Erstes Kapitel.

Entdeckungen der Portugiesen auf der westlichen Küste von Afrika. Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Portugiesische Niederlassungen und Entdeckungen im Asien. S. 173

Zweytes Kapitel.

Entdeckung von Amerika durch Columbus, Vespucci und Cabot. 189

Drittes Kapitel.

Cortez erobert Mexico, Pizarro Peru. Folgen der Entdeckung von Amerika. 217

Viertes Kapitel.

Die Spanier erobern das maurische Königreich Granada. Sie vertreiben die Juden und Mohamedaner; auch greifen sie die Mauren in Afrika an. 237

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Karls VIII und Ludwigs XII von Frankreich unglückliche Feldzüge in Italien. S. 274

Sextes Kapitel.

Maximilians unglücklicher Schweizerkrieg.
Ligue zu Cambrai. Franz I siegt bei Marignano.

305

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Spanien und England bis zu den italienischen Kriegen zwischen Karl V und Franz I. — Maximilians deutsche Regierung.

339

Achtes Kapitel.

Die beyden ersten Kriege zwischen Karl V und Franz I.

365

Neuntes Kapitel.

Die beyden letzten Kriege zwischen Karl V und Franz I. Karls V Unternehmungen gegen Tunis und Algier.

407

Die Titelvignette stellt die Peterskirche zu Rom vor.

Drey-

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gewerbe. Acker- und Gartenbau. Innungen. Mechanische Künste. Wollen- und Seidenmanufakturen. Bildende Künste. Handel. Deutsche Hanse. Schiffahrt. Geldhandel.

Während daß die Regierungsform und Ge rechtigkeitspflege einen regelmäßigeren und festen Gang erhielt; während daß, durch die Erfindung der Kanonen und anderer Feuer gewehre, die Kriegskunst eine für die Menschheit nachtheiligeren Umänderung erfuhr; während der Zelt verbreiteten sich Acker- und Gartenbau in Europa allgemeiner, erreichten die Künste eine höhere Stufe der Ausbildung, erweiterte sich der Umsfang von Manufakturen und Fabriken, und erreichte der Handel des nordlichen Europa seine schönste Blüthe.

Galletti Weltg. 9r Th.

A Das

Das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert zeigte in manchen Ländern einen Wohlstand, der den späteren Bewohnern derselben gewiß sehr beneidenswerth bleibt.

Der Ackerbau wurde durch die Mönche der vielen Stifte und Klöster, die, zu Ende des vorigen Zeitraums, vornehmlich in Deutschland, so wie in den Ländern des nördlichen und östlichen Europa, entstanden waren, außerordentlich befördert. Durch den unermüdlichen Fleis von Mönchen und Layenbrüdern verwandelte sich mancher wüste, abgeholtzte Landstrich in eine fruchtbare, blühende Gegend. Um das Kloster schloß sich ein Dorfchen, ein Flecken, eine kleine Stadt an, und aus den einzeln Ackerl wurden endlich weitläufige Fluren, welche da, wo die Einwohner sich sonst nur kümmerlich ernährten, Wohlstand und Frohsinn verbreiteten. Der Landbauer war überhaupt in manchen Ländern in eine angenehmere Lage versetzt worden. Das Christenthum und die Kreuzzüge verschafften manchem die Befreyung von der Leibes eigenschaft. Aber durch die unaufhörlichen Fehden wurde Betriebsamkeit und Wohlstand

ofters

ofters gehemmt. Die unverwahrten Dörfer, die wehrlosen Bewohner derselben, sahen sich den Räubereyen und Gewaltthätigkeiten am meisten ausgesetzt. Ganz besonders aber schadeten dem Ackerbau die mutwilligen Söldner, die, vornehmlich in Italien, von dem Beispiele der rachtierigen Bewohner des schönen Landes gereizt, Dörfer abbrennten, und Getreidesfelder verwüsteten. Wie sehr mußte durch den Gedanken, die Früchte seines Fleises durch grausamen Frevel vernichtet zu sehen, die Lust zu arbeiten erstickt werden! Ganz vorzüglich gedieh daher der Landbau in dem westlichen, ruhigeren Theile von Deutschland, und in den Niederlanden, wo man anscheinliche und reiche Dörfer, großes und vortreffliches Rindvieh, zahlreiche, feinwollige Schafsheerde, starke und muthige Pferde antraf; wo man ganz vorzügliches Gersteide baute; wo Butter, Käse, und Fleisch von besonderer Güte, und in großer Menge, vorhanden war.

Der Obst- und Gemüsebau ward durch die Kenntnisse, die sich die Europäer durch die Kreuzzüge im Orient erwarben, beträchtlich erweitert. Von Pergamus wurde die

Pergamottenbirne, von Ascalon die Schalottenzwiebel, von Cypern der Wirsching und der Blumenkohl, aus Syrien der Vorago nach Europa verpflanzt. Auch die Safranzwurzel und das Zuckerrohr wurden durch Kreuzfahrer oder Pilgrime in unsern Erdtheil versetzt. Aber wie viele fehlten noch von den schönen Obstarten, die jetzt eben sowohl unser Anje, als unsern Gaumen ergözen! Noch lange wurde der Obst- und Gemüsebau weder so allgemein, noch so sorgfältig wie in unsern Zeiten, getrieben. Die Gärten der Großen, vornehmlich in Deutschland, glichen mehr einem Wildpark, als einem Kunstgarten. Selbst in den Gärten der französischen Könige sah man nichts, als Laubengen, bedeckte Gänge, und eine grosse Anzahl von Obstbäumen, die man der Natur überließ, und diese Gärten waren von andern blos durch einen weitläufigern Umsang, und die grössere Anzahl von Bäumen, unterschieden. Die Niederländer waren im nordlichen Europa diejenigen, die zuerst die feinen Gemüse und Früchte des südlichen Europa erzeugten.

Ganz vorzüglich hob sich in diesem Zeitraume der Bergbau in Deutschland. Zu den Bergwerken in Böhmen und auf dem Harze kamen noch die reichhaltigen meissnischen Silbergruben hinzu. Ein Salzmann aus Goslar fuhr, wie man erzählt, über das meissnische Gebirge. Er fand im Wege ein Stück Silbererz. Als man es bey der Probe für echtes Silber erkannte, begaben sich Bergleute aus Zellerfeld auf dem Harz in diese Gegend, welche (1169) das Bergwerk zu Freyberg anlegten. Erst 300 Jahre hernach (1470) fieng sich das sehr ergiebige Silberbergwerk zu Schneeberg an. Die Schieferbergwerke im Mansfeldischen nahmen zu Ende des 12ten Jahrhunderts ihren Anfang. Ein englischer Bergmann, der aus Miserien sein Vaterland verlassen hatte, machte (1260) die Deutschen auf ihre Zinnbergwerke aufmerksam. Die tyrolischen Bergwerke wurden 1449 angelegt, und das meissnische Bergwerk auf dem Schreckenberg entstand 1490. Deutschland war also schon sehr reich an Silber, welches auf sein Gewerbe einen sehr merklichen Einfluss hatte. In Polen hob sich (um 1482) das Silberbergwerk zu Olskus (im

(im Bezirke von Krakau.) In Russland entdeckte man (1491) Silber; und Kupfererz am Tzylma, einem Nebenflusse der Peitschora.

Die Vermehrung der Masse von edlen Metallen beförderte das Gewerbe. Es vermehrten sich besonders die Künstler, die in Metall arbeiten. Schon zu Anfange dieses Zeitraumes hatte man zu Augsburg und zu Worms geschickte Metallgießer. Wenn die Künstler und Handwerker von einer Art in einer Stadt sich zu sehr vermehrten, so that dies der Nahrung der bereits vorhandenen natürlich Eintrag. Diese sahen daher die Nothwendigkeit ein, sich in eine geschlossene Gesellschaft zu begeben, die man eine Zunft, eine Innung, eine Gilde, nannte. Derjenige, der in eine solche Zunft aufgenommen seyn wollte, mußte Meister werden, mußte seine Kunstscherlichkeit durch ein Meisterstück darthun. Um Meister zu werden arbeitete er erst als Geselle, lernte er erst als Lehrbursche. Die ersten Innungen erschienen um die Mitte des 12ten Jahrhunderts in Norddeutschland.

Das

Das Mittelalter war vorzüglich reich an Erfindungen, welche den Künsten eine größere Vollkommenheit gaben. Die Kunst der Metallarbeiter stieg immer höher. Unter andern bekam man jetzt Näderuhren, Schlaguhren, Thurmuhren. Näderuhren waren in Italien schon im 13ten Jahrhundert bekannt. Kaiser Friedrich II erhielt (1232) von einem ägyptischen Sultane eine Näderuhr, die auf 5000 Ducaten geschahlt wurde. Eine Näderuhr nach der jehigen Art verfertigte in England ein Abt zu St. Alban (1326). Dondi zu Padua lieferte schon eine Uhr, welche, durch ein einziges Gewicht regiert, den Lauf der Sonne, des Mondes, und der Planeten anzeigen. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts erhielt man in Frankreich, zu Paris (1370) und zu Dijon (1382) Näderuhren. Eine Uhr, die Minuten und Secunden anzeigen, verfertigte erst späterhin (um 1500) Purbach zu Wien, der sich derselben zu astronomischen Beobachtungen bediente. Schon ein Papst des 7ten Jahrhunderts hatte den Befehl gegeben, daß die sogenannten canonischen Stunden, wo die Mönche beten und singen müssen, durch das Anschlagen an eine Glocke bekannt

kannt gemacht werden sollten. Nun durfte man eine solche Glocke nur mit einer Näder; Uhr verbinden, so bekam man eine Schlaguhruhr, die man in den Häusern, und auf den Kirchthäusern, anbringen konnte. Schon zu Ende des 12ten Jahrhunderts gab es in Italien Thurmuhren. Eine solche Thurmühre bekam Padua 1344, Bologna 1346, Augsburg und Paris 1364, Straßburg 1370, Dijon 1382, Sevilla 1400. Das erste Glotzenpiel wurde (1487) zu Alstot in Flandern verfertigt.

Im 14ten Jahrhundert goß man, so viel man weiß, zuerst Schaumünzen mit Bildnissen. Victor Pisani (Pisanello) ein Maler aus dem Veronesischen, war der erste, der kurz vor dem Jahre 1480 Stempel schnitt, um desto schönere Schaumünzen zu liefern. Das Porzellan-Geschirr, welches man Faience nannte, wurde (schon vor 1300) zu Faenza im Kirchenstaate erfunden. In Italien gab es auch zuerst Glasfabriken. Eine der ersten befand sich zu Venedig. Von hier wurde sie (1291) nach Murano verlegt. Sonst findet man

man in diesem Zeitraume noch sehr wenige Glasfabriken.

Die Erzeugnisse des Thierreiches wurden schon sehr fleißig bearbeitet. In der Kunst, Tücher und Zeuge zu weben, hatten es die Niederländer vorzüglich weit gebracht. Die Flanderer waren unter allen Europäern die ersten, die sich die Kunst, wollne Tücher und Zeuge zu weben, und zu färben, recht anlegen seyn ließen. Auch die Weber zu Löwen in Brabant lieferten schon im 14ten Jahrhundert vortreffliche Tücher und Zeuge, zu welchen sie englische Wolle brauchten. Durch harte Einschränkungen bewogen, giengen endlich (1382) viele Wollenweber von Löwen nach England, wo sie den Grund zu den vortrefflichen Wollenmanufacturen dieses Reiches legten.

Seidene Zeuge webten schon seit dem Jahre 827 die Araber in Spanien und Sicilien; aber ihre Seidenweberey pflanzte sich nicht in dem übrigen Europa fort. Dies geschah erst im 12ten Jahrhundert, als der König Roger von Sicilien aus Athen, Korinth, Theben und

andern eroberten Städten, einige tausend Seidenweber nach Sicilien und Calabrien versetzte. Von Italien, wo man die Seidenweber lange allein trieb, breitete sich dieselbe nach Frankreich und andern Ländern, aus. In Frankreich hatte man zu Anfang des 14ten Jahrhunderts (1301) noch keine seidene Zeuge, und Ludwig der XI legte erst 1470 die Seidenmanufakturen zu Tours an. Von Konstantinopel erhielt man noch immer vorzüglich gute Seidenwaaren, und besonders auch Sammet.

Die Künste, welche sich mit den Wohnungen, und der Verzehrung derselben, beschäftigten, machten in diesem Zeitraume weder merkliche Fortschritte. Um die Veredelung des Geschmackes in der Baukunst erwarb sich im 13ten Jahrhundert ein deutscher Baukünstler, Nahmens Jacob, der das große Franciscanerkloster zu Florenz baute, ausgezeichnete Verdienste. Sein Sohn Arnold machte unter andern den Diiß zu der prächtigen im Jahre 1296 erbauten Hauptkirche zu Florenz, die schon ungleich weniger gotische Schnirkel, als andre Kirchen, hatte. Die Kup-

pel

pel dieser Kirche, eins der größten Meisterstücke der Baukunst, baute Brunelleschi. Man schrieb jetzt von neuem über die Regeln der Baukunst. Dies that besonders der Italiener Alberti. Die Baukunst hob sich, seitdem man in Italien die Ueberbleibsel von den herrlichen Gebäuden der Alten, mit erneuertem Eifer, zu studiren und nachzuahmen suchte. Dieser Eifer belebte vornehmlich den gebachten Baumeister der Peterskirche zu Rom, den berühmten Brunelleschi. Die meisten Kirchen dieses Zeitalters, von welchen viele, wie z. B. die Domkirche zu Köln, der Münster zu Straßburg, noch jetzt vor unsern Augen stehen, sind jedoch im gothischen Geschmacke gebaut. Diesen bemerkte man auch an den alten Burgen und Schlössern, die aus diesen Zeiten übrig geblieben sind.

Die Kirchen waren die ersten Gebäude, die man mit Glasfenstern versah. Vorher hatte man Fenster von Marienglas, von weiß gesottem Horn, von Oehlpapier, von dünn geschabtem Leder. Kirchenfenster von gefärbtem Glase gab es schon vor den Kreuzzügen. Im 12ten Jahrhunderte kamen sie schon häufiger

figer vor. Fenster von weißem Glase hatte man in Frankreich erst seit 1350, und am Ende dieses Zeitraumes waren daselbst zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser, mit Glassfenstern versehenen. In Wien traf man hingegen schon 1458 wenig Häuser ohne Glassfenster an. In England waren bereits um 1180 die Fenster der Vornehmen von Glas.

Die Bildhauerkunst wurde zuerst in Italien wieder in griechischem Geschmacke getrieben. Zu Pisa lebten im 12ten und 13ten Jahrhundert, wo Gewerbe und Handlung unter die Einwohner dieser Stadt Wohlstand und Reichtum verbreiteten, verschiedene geschickte Bildhauer, deren in den Kirchen befindliche Arbeiten noch jetzt Bewunderung ihrer Kunst einflößen. Im 14ten Jahrhundert wurde Andreas Orgagna für den vorzüglichsten italienischen Bildhauer und Maler gehalten. Im 15ten blühten, von den Mediceern begünstigt, die bildeten Künste vornehmlich zu Florenz. Hier lebte unter andern der vortreffliche Bildhauer Lorenz Ghisberti, dessen Geschmack sich dem griechischen nähert.

nähert. Die Werke seiner Kunst bewundert man an den Heiligenbildern, und den halb erhobenen Abbildungen der Domkirche zu Florenz.

In Italien, wo das Künstlertalent durch das herrliche Clima, und durch den Anblick der schönen Kunstwerke der Alten, sich erwärmt und begeistert fühlt, bekam auch frühzeitig die Malerey einen neuen Schwung. Einabue, der zu Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, bemühte sich zuerst, seine Gemälde durch etwas Heldunkel zu erheben. Sein Schüler Giotto (der 1336 starb) bildete seinen Geschmack nach den neuausgegrabenen Werken der Alten, und erwarb sich dadurch die Ehre, der Vater der italienischen Malerey genannt zu werden. Ganz unrichtig hatte man den bisherigen harten und schneidenden Geschmack mit dem Nahmen des griechischen belebt. Ein vorzüglicher Maler des 15ten Jahrhunderts war Peter Perugino (von Perugia) durch den der Papst Sixtus IV den Vatican mit Gemälden ausschmücken ließ. Er war der Vorgänger des berühmten Rafaël von Sanzi aus Urbino, der (geb. 1483) seinen

nen Geschmack nach den edlen Abbildungen auf geschnittenen Steinen, und halberhobenen Arbeiten, bis zur bewundernswürdigen Vollkommenheit verfeinerte. In Deutschland wurde, wie man aus den noch vorhandenen Alttafeln und Heiligenbildern sieht, die Mahlerey fleißig genug getrieben. In Nürnberg gab es schon zu Anfang des 14ten Jahrhunderts Mahler. Zu Brügge, in Flandern, lebte hundert Jahre später, Johann von Eyk, den man lange Zeit für den Erfinder der Oehlmahlerey gehalten hat. Aber es gab schon wenigstens 150 Jahre früher Mahler, die ihre Farben mit Oehl vermischten. Es gab zu Eys Zeit noch einen andern berühmten Oehlmahler, Nahmens Lippo, der zu Bologna lebte. Unmöglich aber würde von Eyk als der Erfinder der Oehlmahlerey gepriesen worden seyn, wenn er nicht wenigstens neue Vortheile derselben erfunden hätte.

Die Kunst, auf harten Körpern Bildnisse hervorzu bringen, die Kunst des Steinschneiders, des Münzenstempelschneiders, hob sich in diesem Zeitraume auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Zu Florenz blühte die Stein-

Steinschneider : Kunst, welche Lorenz von Medici, durch die gütige Aufnahme verschiedener von Constantinopel geflüchteter Künstler, und durch die Anlegung einer herrlichen Sammlung von geschnittenen Steinen, beförderete. Von jenen lernte Johann Bernardi, den man für den Wiederhersteller dieser Kunst hält.

Im 14ten Jahrhundert erfand man die Kunst, Bilder in Holz zu schneiden. Der älteste Holzschnitt mit der Jahrzahl, den man bisher entdeckt hat, ist vom Jahre 1423. Bald brauchte man die Holzschnitte nicht nur zu Heiligenbildern, sondern auch zu Spielkarten, die anfangs gemahlt wurden. Bald zierte man ganze Bücher mit Holzschnitten aus.

Ein Gold- und Silberarbeiter erfand sehr wahrscheinlich die mit seinen Arbeiten verwandte Kunst des Grabstichels. Die ersten Kupferstiche sind aus dem 15ten Jahrhundert, aber unbekannt ist der Ort oder das Land, wo diese Kunst entstand. In Italien ist Finiguerra, ein Florentiner (um 1460) der erste

erste Kupferstecher, von welchem man Nachricht hat. In Deutschland gehörten Martin Schön oder Schöngauer, imgleichen Israel von Mecheln, zu den Vätern dieser Kunst.

Gemehr die Betriebsamkeit in Künsten, in Manufakturen und Fabriken, sich vergrößerte, um so mehr wuchs die Menge der Waaren, die einen Gegenstand des Handels abgaben. Die Araber waren jetzt nicht mehr die vornehmsten Handelsleute der Welt. Die Stelle derselben hatten die Italiener, die Südfranzosen, und vornehmlich die Deutschen, eingenommen. Der Handel der italienischen Städte stieg, seit dem Zeitraume der Kreuzzüge, seit der durch die Westeuropäer vorgenommenen Theilung des griechischen Kaiserthumes, immer höher. Die Besitzungen, die sich die Venezianer und Genueser im mittelländischen und schwarzen Meere erworben hatten, setzten sie in den Stand, das übrige Europa mit ostindischen, und andern asiatischen, Waaren, zu versorgen. Die Venezianer bemächtigten sich besonders des ostindischen Handels über Aegypten. Sie hatten es dahin gebracht, daß die Sultane von

Ae-

Aegypten und Syrien ihren Handel begünstigten, daß sie zu Alexandrien und Damaskus Consuln halten durften. Bald hatten sie an vielen andern Orten Niederlassungen mit grossen Freyheiten und eigner Gerichtbarkeit. Bald war der Alleinhandel mit dem entferntesten Orient in ihrem Besitz. Sie versorgten fast ganz Europa mit ostindischen Waaren und Gewürzen. Durch verschiedene Handelsstädte in Oberdeutschland, unter welchen sich Augsburg und Nürnberg auszeichneten, wurden diese Waaren über Braunschweig, wo sich eine Niederlage befand, dem nordlichen Europa mitgetheilt.

Doch seit den Kreuzzügen fiengen auch nordwestlichen Deutschen an, ihre Waaren, durch einen langen Umlauf zur See, aus den Häusern von Aegypten und Syrien selbst, abzuholen. Dies thaten besonders die Kaufleute von Bremen und Lübeck. Manche Flotte von deutschen oder niederländischen Schiffen fuhr nun durch die Nordsee, und die Meerenge von Gibraltar, um deutsche Kreuzfahrer nach Syrien zu bringen. Eine niederländische Flotte half (1148) Lissabon den Galletti Welty. 9t Th. B. Maus

Mauren abnehmen, und Kaufleute von Lübeck und Bremen verwandelten, als Friedrich I Ptolemats belagerte, ihre Seegel in Zelte. Nach den Zeiten der Kreuzzüge mußten aber die Niederländer und Deutschen, von den mächtigern Italienern von dem Handel auf dem mittelländischen Meere ausgeschlossen, ihre Handelsfähigkeit auf die Nord- und Ostsee einschränken. Dennoch handelten sie fast nach allen europäischen Ländern. Sie hatten in den entferntesten Reichen von Europa Handelsscomtoire, und, ihrer Ehrlichkeit wegen, setzte man auf die Geschäfte, die man mit ihnen machte, einen besondern Werth.

Der Handel der Städte an der Ost- und Nordsee wurde aber durch die Seeräuberey, welche seit dem Verfall der dänischen Macht unter Waldemar II *) gewaltig eintritt, so lebhaft beeinträchtigt, daß zwey derselben, Hamburg und Lübeck, die sich stark genug fühlten, die Sicherheit ihrer Schifffahrt zu behaupten, (um 1241) die Verabredung trafen, durch besondere Schiffe, und besondere Mann-

*) Theil VII, S. 342.

schaft, ihre Handelswege zu Wasser und zu Lande, und zwar vornehmlich die Elsfahrt, und die Landstrassen zwischen Lübeck und Hamburg, von Räubern zu reinigen. *) Diese Verabredung, die man eine Hanse, das heißt, einen Bund nennte, sollte erst nur 5 Jahre dauern; sie fand aber so viel Gefall, daß sie nicht nur erneuert, sondern auch erweitert wurde. Zuerst schlossen sich an Lübeck und Hamburg noch Braunschweig, Bremen und Rostock an. In Zeit von 25 Jahren ließen sich allmählig alle Handelsstädte, von der äußersten Gränze von Liefland bis an den Niederrhein, als Mitglieder der Hanse, aufnehmen. Man zählte nun über 60 Hansestädte. Jetzt war nicht mehr blos Sicherheit, sondern auch erweiterte Betreibung der Handelsgeschäfte, der Zweck der Hanse. Die

B 2

Hans

*) Der Anfang der Hanse ist noch nicht durch Urkunden erwiesen. Die Verbindung der niederdeutschen Städte äußerte sich erst seit dem 14ten Jahrhundert. Um eben diese Zeit erscheint zuerst in Urkunden die deutsche Hanse. Schriftliche Verabredungen derselben kommen erst 1361 vor. Geschichte des hanseat. Bundes von Sartorius.

Hansestädte, die zu Hause freylich dem Kaiser, oder einem Landesherren, unterworfen waren, und die so wenig nach Unabhängigkeit strebten, daß sie die Widerstandigkeit gegen den Landesherren mit der Ausschließung bestrafen; diese stellten im Auslande ein Staatsystem vor, welches bald Furcht, bald Hochachtung einflößte; welches die Freyheit behauptete, nach den ausbedungenen Grundsätzen seines Vereins zu verfahren. Lübeck wurde, seines ausgebreiteten Seehandels wegen, für das Haupt der Hanse angesehen. In Lübeck versammelten sich die Abgeordneten der Hansestädte zum Hansetage; in Lübeck war die Cassa zur Bestreitung des Bundes, Aufwandes.

Man theilte die Hansestädte in 4 Quartiere; 1) in das wendische zu Lübeck; 2) in das preußische zu Danzig; 3) in das sächsische zu Braunschweig; 4) in das westliche zu Köln. Die Gesellschaft hatte auch 4 große Comtoire oder Niederlagen. Diese waren zu Nowgorod, Bergen, London und Brügge. Jedes dieser Comtoire hatte seinen Ober- und seine Unterbeamten. In ihnen flossen alle

Ges-

Gegenstände der Ein- und Ausfuhr zusammen. Sie gaben zugleich Bildungsanstalten für junge Kaufleute ab.

Mit den jetzigen Handlungsgesellschaften läßt sich die Hanse gar nicht vergleichen. Die Mitglieder derselben handelten nicht in Gemeinschaft, sondern einzeln; indessen unterstützten sie einander doch wechselseitig. Die Hanse schloß in dieser Absicht mit auswärtigen Staaten Verträge, die ihren Mitgliedern Handelsvortheile verschafften; sie suchte wohl gar die Freyheiten der Städte durch gemeinschaftliche Kriege zu behaupten. Ihr Bund strebte daher, selbst während der Kriege und Fehden, die Deutschlands Ruhe in diesem Zeitraume förderten, mächtig empor. Die Zahl seiner Mitglieder wuchs, die Verbündeten in den Niederlanden ungerechnet, bis auf 85 an. Hätte sich die Hanse weniger in Staats- handel eingemischt; hätte sie die Erweiterung ihrer Handelsfreyheiten nicht gar zu gewaltsam betrieben, so würde sie die Aufmerksamkeit der Fürsten weniger auf sich gezogen haben; so würde sie weniger ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Feindschaft geworden seyn.

seyn. Wo man den Hansestädten Comtoire oder Factoreyen gestattete, da verlangten sie nicht allein vor allen übrigen Fremden, sondern selbst vor den Einheimischen, Vorrechte. Wenn die Fürsten ihre erschlichenen Freyheiten einschränken wollten; wenn andre Nationen ihre außerordentlichen Vorrechte zutheilen wünschten; da schritten sie gleich über Verlezung des Völkerrechtes; da griffen sie wohl gar zu den Waffen. Daraus entstand manchmahl ein kostbarer Krieg mit den nordischen Nachbarn.

Die Hansestädte maßten sich eine despötische Handelsherrschaft an. Keine mit ihnen verbundene Seestadt durfte ihre Schiffe an Auswärtige verkaufen, durfte ihre Waaren in fremde Schiffe laden lassen. Fremde Geschiere-Schiffe wollte die Hanse weder auf der Ostsee, noch auf der Weser und Elbe, dulden. Fremden Kaufleuten wurde, zur Bestrafung ihrer Geschäfte in einer Hansestadt, nicht mehr als 3 Monathe Zeit gelassen. Kaufleuten, die nicht in einer Hansestadt angesessen waren, durfte man keine andern Waaren, als Wein, Bier und Heringe verkaufen.

Ges

Gewisse Waaren mussten in die Stapelstädte geliefert, oder wenigstens einige bestimmte Zeit hindurch in denselben seil gebothen werden. Die Kaufleute in den Stapelstädten konnten nun die Preise nach ihrem Gefallen erhöhen. Die niederländischen Städte bewiesen sich übrigens weniger eignenstückig und tyraunisch, als die deutschen.

Den großen Umfang des hanseatischen Handels beweiset die Geschichte ihrer Comtoire. Vorzüglich wichtig war unter denselben das zu London. Man webte zwar in England (besonders seit 1382) viele Tücher; aber die Engländer ließen sich doch ihre schöne Wolle, an welcher sie einen Uebersluß hatten, von den deutschen Manufakturisten abkaufen, um sie denselben in rohen und ungefärbten Tüchern wieder abzunehmen. England, das damals fast von allen Manufakturen entblößt war, oder wenigstens keine vollendete Manufakturen hatte, konnte die Einfahre der deutschen Manufakturwaaren gar nicht entbehren. Unter diesen befanden sich vornehmlich Stahls und Eisenwaaren. Daher wurde die Niederslage, die man den Hansestädten zu London, dicht

dicht an der Themsebrücke erlaubte, der Stahlhof genannt. Die Hansestädte hatten sich in England eine Zollfreyheit verschafft, die den Einwohnern sehr nachtheilig war. Die Schwarzen, mit dem französischen Kriege so lange beschäftigten Könige dieses Landes bewiesen sich zu wenig thätig, die übertriebenen und gemißbrauchten Handelsfreyheiten der Hansestädte einzuschränken. Indessen zeigten doch einzelne englische Kaufleute schon viele Betriebsamkeit, ihrem Handel neue Wege zu öffnen. Unter andern bemühten sie sich, ihre Tücher selbst ganz zubereitet auszuführen, und nach den preußischen Häfen unmittelbar zu handeln. Auch ließen sie die Hansestädter ihren Haß manchmal durch Seeräubern fühlen.

Den Versuchen der Engländer, von dem Hocce der Hanse sich zu befreyen, arbeiteten die Mitglieder derselben aber mit der größten Entschlossenheit und Standhaftigkeit entgegen. Mehr als einmahl versehnte man die schwache englische Regierung durch die Aufhebung aller Handelsverbindung, in Schrecken; mehr als einmahl verbot man die Einfuhr der englischen rohen Tücher, so unentbehrlich sie auch den

Deuts-

Deutschen waren. Die Engländer durften auch kein Comtoir längst der Ostsee errichten, und keine eigne Schiffahrt dahin treiben. Die Hansestädter giengen in ihren Annahmungen gegen die Engländer so weit, daß sie von ihren Häusern in London keine Abgaben entrichten wollten. Sie verursachten durch ihre Hartnäckigkeit einst (1346) eine Empörung des gemeinen Volkes, welches ihre Häuser und Güter plünderte.

In einer weniger günstigen Lage befand sich der hanseatische Handel in den Niederlanden, wo die Hansestädte schon im Jahre 1252 zu Brügge ein Comtoir errichteten. Flandern und Brabant hatten schon beträchtliche Manufakturen, und sie brauchten die Hanse nur zum auswärtigen Vertriebe derselben. Das den Grafen von Flandern unterschwefene Comtoir zu Brügge erhielt nicht nur in Unsehung der Zölle, sondern auch in Unsehung anderer Dinge, große Vorrechte. Weder die Person, noch die Güter, eines zur Hanse gehörigen Kaufmanns durften angehalten werden, und man durfte von demselben weiter nichts, als Bürgschaft, verlangen.

Das

Das Comtoir ühte auch seine besondre Ge-richtbarkeit aus. Dies mußte natürlich zu manchen Händeln die Veranlassung geben. Weil unter den Grafen von Flandern und den Herzogen von Brabant, den vornehmsten Herren in den Niederlanden, vieler Handels-neid herrschte, und die Hanse sich darauf ver-lassen konnte, daß die Landesherren sie nicht entbehren zu könnten glaubten, so bewiesen sich die Hansestädte nirgends trohiger, als in den Niederlanden.

Mit Nowgorod, welches um diese Zeit lange eine Republik vorstellte, mögen die liefländischen und die deutschen Städte schon lange eine Handelsverbindung unterhalten ha-
ben, ehe man an die Errichtung des dastigen Comtoirs dachte. Da die zur Schiffahrt so unentbehrlichen Producte Russlands den da-maligen Seestädten noch nicht so nothwen-dig waren, und die Bewohner der russischen Städte doch so viele deutsche Manufak-tur-Waaren brauchten, so muß der han-seatische Handel nach Russland sehr beträcht-lich gewesen seyn. Einen wichtigen Theil

des

desselben machten die flandrischen Tücher aus.

Das Comtoir zu Bergen, das im Jahr 1278 entstand, war für die Hanse äusserst wichtig. Erstlich hatte, wegen der damahls allgemeinen katholischen Religion, der Fisch-handel eine große Wichtigkeit; sodann konnte das von allen Manufakturen entblößte Nor-wegen die deutschen gar nicht entbehren. Lange Zeit durften indessen die Hansestädter, nur während der vier Sommer-Monathe, ihre Buden zu Norwegen offen halten. Endlich befreite sie aber (1444) der König Christoph von dieser Einschränkung, und er er-theilte ihnen dabey so große Vorrechte, daß das Comtoir zu Bergen gleichsam einen eig-nen Staat ausmachte. Es hatte seine eigne Residenz, die in 21 Höfe vertheilt war. In dieser wohnten über 1200 Menschen, meis-stens Handwerker, die nicht heyrathen durf-ten, damit sich nicht einige derselben unter den Norwegern niederlassen, und sie mit den Handwerken bekannt machen möchten. Das Comtoir hatte seine eigne, blos dem Bundes-Directorium zu Lübeck untergeordnete Gerichts-ver-

verfassung. Jeder, der ein Mitglied dieses Comtoirs wurde, mußte sich gewissen körperlichen Misshandlungen unterwerfen, die man Hänseln nannte. Vermuthlich wollte man dadurch die Zahl derer, die sich zu den grossen Handelsfreyen hinzudrängten, etwas einschränken.

Auf diese vier Comtoire schränkte sich aber der hanseatischen Handel nicht allein ein. In Schweden hatte die Hanse kein Comtoir, und dennoch befand sich der ganze schwedische Handel in ihrer Gewalt. Der Hauptstuhl desselben war zu Visby auf der Insel Gotland *), dem der König Magnus (1342) das Recht der eignen Gesetzgebung zugestand. Dadurch entstand das visbysche Seerecht, welches im nordlichen Europa zu einem vorzüglich großen Ansehen gelangte. Eben dieser König befreite die Stadt Lübeck von allen Zöllen und Abgaben. Die ausgezeichnete

Gunst,

*) Ihr Wahlstand hob sich von der Zeit an als nach der schrecklichen Überschwemmung der Stadt Vineta (VII. 22) viele Bewohner derselben sie zu ihrem Aufenthalse wäh-

Gunst, welche die schwedischen Könige der Hanse bewiesen, war zum Theil eine Wirkung von der Unentbehrlichkeit ihrer Unterstützung. Die Schweden waren damals in Ansehung der Manufakturen und Künste so unwissend, daß sie ihr vaterländisches Eisen nicht einmahl zu Stangen zu schmieden wußten. Sie übersließen vielmehr die rohen Klumpen des Eisenerzes den Hansestädten, die es ihnen, auf allerley Art verarbeitet, wieder zuführten. Auch in die politischen Angelegenheiten Schwedens mischte sich die Hanse sehr stark. Sie leistete dem Könige Albrecht gegen die Margrethe Beystand, und versicherte sich bey dieser Gelegenheit der Stadt Stockholm. Während daß nun Margrethe dieselbe (1392) besiegerte, vereinigten sich allerley Leute von den deutschen Küsten der Ostsee, um der deutschen Besatzung in Stockholm mit bewaffneter Hand Lebensmittel zuzuführen. Man nannte diese Leute von ihrer Beschäftigung Bictualienbrüder, oder auch Vitatenbrüder. Sie trieben in der Folge Seerauberey, die der Hanse selbst beschwerlich fiel. Allein die Schweden vertrieben sie endlich aus Gotland,

land, threm Hauptsiße, und sie wendeten sich hierauf in die Nordsee.

In den westlichen Ländern von Europa konnte die Hanse, wegen der italienischen Handelsstaaten, nicht recht aufkommen. Indessen unterhielt sie mit Frankreich, Spanien und Portugal einen nicht ganz unbedeutenden Handel. In Frankreich war Ghyenne, und also auch der Weinhandel dieser Provinz, bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts in der Gewalt der Engländer; doch wurden diese Weingegenden auch von französischen Schiffen befahren. Manufaktur-Waaren ließen sich damahls aus Frankreich noch nicht holen; dagegen führten ihm die Schiffe der Hanse nicht nur Heringe und andre Fische, sondern auch Schiffsmaterialien, imgleichen leinene und wollne Zeuge, zu. Aus Spanien holten die Hansestädter die für ihre Tuchmanufakturen so unentbehrliche spanische Wolle. Aus Portugall wurden sie, durch die eigne Handelsthätigkeit der dazigen Kaufleute, bald ganz verdrängt.

So groß der Umfang des damahlgren Handels, besonders des hanseatischen, war; so sehr fehlte es noch an manchen Beförderungsmitteln und Bequemlichkeiten des Handels. Es fehlte unter andern noch an Thäussen und Kanälen. Gepflasterte Landstrassen traf man fast nirgends an, und Kanäle nur in den Niederlanden, in Brabant und Flandern. Der Transport zu Wasser, oder die Schiffahrt, war durch die Erfindung des Compasses sehr verbessert worden. Noch ist es nicht bekannt, welcher Nation die übrige Welt dieses Werkzeug zu danken hat. Zwar sollen die Chineser, und nach thnen die Araber, den Kompass zuerst gehabt haben; allein die Europäer kannten ihn früher, als sie nach China schifften, und die Araber hatten für denselben so wenig eine eigne Benennung, daß sie sich der italienischen bedienten. Den italienischen Seefahrern war er schon vor dem Jahre 1250 bekannt. Slavio Gioja, ein Bürger von Amalfi (um 1300) kann also nicht der Erfinder desselben gewesen seyn; aber wahrscheinlich hat er sich um die Verbesserung dieses Werkzeuges verdient gemacht. Vielleicht darf man die Erfindung des Compasses einem

einem deutschredenden Volke zuschreiben, weil das Wort Bussole von Büchslein (Büchsle) herzurühren scheint, und weil die Nahmen der Winde, nebst der Bezeichnung der Windrose, deutsch sind.

Um Briefe und Pakete fortzuschaffen hatte man damahls noch kein andres Mittel, als reitende Boten. Große Handelsstädte und Universitäten unterhielten daher solche Boten und Landkutschens. Dies war jedoch blos eine Privateinrichtung, die von keiner ordentlichen Zeitbestimmung abhing. Daher mussten Briefe und Pakete von bedeutender Wichtigkeit durch Bediente, oder besondre Boten, bestellt werden. Ludwig XI von Frankreich legte, zwischen den Jahren 1462 und 1467, zu seinem Privatgebrauche, eine Anstalt von reitenden Boten an, die nur bis zu einem bestimmten Ort ritten, wo ein andrer die Briefe und Pakete ihnen abnahm. Ein solcher Ort wurde eine Station genannt. Noch hatte man aber in keinem andern Lande eine solche Einrichtung.

In Anschung des Geldes, dieses großen Hülfsmittels des Handels, hatten sich in diesem Zeitraume merkwürdige Veränderungen ereignet. Die Geldsorten waren durch Groschen und Gulden vermehrt worden. Schon zu Anfangs des 12ten Jahrhunderts prägte man zu Tours eine kleinere Dicke Münze, die bey den Deutschen Turnosen hießen. Fast 200 Jahre hernach (1296) fieng man zu Kuttenberg in Böhmen an, solche Dicke Münzen zu schlagen; die man nach einem lateinischen Worte *) Groschen nannte. Da solcher Groschen 60 auf 1 Mark giengen, so war ein damahliger Groschen den 3ten Theil eines jehigen Conventionsguldens werth. Wegen des erßern Uitstandes rechnete man auch lange nach Schocken von Groschen.

Zu Florenz prägte man seit dem Jahre 1252 goldne Dicke Münzen, die man von ihrem Geburthsort Florenen nannte. Bald ließen die rheinischen Kurfürsten in Deutschland auch solche goldne Münzen schlagen. Dies waren Goldgulden, und erst seit der Mitte des

16ten
*) Numus grossus.

16ten Jahrhunderts gab es auch Gulden von Silber.

Da das Geld weiter nichts, als eine Waare ist, so steht der Werth desselben mit der vorhandenen Menge im Verhältnisse. Je weniger also in einem Lande baares Geld vorhanden ist, um so mehr wird es gesucht, um so heurer müssen es diejenigen, die es wüthig haben, erkaußen. In Italien, zu Florenz und Venedig, wo man einen beträchtlichen Geldreichthum hatte, konnte man für 5 vom 100 Capitalien geliehen bekommen; in Deutschland gehörten schon 10 vom 100 zu den gewöhnlichen Zinsen, und sowohl hier, als in Frankreich, England und Italien, bezahlte man wohl 12, 24, 42 ja 48 vom 100. Da der Geldwucher durch päpstliche Gesetze den christlichen Kaufleuten untersagt war, so war er um so mehr ein Geschäft der Juden, die, weil sie weder Ackerbau, noch Handwerke treiben durften, auf den Handel, und vornehmlich auf den Geldhandel, thre ganze Aufmerksamkeit richteten. Wenn sie nun auch hier und da Bürgerrechte erlangten, so war der Handelsgeist ihrem Charakter

schon

schon so tief eingeprägt, daß ihnen jede Beschäftigung, zu welcher anhaltende Anstrengung erfordert wird, zur Last fiel, und daß sie, zu derselben gezwungen, sich höchst unglücklich fühlten. Geldwucher war hingegen ihr angenehmster Zeitvertreib, dem sie alle ihre List, allen ihren Erfindungsgeist, widmeten. Die Fürsten dieser Zeit bedienten sich sehr oft der Hülfe der Juden, um aus ihrer Geldverlegenheit herauszukommen. Sie verpachteten ihnen ihre Einkünfte; sie machten sie wohl gar zu Finanzministern, und wenn die Juden auch zuweilen aus einem Lande fortgejagt wurden, so riefen sie die Fürsten, die ihre Hülfe nicht entbehren konnten, bald wieder zurück. Aus republikanischen Staaten, wo der Kaufmann auf die Staatsangelegenheiten Einfluß hat, wurden sie zuerst verbannt. Doch eben diese Kaufleute, besonders die Lombardischen, wetteiferten mit den Juden in Ansehung des Geldwuchers.

Die Italiener waren überhaupt unter allen Europäern diejenigen, die am meisten Geldhandel und Wucher trieben. Zu diesem Handel mußten sie aber entweder große Vorräthe

von gangbarer Münze haben, oder sie wenigstens anweisen können. Anweisungen leiteten aber auf das Wechselgeschäfte. Wechsel waren anfangs Anweisungen, für deren Bezahlung man mit seiner Person haftete. Sie waren folglich eben so gut als baares Geld. Man konnte sie also auch an andre verkaufen. Durch solche Wechsel zog die päpstliche Kammer oft ihre Einkünfte aus andern Ländern. Durch einen solchen Wechsel bekam der König Heinrich Raspe die 25000 Mark, mit welchen ihn der Papst unterstützte. *) Die italienischen Geldwechsler waren auch wahrscheinlich die Erfinder der Assecuranzen, die schon um das Jahr 1450 in den Niederlanden in Gang kamen.

*) Papiergeleld hatten schon die Mongolen, zur Zeit ihres Grosshans Kobla. Es bestand aus schwarzen, länglich viereckigen Stückchen aus der feinsten innern Rinde des Maulbeebaumes.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Schilderung der Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Tafel, Hoffeste, Hofstaat, Jagd, Sittenverderbniß.

Die seit dem 13ten Jahrhundert sehr merklich vergrößerte Betriebsamkeit der Bewohner von Europa hatte, in Verbindung mit den herrlichen Erfindungen, durch welche Künste und Wissenschaften zu einer höhern Volksmenheit gedichen, in manchen Ländern unseres Erdtheiles, vornehmlich in Italien und Deutschland, Wohlstand und Luxus erzeugt. Es gab jetzt sowohl in Deutschland, als in Italien, eine große Anzahl schön gebauter und wohlhabender Städte. Fast alle deutsche Städte, die nur einiges Gewerbe hatten, besonders

ders aber diejenigen, welche die wohlthätigen Einflüsse der Hanse fühlten, waren in diesem Zeitraume erweitert worden, hatten eine Neustadt, und auch wohl mehrere Vorstädte, erhalten. Die Verschönerung und Erweiterung der Städte wanderte aus den Niederlanden, und besonders aus Flandern und Brabant, nach Westphalen, Nieder- und Obersachsen. Die hölzernen, budenartigen Hütten verwandelten sich in steinerne, mit Ziegeln gesdeckte und mit Schornsteinen versehene Häuser von mehrern Stockwerken mit Glassfenstern. Sonst machten die Viehhäuser, die, so wie der Mist, gemeinlich nach der Straße zu angelegt waren, einen großen, ja vielleicht den größern Theil einer deutschen Stadt, aus. In den schmalen, krummen, ungepflasterten Straßen erhoben sich Hügel von Mist, welche den Durchgang und die Durchfahrt hemmten, welche einen unaufhörlichen Tummelplatz der Schweine abgaben. Jetzt waren Märkte und Plätze dieser Städte, mit großen Kirchen und Rathhäusern, mit Kauf-Gewands- (Tuch-) Kornhäusern, Gasthöfen, Hospitalern u. s. w. angefüllt. Unter den schönen Städten des damaligen Deutschlands zeich:

zeichneten sich Köln mit seinen herrlichen Kirchen und Klöstern; Gent, Brügge, Maynz, Worms, Speyer, Straßburg mit dem erstaunenswürdigen Münster; Augsburg, das manche für schöner hielten, als Paris; Aachen, Trier, Regensburg, München, Wien mit seiner prächtigen Stephans Kirche; Prag, Breslau, Lübeck, und Nürnberg, dessen Privathäuser für einen König von Schottland gut genug gewesen wären, besonders aus. In Italien gab es mehrere prächtige Städte, als Venetia, Genua, Florenz, Neapel; sie waren aber im Ganzen genommen nicht schöner, als die deutschen. Die italienischen Städte erhielten übrigens eben so wie die deutschen, ihre meisten Prachtgebäude im 15. Jahrhundert. In Frankreich, England und Spanien, wo es noch wenig Gewerbe gab, fand man auch wenig gutgebaute Städte. Paris war indessen eine der ersten, die gepflastert wurde.

Der Wohlstand und Luxus der Italiener und Deutschen zeigte sich besonders in ihrem Privatleben. Sie wohnten, sie kleideten sich, sie aßen ungleich besser, als in den vorl:

vorigen Seiten. Die Fürsten, Herren und Ritter wohnten auf ihren Bergschlössern reinlicher und gesünder, als die Bewohner der meisten Städte, denen es noch immer an Reinigungsanstalten fehlte, und die daher noch immer mit Sumpfen angefüllt waren, welche mit der Unsauberkeit der Menschen verbunden, die Lust verpesteten, und Hautkrankheiten hervorbrachten. So gesund aber auch die Fürsten und Herren in Deutschland wohnten, so fehlte ihnen doch noch manche Bequemlichkeit der jetzigen Zeit. Die Tafeln, und die sie umgebenden Bänke, waren von schlecht bearbeitetem Holze, mit Decken und Polstern belegt. Zur Verzierung ihrer Wände dienten pyramidalisch aufgestürmte Trink- und Tafelgeschirre von Gold und Silber, dienten kostbar gearbeitete Tafeln, die blos zur Schau da standen. Der estrichne Boden sowohl der Speisesäle, als der Wohn- und Schlafzimmer, war mit hohen Lagen von Stroh, und im Sommer mit Blumen, Laub und seinen Reisern, auch wohl mit Schilf, belegt, das den Hof- und Hausbedienten zum Sitzen und zur Schlafstätte diente. Sonst war das Sizzen auf Stühlen den deutschen

Her-

Herren so eigen, daß sie es in Constantinopel einführten. Lehnstühle kamen in Frankreich zuerst unter Heinrich III vor. Die Tafeln der Großen waren mit seinen, weißen Tüchern belegt, die aber auf manchen so lange liegen blieben, daß man ihre Grundfarbe gar nicht mehr erkennen konnte. Servietten waren im 14ten Jahrhundert in Frankreich noch nicht allgemein. Noch erhellten die Säle und Zimmer keine Wand- und Kronleuchter, sondern Wachsfaßeln, die von Bedienten empor gehalten wurden.

In der Kleidung äußerte sich im Ganzen genommen mehr Pracht, als in der Wohnung. Sie war bey vornehmen und reichen Personen nicht nur prächtig, sondern auch sehr abwechselnd. Die Fürsten und Ritter trugen Wasserdröcke von kostbarem, schweren, buntscheckigen Stoffe, die mit Zierrathen überladen waren. Auch die weiten und langen Prachtmäntel, die man über die Rüstung warf, waren von Gold- und Silberstoff, von Sammet, von anderm Seidenzeug, von Scharlach, mit Gold, Silber, Edelsteinen gestickt, mit dem kostbarsten Pelzwerke verbrämmt

bedünit oder gefüttert, und auch wohl mit Schellen behängt. Diese Mäntel kamen durch die Kreuzfüge nach Europa, weil die Ordensritter sie zu ihrer Kleidung wählten. Schon der h. Bernhard äußerte seinen Unwillen über diese Pracht; aber dennoch erschienen Fürsten, Herren und Ritter nicht nur bey Turnieren, sondern auch bey dem ernstlichen Kampfe, mit griechischen oder morgenländischen weiten Mänteln, welche die Deutschen Hoiken nannten. Ihre gewöhnliche Kleidung aber blieb der kurze, oder der Waffentrock, und noch Karl VI von Frankreich trug einen solchen Rock von schwarzem Sammet. Sein Hut war von Scharlach. Ehedem trug man Mäzen von grobem Zeuge, ansangs von weißer Farbe. Seit dem 14ten Jahrhundert machte man diese Mäzen, vermutlich um das Eindringen der Rösser von ihnen abzuhalten, von Filz. Schon 1360 gab es zu Nürnberg Hutmacher. Lange Zeit durfte man mit dem Hute nicht in der Kirche erscheinen. Die Beinkleider, oder Hosen, waren so weitläufig gemacht, daß man zu einer wohl auf 100 Ellen Zeug brauchte. Die Deutschen nennen sie Pluderhosen. Schnäbel machten da:

mahls

mahls so wie jetzt eine Zierde der Schuhe aus. Mit Schnäbeln und Spizzen trug man sie in Frankreich bis auf Ludwig XI. Der Schnabel war mit Krallen, Nägeln und Hörnern geziert. Im 14ten Jahrhundert bestimmt man das Maß der Schnäbel nach dem Range; eine fürstliche Person durfte sie $2\frac{1}{2}$, ein Freyherr 2, und ein gewöhnlicher Edelmann $1\frac{1}{2}$ Fuß lang tragen. Es gab (1370) zu Zürich Schuhe mit Spizzen, in die man etwas legen konnte. Ueber die spitzigen Schuhe eiferte besonders der Kreuzprediger Capistrano, und seine Vorstellungen bewirkten auch, daß zu Nürnberg (1460) die Länge der Spize durch den Senat bestimmt wurde. Auch wurden sie, auf Ansuchen des Bischofes von Bamberg, endlich (1473) gar verboten. In Bern durften sie (seit 1470) nicht länger, als das Vordergesenk eines Fingers seyn. Zur Befestigung der Schuhe dienten noch keine Schnallen, sondern Bänder. Edelsteine und Perlen glänzten nicht allein an den Kleidern, sondern auch an den Waffen, an der Rüstung, an den Decken, und an dem Geshirre der Pferde. Um den Aufwand, den die Kreuzfüge

züge verursachten, zu vermindern, wurden sie von den Königen Philipp August von Frankreich, und Richard von England, untersagt; aber sie erhielten sich dennoch bey ihrem Werthe. Eine Hauptzierde der Fürsten und Herren war die Scherpe, die aus zwey sich kreuzenden Binden von verschiedener Farbe bestand.

Auf die Kopf-Haare der Herren wurde noch wenig Sorgfalt gewendet; aber der Bart beschäftigte ihre Eitelkeit um so lebhafter. Die Mönche ließen sich zuerst barbieren. Unter den Weltlichen erschienen mit abgenommenen Bart zuerst einige Große, die ihre Haare in einer Krankheit eingebüßt hatten. Andre waren auf ihren Bart so stolz, daß sie ihn, um ihn nicht zu missen, lieber falsch trugen. Am Ende ließ sich jedermann rasieren, um einen falschen Bart tragen zu können. Dies geschah besonders in Castilien so häufig daß der König Pedro sich bewogen fand, dieser Sitte durch ein Verboth Einhalt zu thun. Große und reiche Herren trugen wohl gar goldne Bärte.

Die

Die damahligen Damen durften ihren Männern in Ansehung der Eitelkeit natürlich keine Vorwürfe machen. Sie kleideten sich in die prächtigsten und kostbarsten Stoffe; sie schmückten sich mit Perlen und Edelsteinen. Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII., war die erste Dame in Frankreich, die Edelsteine trug. Bald stieg aber der Luxus sowohl hierin, als in dem Pusze überhaupt, so hoch, daß der deutsche Adel es nothwendig fand, sich und seine Töchter durch Aufwandsgesetze einzuschränken. Diesen zu Folge sollte eine Dame bey Turnieren nicht mehr als vier mit Perlen oder Edelsteinen gezierte Kleider tragen, sollte sie mit keinem ganz aus Goldsstoff versetzten, und mit Perlen gestickten Kleide erscheinen. Die Moden wechselten damals zwar nicht so oft als jetzt, aber doch immer schnell genug, ab. Am häufigsten geschah es gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, wo, mit den spanischen, französischen, italienischen und deutschen Armeen, auch viele vornehme Herren dieser Nationen mit ihren Weibern und Töchtern herum zogen. Vornehme und reiche Frauenzimmer fanden ein Vergnügen daran mit den verschiedenen Nationaltrachten abzuwechseln.

wechseln. Zur Befestigung ihrer Kleider brauchten die Damen des Mittelalters lange Zeit kleine Stiftpinsel von Holz, die man endlich von Metall machte, und schon im Jahre 1370 wurden zu Nürnberg Madeln verfertigt. Hemden von Leinwand wurden erst im 15ten Jahrhundert gewöhnlich, und Karls VII. Gemahlin soll in Frankreich die erste gewesen seyn, die sich eines solchen Hemdes bediente.

Die Kochkunst hatte es damahls noch nicht sehr weit gebracht, den Magen und die Säfte der Vornehmnen zu verderben. Die Deutschen, und selbst die Großen aßen gesalzene und geräucherte Fische, Pökelfleisch, Schinken, Wurst, harte Hülsenfrüchte, unverdauliche Mehlspeisen, nebst einigen Kohlarten. Noch zu den Zeiten Friedrichs III war die Tafel der Fürsten zwar mit verschiedenen feinen Gerichten besetzt; aber die Hofbedienten mußten sich mit schwarzem Brode, faulem und stinkendem Fleische von vierfüßigen Thieren und Fischen, mit zähem Kuh- Ziegen- oder Bärenfleisch, und mit fast ungenießbaren Hülsenfrüchten, oder Gemüßarten, begnügen. Von jeher aß man im nordlichen Deutschland einz-

einfachere und härtere Speisen, als im südl. Wenn die Domherren zu Bamberg 8. Speisen auf ihren Tafeln hatten, so mußten die Beysitzer der sächsischen Opfengerichte mit 3 Speisen zufrieden seyn. In England liebte man gleichfalls harte und einfache Speisen. Die Franzosen aßen vorzüglich gern frisches und eingesalznes Schweinefleisch. Erbsen mit geräuchertem oder gesalzenem Schweinefleisch war selbst für die Tafeln der Könige nicht zu schlecht. An mehrern Festen trug man blos Gerichte von Schweinefleisch auf. Das Fleisch von jungen Rehen hielt man für unreif. Unter dem Geflügel schätzte man besonders die Gans. Auf die Tafeln der vornehmsten Häuser kamen Reiher, Kraniche, Krähen, Störche, Schwäne, Raben, Rohrdommeln, Geyer, ja selbst Meerschweine und Seehunde, kam das Fleisch und die Zungen von Wallfischen. Die harten und unverdaulichen Speisen veranlaßten einen unmäßigen Gebrauch von Gewürzen. Die damahligen Köche machten viele Brühen von Pfeffer, Zimmt, Nelken, Muscaten, Ingwer, Knoblauch, Safran, der, wie der Zucker, mit welchem man alle Gerichte bestreute, zu den um-

unentbehrlichsten Bestandtheilen derselben gehörte. Jedes Gericht hatte seine eigne Brühe; manche hatten derselben 2 bis 3, von welchen eine immer hitziger und zusammen gesetzter, als die andre, war. Zum Nachtische gab man überzuckerte Gewürze, um den Magen zu stärken. Die Mahnmen und Formen von diesem Zuckerwerke verriethen einen eben so unzüchtigen Geschmack, als die Figuren auf den Bechern, welche man den Damen zubrachte. Die Menge der Gerichte, welche man auf die Tafeln der Großen setzte, war wenigstens eben so zahlreich und kostbar, als in unsern Zeiten. Dies veranlaßte (seit 1200) häufige Luxusgesetze der Könige von Frankreich.

Man trank damals mehr, aber schlechter, als jetzt. Die Weine hatte im Ganzen genommen weniger Güte; man baute sowohl in Frankreich als in Deutschland an manchem Ort Wein, wo das Klima zum Auskochen desselben zu kalt ist. Mancher deutsche Fürst und Edelmann verauschte sich in meißnischem und brandenburgischem Landwein. Die Städte, die Handel trieben, wurden mit den feineren griechischen und italienischen Weinen

nen

nen bekannt, und durch die Kaufleute kamen sie auf die Fürstentafeln. Diese Weine waren aber für den Magen der damahlichen Großen nicht stark genug. Man kochte sie mit den hitzigsten und kostbarsten Gewürzen ab. Daraus entstand Claret und Hippokras; daraus entstanden Liquers, die sehr häufig zum Frühstücke, oder vor der Tafel, getrunken wurden. Mit ihnen machte man Fürsten und Gönnern, bey Feyerlichkeiten, ein angenehmes Geschenk. Man vermischte den Wein auch mit Wermuth, mit Honig, mit dem Saft von Beeren und mit Zucker. Der Brantewein, der im Jahr 1333 noch ein chemisches Geheimniß war, wurde jetzt immer allgemeiner getrunken. Zuerst versorgten ihn die Bürger von Modena in großer Menge. Auch die Venezianer handelten mit demselben, und die deutschen Bergleute fanden ihn bald sehr wohltätig, um die ungesunden Ausdünstungen der Gruben und Schachte niederzuschlagen. Bier war damals von den Tafeln der Fürsten und Großen noch nicht verbannt. Ein Braunschweiger, Christian Mumme, braute (1489) eine neue Art von Bier, die nach seinem Namen genannt wurde.

Galletti Westg. 9r Th.

D

Da

Da die Könige und Fürsten damahls noch nicht so viele Geschäfte und Verstreunungen als jetzt hatten, und da ihr durch die Jagd und andere Leibesübungen gestärkter Magen nicht lange warten konnte, so nahmen sie ihre Mittags- und Abendmahlzeit auch sehr früh ein. Noch zur Zeit des Königes Heinrich VII von England aß man um 10 Uhr zu Mittag, und um 4 Uhr zu Abend. Eben diese Tischzeit dauerte in Frankreich bis ins 16te Jahrhundert fort.

Fast alles war damahls weit einfacher und kunstloser als jetzt. Eben so war es auch das Hofleben. Hofstage waren nur bey großen Familienfesten der Fürsten, z. B. bey Hochzeiten, Kindtaufen und Geburthstagen, gewöhnlich. Alsdenn herrschte aber auch eine fast unbegreifliche Verschwendung und Pracht. Das Vermählungsfest des Vaters der berühmten Markgräfin Mathilde von Toscana dauerte 3 Monathe. Bey der Krönung des Königes Roger von Sicilien (1130) wurden blos goldne und silberne Schüsseln auf die Taschen gesetzt, und die gemeinsten Hofbedienten waren in Seide gekleidet. Besonders prächtig

war der Reichstag, den der Kaiser Friedrich I (1182) zu Maynz hielt. Die Stadt Köln allein schickte 406 Reisige. Ein solcher Reichstag glich einem großen Cavallerie-Lager. In Frankreich wurden (so wie zur Zeit der Karolinger) die Hofstage gemeineglich um Ostern und Allerheiligen gehalten. In England waren die drey hohen Feste dazu bestimmt. Die Kronvasallen wurden durch ein königliches Ausschreiben dazu eingeladen. Der König erschien mit der Krone auf dem Haupte; die Großen zogen die Hofkleider an. In der Folge hielt man die Hofstage nicht mehr zu bestimmten Zeiten. Der Veranlassungen zu denselben wurden immer mehr. Eine Berathschlagung wegen eines Kreuzzuges, eine Krönung, die Einholung und der Empfang einer hohen Braut, oder anderer hoher Gäste, einefürstliche Vermählung und Geburt, ein Ritterordensfest, ein Turnier, verschaffte eine sehr schickliche Gelegenheit, einen Hoftag zu halten. An solchen Hoftagen wurden von den Vasallen und Städten kostbare Geschenke überreicht, die den königlichen und fürstlichen Thronen bilden halfen. Diese Geschenke bestanden in Frankreich und Eng-

land öfters aus golbnen und silbernen Schüsseln

Kaiser und Könige ließen sich, an grossen Hostagen, von ihren Fürsten und hohen Vasallen, bey der Tafel, zu Pferde bedienen. Dies thaten Karl IV von Deutschland und Karl VII von Frankreich. Bey jenem ritten die Kurfürsten bis an die Tafel. Ihre Pferde wurden von den Spielleuten und Bedienten gehalten. Das Andenken an diese Sitte erhält noch jetzt die Feyerlichkeit, welche die Krönungstafel des Kaisers zu begleiten pflegt.

Die Monarchen und Fürsten des Mittelalters waren stolz darauf, eine grosse Menge Ritter und Knapen, und recht viel Haussgefinde, an ihrem Hause versammelt zu sehen. Sie gaben ihnen Nahrung, Kleidung, Waffen, Sold. Oft reichten aber zur Unterhaltung derselben ihre Einkünfte nicht hin, und die mehrern hundert Ritter und Knapen hatten weiter nichts, als die Livree ihrer Herren, oder wohl gar nur die bloße Erlaubniß, sie zu tragen. Sie mussten sich also, so gut

als

als sie konnten, zu helfen suchen, und die Fürsten fanden es nicht unter ihrer Würde, einen Theil ihrer Beute sich abgeben zu lassen. Der Fürst oder Herr, dem es nicht an Vermögen fehlte, hielt, außer der Herrentafel, noch eine Marschallstafel, und einen dritten Tisch für die geringern Bedienten. Dabey machte er sich Gastfreyheit gegen Hohe und Niedre, die unaufhörlich seiner Burg zuströmten, zur Pflicht. Ein Drittel der Couverte rechnete man meistens für die Gäste. Doch die Fürsten und Herren, die auf einer Burg einkehrten, pflegten ihren Wirthen Kleinodien, Pferde und Geld zu schenken. Zuweilen beschenkten die Wirthen ihre Gäste. Als der Kaiser Wenzel den König Karl VI von Frankreich besuchte, verehrte dieser seinem Gaste alle goldne und silberne Geräthschaften, die auf der Tafel gestanden hatten, und deren Werth sich auf 20000 Goldgulden belief. Auch alle Ritter und Herren im Gefolge des Kaisers erhielten Kleinodien.

Im Ganzen genommen war der Hoffstaat der Könige und Fürsten des Mittelalters ein:

eingeschränkter, als das Hofgesinde der Grafen und Herren. Die Könige hatten nicht viel Einkünfte. Die Summen, die sie, vornehmlich die französischen Könige, seit dem 13ten Jahrhundert von ihren Untertanen erpreßten, verschlangen Soldner, Bucherer und geringere Bedienten. Der beständig unterhaltene Hofstaat war daher gar nicht zahlreich. Ludwig IX hatte nicht mehr als 4 Kammerherren, eben so viele Schenken und Stallmeister, imgleichen 3 Truchsesse, einen für den König, und 2 für das Hofgesinde. Seine Hofküche war, verhältnismäßig am stärksten, und zwar mit 24 Personen, besetzt. Dennoch brauchte man für dieselbe nicht mehr als 2 Wagen mit 4 Pferden, und für die Tafel des Königes einen Narr mit 3 Pferden. Der Marschall bestand aus 4 Stallmeistern, 2 Hufschmidten nebst 3 Gesellen, 4 Stallknechten und 1 Rechnungsführer. Zur Jägerey gehörten 16 Personen und 18 Hunde. Die ersten Kammerherren und Hofbeamten bekamen täglich nicht mehr als 6 Sous, und es wurden ihnen 3 Bedienten frey gehalten. Sie erhielten jährlich ein oder zweymahls eine

eine Livree, oder eine Hoffleidung, die nicht mehr als 5 Livres kostete, und ein gutes Pferd zu 16 Livres. Philipp der Schöne hatte schon einen Oberhofmarschall, einen Oberkämmerer, einen Oberschenken, und einen Obertruchses.

Schon die Könige des 15ten Jahrhunderts, die ihre Gewalt und ihre Einkünfte außerordentlich zu vermehren anstiegen, gaben ihren Höfen eine glänzendere Einrichtung, durch welche die edelsten und reichsten Personen herbeygelockt wurden. Ein wichtiges Beispiel gab hierin der burgundische Hof. Karl der Kühne, der eben so sehr der prächtigste, als der furchtbarste Fürst seiner Zeit seyn wollte, unterhielt bey seiner Kapelle 40 Personen, eben so viele Kammerdiener, eine Garde zu Pferde von 120 jungen Edelleuten, eine Fußgarde von Armbrustschützen und Pikenierern, und, glänzende Schaaren von Hofdamen. Sein Hofstaat kostete ihm jährlich 400000 Livres; für denselben waren aber auch wenige Städte groß genug.

Zum größten Aufwande der damahlichen Fürsten und Herren gehörte noch eine zahlreiche Menge von Pferden, Hunden und Stoszögeln. Die letztern führte man nicht nur auf Reisen, und auf Feldzügen in entfernte Länder, sondern selbst in der Kirche, mit sich. In Frankreich hatten mehrere große Herren das Recht, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen. Alle Verbothe der Päpste und Kirchenversammlungen konnten die Jagdvögel nicht aus den Kirchen entfernen. Ein einziger Graf hielt wohl 1600 Hunde, die gewiß nicht weniger, als eben so viele hunbert Bauernfamilien, verzehrten.

Die Jagd machte also ein Hauptvergnügen der Höfe aus. Zu den übrigen häuslichen und geselligen Freuden derselben gehörten Turniere, gehörte die Erzählung von ritterlichen Thaten und verliebten Abentheuern; gehörten Spiel, Gesang und Possen der Menetriers (Meistersänger) und der Hausgeistlichen; gehörten Tänze, Mummersreyen, Glücksspiele, Schauspiele u. s. w. Die Hofgeistlichen besorgten nicht allein den

Gottes-

Gottesdienst, und die Schreiberey, sondern auch die Hofmusik, wenigstens den Gesang. Sie theilten das letzte Geschäft mit den Menetriers, welche in die Erzählungen, die sie vorbrachten, und die Possenspiele, die sie aufführten, so unzüchtige und ärgerliche Reden und Handlungen einslehen ließen, daß sie die Geistlichkeit durch Verbothe zu unterdrücken suchte. Aber die meisten Fürsten und Herren hörten lieber die schmuggisten, in den niederklichsten Häusern vorgefallenen Geschichten, als die bewundernswürdigsten Heldenthaten. An Hostagen und großen Festen waren die Menetriers oft zu hunderten versammelt. In ihrer Gesellschaft erschienen auch Lustspringer, Seiltänzer, Taschenspieler, Gaukler, und Leute, die abgerichtete Thiere sehen ließen. Bey der Tafel wurden pantomimische, dramatische, unsfern grossen Opern ähnliche Vorstellungen, mit Hülfe von Maschinen, gegeben. Man stellte die Gärten der Hespertiden, die Belagerung von Troja, die Eroberung von Jerusalem u. s. w. in verschiedenen Aufzügen, vor. Die Aufzüge standen zuweilen in gar keiner Verbindung.

zu

Zu den Freuden des Hoflebens durste man im Mittelalter die Reisen nicht rechnen, weil dieselben mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft zu seyn pflegten. Erstlich waren die meisten Wege noch sehr wenig ausgebessert; und die Brücken schlecht gebaut; sodann durften die Mannspersonen, nicht so wie die Frauenzimmer, in bedeckten Wagen fahren; ja sie durfsten nicht einmahl das stärkere und muthige Streitroß gegen die schwächere und zahmere Stute vertauschen. Die auf den Wegen aufpassenden Räuber waren nicht selten auch den Fürsten, und ihrem Gefolge, gefährlich. Die Herbergen befanden sich außer den Städten und Schlössern, besonders auf den Dörfern, wo man nicht einmahl die nothwendigsten Bedürfnisse antraf. Die Reisen gehörten also zu den größten Mühseligkeiten des Hoflebens. Daher ließen sich die Könige und Fürsten auch nur selten von ihren Gemahlinnen begleiten. Dagegen befanden sich in threm Gefolge liederliche Frauenzimmer, die zu Pferde und auch wohl zu Fuße, mit reiseten. Die Könige von Frankreich hatten grosse Scharen von solchen Weibspersonen, die gleichsam ihren Has-

rem

zem ausmachten. Es gab von solchen Buhlerinnen zuweilen auf 1500 bey einer Armee. Doch unterhielten die Könige keine eigentlichen Maitressen, die sich in die Angelegenheiten des Hofs und Staates einmischten. Dergleichen kamen, selbst im 15ten Jahrhunderte, nur bey stillsitzenden geistlichen weltlichen Fürsten Italiens, besonders bey den Päbsten, vor. Eine der ersten königlichen Maitressen war Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII., der, nach dem Tode derselben, in die Weichlichkeit und Wollust eines orientalischen Despoten versank. Da wo Fürsten einkehrten, war es Pflicht, ihnen, bei Lustbarkeiten, die Damen des Hauses und der Nachbarschaft, oder auch wohl die angesehensten bürgerlichen Frauenzimmer, vorzustellen, und diese wetteiferten in den Vermählungen, die Aufmerksamkeit derselben auf ihre Reize zu ziehen, weil man diejenigen glücklich pries, welche die Gunst der Monarchen oder Fürsten, auch nur auf eine kurze Zeit, genossen hatten. Sitten-Versderbniß war daher eine gewöhnliche Folge des Aufenthaltes eines Königes, oder Fürsten. Die Könige und Fürsten hatten viele unehliche

liche Kinder, die man, so wie die nachgesbohrnen Söhne, Bastarden nenne.

Das Sittenverderbniß und die Schamlosigkeit des vorigen Zeitraumes hatte noch zu genommen. Die durch schlechte Regierungsverfassung gar nicht in den Schranken gehaltene Uebermacht eines unbändigen Adels, und einer noch mächtigern und ausgelasseneren Geistlichkeit hatte, in Verbindung mit der Zügellosigkeit der mit allen Lastern Griechenlands und des Orients bekannten Kreuzfahrer, und dem schnell angewachsenen Reichthum der Handelssädte, die Ausübung der Wollust über alle Gränzen hinausgetrieben. Die Könige und Fürsten unterhielten ganze Haufen von liebsterlichen Weibersonnen unter der Aussicht besonderer Marschälle. Die Mädchen, die sich jedermann preis gaben, machten in vielen Städten eine besondere Kunst aus, die der Obrigkeit Abgaben entrichtete, und daher ihren Schutz genoß. Die nicht kunstmaßigen Schwestern konnten gerichtlich belangt werden. Die Schamlosigkeit der Sitten zeigte sich bey allen Gelegenheiten. Sie zeigte sich sogar bey Festen, bey feyerlichen

lehen Handlungen. Bey dem Narrenfeste tanzten ja sogar nackende Geistliche. Bey dem Einzuge Ludwigs XI von Frankreich stellten die schönsten Mädchen nackende Sirenen vor. Auch bey den Turnieren kam manches Unzüchtige vor. Wie viel wollüstige Handlungen mag man sich da nicht in Privatgesellschaften erlaubt haben? Selbst an Hochzeiten wurde fast ganz nackend getanzt, wurde mit den Jungfrauen ein sehr unehrerbietiger Scherz getrieben. Die meisten Ehemänner hatten daher das Schicksal, von ihren Weibern gekrönt zu werden. Die Fürsten und Herren betrachteten die Jungfern und Mädchen ihrer Gemahlinnen gleichsam als ihren Harem. Die Geistlichkeit überließ sich den groben Sünden der Unmäßigkeit, und der unnatürlichen Laster, fast öffentlich. Die Geistlichen batzen ihre Nachbaren öffentlich zu Gevatter, und bezahlten den Bischofzen ihre Gebühren. Geistliche Kinder und Kurkinder galten fast für einerley.

Bey aller dieser Unzucht und Schamlosigkeit schien auf der andern Seite äußere Zucht und Frömmigkeit gewonnen zu haben.

Der

Der Fasten, Fasteyungen und anderer Bußwerke wurden innier mehr; man trieb seine christliche Demuth so weit, daß man die niedrigsten Arbeiten verrichtete; man stiftete ein Kloster, und eine Kirche nach der andern. Man hatte aber auch in der That recht viele fromme Mittel nöthig, wenn man im Alter die groben Sünden der Jugend wieder gut machen wollte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Glaubenslehre. Christliche Moral. Werth des Klosterlebens und der Fasteyungen. Neue Mönchsorden. Bettelmönche. Inquisition. Prozessionen, Annaten, und andre päpstliche Anmaßungen.

Auf die Denkart dieses Zeitalters hatten die christlichen Glaubenslehren den merklichsten Einfluß. Eben diese Glaubenslehren flossen aber, wenigstens zum Theil, aus der philosophischen Denkart des Mittelalters her. Scholastische Philosophie und Kreuzsige zeigten sich hier sehr wirksam. Des berühmten Scholastikers Lombardus Auszüge aus den Kirchenvätern, nach den Materien geordnet *), übertrafen vielleicht jedes theologische Buch

*) Quatuor libri sententiarum.

Buch an Ansehn. Sie wurden drey Jahrhunderte hindurch erklärt und commentirt. Seitdem wurde es den Päpsten gar nicht schwer, neue Glaubensartikel einzuführen. Seitdem zweifelte niemand mehr an den sieben Sacramenten. Durch die Kreuzzüge erschien die geistlichen Indulgenzen, oder der Abläß, einen sehr ausgebreteten Werth. Die Theilnahme an einem Kreuzzuge war ja der vollgültigste Abläß, den man sich denken konnte. Nun kam noch der große Abläßhandel dazu, welchen das Jubeljahr erzeugte, das der Papst Bonifacius VIII (1300) zuerst einführte. Alle diejenigen, die an diesem alle hundert Jahre zu haltenden Feste nach Rom wanderten, sollten vollkommen Abläß, d. i. Erlassung der Sündenstrafen, genießen. Dies brachte eine große Menge Geld in die päpstliche Fasse. Es war dennach ganz natürlich, wenn es die folgenden Päpste für rathsam fanden, das Jubeljahr alle funfzig, alle fünf und zwanzig Jahre, zu halten. Zuletzt ersparte man sogar den Leuten die Mühe, nach Rom zu kommen. Man trug ihnen den Abläß in ihr Vaterland entgegen. Es zogen nun Abläßprediger aus einer Gegend in die andre.

Wie die Kreuzzüge aufgehört hatten, dienten die Kriege gegen die Türken, diente der Bau der großen Peterskirche zu Rom, zum Vorwande. Man theilte nun den Abläß, so wie jede andre Waare, in größere und kleinere Partheien. Man bekam ihn auf Tage, Wochen, Monathe, Jahre, auf das ganze Leben. Man erhielt ihn eben sowohl für Todte, als für Lebendige. Auf ein gerechtes oder billiges Verhältniß wurde dabei gar keine Rücksicht genommen. Für einen Ehebruch, für einen Mord u. s. w. büßte man nicht so hoch, als für die Vernachlässigung von Fasten und Gebeten, für das Tragen modischer Kleider.

Der Werth des Ablasses wurde durch die Ohrenbeichte, und die Brod- und Weinverwandlung, die der Papst Innocenz III (1215) als Glaubensartikel einführte, noch mehr erhöhet. Man fieng (Seit 1250) an, den weltlichen Personen den Abendmahlskelch zu entziehen, den man den Königen bis ins 14te Jahrhundert erlaubte. Durch die Bekanntschaft mit den Ortechen, zu welchen die

Kreuzzüge Gelegenheit gaben, gelangten die europäischen Christen zu dem Besitze der vermeinten Gebeine vieler Märtyrer und Heiligen, die zu mancher Wallfahrt, zu mancher aber gläubischen Verehrung, die Veranlassung gaben. Ein besonders wichtiger Glaubensartikel wurde nun auch die Verehrung der Marie, die, als die Mutter des Weltherrlandes, ohne Erbsünde geboren seyn sollte. Mit ihrer sündenlosen Geburth nicht zufrieden, glaubte man aber, der göttlichen Eigenschaften ihres Sohnes wegen, annehmen zu müssen, daß sie auf eine ganz unsinnliche Art schwanger geworden sey. Man stützte sich über diese sogenannte unbefleckte Empfängniß mit einer so großen Lebhaftigkeit, daß die Katholiken über dieselbe in zwey Partheyen zerstießen, bis die Universität zu Paris sie feierlich beschwören ließ.

Den überspannten Glaubenslehren war die Moral angemessen. Strenge Fasten, übertriebene Gelübde, und unbarmherzige Peinigungen des Körpers, hielt man für die wirksamsten Mittel der Frömmigkeit. Der große Hause verstand unter dem Fasten die Enthalt-

haltsamkeit, die er in Ansehung des Fleisches der Landthiere bewies. Diese Enthaltsamkeit diente dem Reichen und Vornehmen zum Mittel, seinem Genusse der Tafel-Freuden einen neuen Reiz zu verschaffen. Seine Köche wußten, indem sie Fische in allerley Fleischspeisen verwandelten, ihn auf eine angenehme Art zu täuschen. Seit dem 13ten Jahrhundert fieng man an, das Fasten in weniger beschwerliche gute Werke zu verwandeln, oder für eine Geldsumme gar zu erlassen.

Zu den übertriebensten Forderungen, die man an die Menschheit mache, gehörte unstreitig das Gelübde der Keuschheit. Es war schon hart genug, daß man es den Mönchen und Nonnen zur Pflicht machen mußte. Aber nun kam man in Italien, und zwar zuerst in Mayland, auf den Einfall, auch die Ehe andrer Geistlichen für verdammenswürdige Hurerey zu erklären. Gregor VII verwandelte diesen Einfall in ein allgemeines Verboth der Kirche *), das, ungeachtet

*) Theil VI, S. 329.

achtet es die lebhaftesten Vorstellungen und Widersprüche veranlaßte, endlich doch durchgesetzt wurde. Eben dieses Verbot bewirkte, daß die Geistlichen, die ihren Naturtrieb auf dem ordentlichen Wege nun nicht mehr befriedigen durften, auf allerley Ausschweifungen der Sinnlichkeit verfielen, die ein schreckliches Sittenverderbniß nach sich zögen. Seitdem verwandelte sich der Veichtvater sehr oft in den Verführer der schönen Frau, oder des blühenden Mädchens, die er von ihrer Sündenlast befreien sollte. Seitdem verleitete der ältere Mönch seinen jüngern Klosterbruder zu Handlungen der Wollust, die ihn frühzeitig zu einer Beute des Grabs machten. Seitdem stellten die Klöster sehr oft Wohnsäle des größten Elends, und der abscheulichsten Lasterhaftigkeit, vor.

Dennnoch wußten die auf ihren Vortheil so läufig bedachten Klostergeistlichen den Glauben, daß man durch die Anlegung der Ordenskleider von allen Sünden sich reinigen könnte, immer herrschender zu machen. Mancher, der seinen Lebenswandel recht verdienstlich

lich einrichten wollte, verurtheilte sich freiwillig zu den niedrigsten und schmäzigsten Arbeiten der Layenbrüder. An den heiligen Peter, der Weissagte und Wunder that, schlossen sich so viele vornehme und reiche Leute an, daß man derer, die das Ordenskleid annahmen, über 3000 zählte. Solche Herren nahmen aber das Ordenskleid nicht eher an, als bis sie, am Rande des Grabs, eine lebhafte Gewissensunruhe empfanden. Vom Tode überraschte ließen sich wenigstens im Ordenskleide begraben. In einer Kirche, in der Nähe eines Altars, begraben zu werden, und einen verstorbenen Heiligen zum Nachbar zu haben, mußte für eine von frommen Übergläuben erfüllte Seele einen ganz besondern Werth haben. Dieses Glück erlangte man aber nur für eine ausnehmliche Geldsumme, und so wurde dieser fromme Wahnsinn eine ergiebige Quelle für Kirchen und Klöster,

Nach einem ähnlichen frommen Wahnsinn glaubte man, durch Züchtigungen und Mißhandlungen des Körpers, welche zur Dämpfung der Sinnlichkeit dienten, eine hohe Stufe

Stufe der Verdienstlichkeit zu ersteigen. In dieser Absicht peinigte man sein Fleisch durch Hemden, die von Haaren gewebt, oder aus eisernen Ningen geslochten waren; durch zackige Gürtel oder Ninge, die man anlegte; durch schwere Ketten, mit welchen man sich belastete. Man übte sich, die unleidlichste Hitze, und die grimmigste Kälte, zu ertragen. Man brachte oft ganze Mächte in besetzten Seen und Flüssen zu. Beulen und Wunden wurden viehisch vernachlässigt, oder durch Reizung noch verschlimmert. Man unterzog sich gefahrvollen und beschwerlichen Wallfahrten in entfernte Länder und Erdtheile. Man zog mit entblößtem Rücken, den man mit einer schrecklichen Geißel zerfleischte, aus einem Lande in das andre. Solche Schwärmer wurden Flagellanten oder Geißler genannt. Ihre Wuth stieg nach der großen Pest im 14ten Jahrhundert am höchsten. Der heilige Peter peitschte mehrere Geistliche seines Klosters noch in der Todesstunde. Die Idee, durch ununterbrochene Andachtsübungen, und strenge Bußmittel, sich ein gegründetes Recht auf die ewige Seligkeit zu erwerben, machte manche mit einer

einer feurigen Phantasie versehene Person, die ihre Lieblingswünsche vereitelt gesehen hatte, zum Religionsschwärmer. Anhaltendes Fasten und Beten konnte ja eine an Wahnsinn gränzende Überspannung hervorbringen. Manche schienen aber schon von der Natur zur Religionsschwärmerey bestimmt. Unter diese gehörten Ludwig IX von Frankreich, und seine Schwester Isabelle, gehörte die thüringische Landgräfin Elisabeth. Aber wie mächtig reizte hier auch nicht der Gedanke, daß man nach dem Tode unter die Zahl der Heiligen versetzt, oder canonisiert werden könnte! Bey dem Grabe dessjenigen, der zu dieser Ehre gelangen wollte, mussten aber Wunder geschehen. Wenn der Bischof, in dessen Sprengel das Grab lag, die Wunder glaubwürdig fand, so erfolgte die Heiligsprechung. Seit dem 12ten Jahrhundert maßte sich der Papst ein ausschließliches Recht an, diese Promotion vorzunehmen, und Alexander III verbot den übrigen Bischöfen das Canonisiren ganz ausdrücklich.

Unstreitig wuchs die Religionsschwärmerey mit der Zahl der Mönchsorden, die in diesem

diesem Zeitraume sich sehr vermehrten. Mehrere Jahrhunderte hindurch waren alle Mönche entweder Benedictiner, oder Augustiner, als zu Anfang dieses Zeitraumes in kurzer Zeit (1086 — 1120) noch drey neue Mönchsorden hinzukamen. Ein deutscher Edelmann, Bruno von Köln, Chorherr zu Nheims, wanderte, mit seinem Erzbischof unzufrieden, in die Wüste bey Chartreuse unweit Grenoble in Dauphiné. Hier widmete er sich, in Gesellschaft von 6 andern Geistlichen, einer äußerst strengen Lebensart. So entstand der unbarmherzige Orden der Kartäuser. Nicht lange hernach (1098) fühlte sich der Abt Robert von Molesme, zu Cîteaux in Bourgogne, zur Verbesserung des Mönchstandes verufen. Die Mönche, die seine Regeln annahmen, hießen nun Cistercienser. Der große Kreuzprediger Bernhard stiftete und verbesserte so viele Klöster dieses Ordens, daß man dessen Mitglieder auch Bernhardiner nannte. Robert, ein niederrheinischer Edelmann, der in der Folge Erzbischof zu Magdeburg wurde, hielt es für nöthig, die Regel des h. Augustins mit einigen strengen Gesetzen zu vermehren.

Da

Da nun das erste Kloster dieses neuen Ordens zu Premonrat im Bisthume Laon seinen Sitz hatte, so wurden die Mönche Prämonstratenser, und, von ihrer Kleidung, auch weiße Canonici, genannt.

Die Mönche waren durch die Freygebigkeit frommer Menschen zu reich geworden. Der Reichtum verleitete sie zu einem bequemen und üppigen Leben, bey welchem sie die ursprünglichen Pflichten ihres Standes fast ganz vergaßen. Besonders geschah dies seit der Zeit, als sie die mißseligen Geschäfte, denen sie sich ehemahls selbst unterzichen mußten, andern übertragen durften. Man fieng nehmlich, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, in einigen Klöstern, an, weltliche Personen unter dem Nahmen der Layenbrüder aufzunehmen, um ihnen jene Arbeiten zu überlassen. Man that dies, wie man sagte, nicht sowohl zur Bequemlichkeit, als in der Absicht, den Wissenschaften ungestörter obliegen zu können. Bald benutzte man aber die schöne Muße, um sich rechte gute Tage zu machen, und selbst die Päpste wagten es nicht zu leugnen, daß es den Mönchen kein

rech-

rechter Ernst wäre, Gottes Wort zu predigen, und das Volk zu unterrichten.

Das ausschweifende, unzweckmäßige Leben der Mönche fiel unter andern einem gewissen Spanier, Dominicus Guzmann, so lebhaft auf, daß er auf eine Reformation der Ordensgeistlichen dachte. Weil an dem Verfalle der Klosterzucht der Reichthum hauptsächlich Schuld war, so hielt es Dominicus für unumgänglich nöthig, die Entfernung desselben zu bewirken. Er vertauschte daher seine Chorherren-Kleidung gegen einen Bettler-Rock, bettelte sein Brod von Haus zu Haus, und predigte, wo er hinkam, vornehmlich im südlichen Frankreich, mit den glänzendsten Beyfall. Dieß gab (1216) zur Stiftung eines neuen Mönchsordens Gelegenheit, der blos von frommen Gaben leben, und die Unterweisung des Volkes zu seinem Hauptgeschäfte machen sollte. Des Dominicus Freund, Franz von Assisi, den eine Krankheit, die ihm den Tod in der Nähe zeigte, aus einem ausschweifenden Jüngling in einem moralischen Schwärmer verwandelte; der allen Bequemlichkeiten des Lebens ent-

sagte, und an den sich bald andre von seiner Denkart anschlossen, stiftete (1223) einen neuen Orden von Bettelmönchen. Ein Dominikaner oder Franciscanerkloster war sehr leicht gestiftet. Sobald der Klosterbau vollendet war, so erhielten sich die Mitglieder des neuen Klosters von selbst. Die Zahl dieser Klöster vermehrte sich daher unglaublich schnell. Der Papst erlaubte den Bettelmönchen, überall zu predigen, Beichte zu hören, und den reichlichsten Ablass zu erscheilen. Bischöfe und Dorfpriester verlohrten seitdem das Vertrauen ihrer Gemeinde. Alles lief dem Bettelmönch zu, der für leichtre Strafen absolvierte, und nicht so genau examinierte. Die Päpste kounten die Bettelmönche auch recht gut brauchen, um in den Ländern der Monarchen, mit denen sie in Feindschaft lebten, Unruhen anzufangen; denn niemand wirkte auf den grossen Haufen mächtiger, als die auf den Dörfern herumziehenden Bettelmönche, als Dominikaner und Franciscaner, welche auf Universitäten und Schulen so viel Einfluß hatten.

Die Dominikaner, die so viel unter das Volk kamen, konnten die Gesinnungen desselben

selben am glücklichsten ausforschen. Hieran war, seit den so bedeutenden Unruhen der Waldenser und Albigenser *), dem Pabst besonders viel gelegen. Philipp August von Frankreich unterstützte dessen Eifer, die Ungläubigen oder Ketzer aufzusuchen, und bestrafen zu lassen. Wenn nun die Ermahnungen und Vorstellungen der Dominicaner den Sinn der Ketzer nicht erweichen wollten, so zeigten sie es der weltlichen Obrigkeit an, welche die strengen königlichen Gesetze gegen dieselben in Ausübung brachte. Die weltlichen Richter behandelten die Ketzer aber nicht immer streng genug; auch war es den Geistlichen zu weitläufig, die Ketzer : Untersuchung ihrer Entscheidung zu übergeben. Man verordnete daher, in den vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs, eine aus einem Prälaten und drey weltlichen Personen bestehende Commission, welche die Ketzer zu erforschen, und bestrafen sollte. So entstanden die Inquisitiongerichte. Da aber auch diese Commissionen der Strenge, die man

man von ihnen erwartete, nicht geschwinde genug Gnade leisteten, so hielt es der Pabst Gregor IX (1233) für nöthig, die Ketzerverfolgung mit der Predigerpflicht in unmittelbare Verbindung zu bringen. Der Bischof sollte nun gar nicht mehr mit der Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer zu thun haben, sondern sie ganz den Dominicanern überlassen. Diese stellten seidem unbarmherzige Ketzerrichter vor, deren Aussprüche die weltliche Obrigkeit zur Vollziehung bringen mußte. In keinem Lande aber fand der Inquisitionsproceß weniger Geyfall, als in Deutschland, wo der schreckliche Ketzerverfolger, Konrad von Marburg, der Vetter vater der h. Elisabeth, von dem über seine Hinrichtungen erbitterten Volke getötet wurde.

Die Inquisition war eins der vornehmsten Mittel, durch welche der Pabst seinen Weltthron gegen alle Erschütterungen zu schützen suchte. Durch Gregor VII war der geistliche Stand vor der weltlichen Regierung ganz unabhängig gemacht worden *).

Der

*) Theil VH, S. 299.

*) Theil VI, S. 310 sc.

Der Kaiser hatte auf die Wahl der Bischöfe wenig, und auf die Ernennung eines Pabstes, fast gar keinen Einfluß mehr. Die letztere war jetzt blos in der Gewalt der Cardinale. Alexander III. (st. 1181) setzte fest, daß zwey Drittel ihrer Stimmen für die Mehrheit gelten sollte; auch schrieb er alle Umstände der Wahlserlichkeit vor. Da es jedoch auch unter den Cardinalen immer Partheyen gab, so fand der Kaiser manchmal Gelegenheit, einen seinen politischen Absichten angemessenen Pabst wählen zu lassen. Nach dem Muster des Cardinalscolles gerns verwandelten sich auch die Geistlichen, die einen Bischof wählten, in geschlossene Gesellschaften, oder sogenannte Capitel. Die Adligen schlossen die Bürgerlichen von der Aufnahme in die Domcapitel immer mehr aus, und endlich konnte nur einer, der 8 oder 16 Ahnen zählte, auf eine Domherrenstelle Anspruch machen.

Das Vergnügen des Adels, im ausschließenden Besitz der bischöflichen Würden zu seyn, wurde ihnen auf der andern Seite durch die immer mehr um sich greifenden

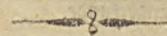
Anz:

Anmaßungen des Pabstes verbittert. Da durch die Verlegung des päpstlichen Wohnsitzes nach Avignon die weltliche Herrschaft in Italien, und die mit derselben verbündeten Einkünfte, fast ganz aufgehört hatten, so mußte die Kammer des h. Vaters sich neue Hülfsquellen zu verschaffen suchen. Man fand diese in der Besitzung von auswärtigen Bischümern, Abteien, in der Vergabe von Pfründen, die man den Cardinalen und Glückslingen zuwendete. Erstlich kam eine Bitte, diesen oder jenen würdigen Mann mit einem Bisthume, einer Abtey, oder einer Pfründe, zu versehen. Die Bitte verwandelte sich aber bald in einen Befehl, den man eine Provision nannte; in eine Bulle, durch welche dem Domcapitel, noch vor dem Tode eines Bischofes oder Abtes, angezeigt wurde, daß der Pabst bereits für den Nachfolger desselben gesorgt habe. Die reichsten Bischofsstellen kamen nun an die Cardinale, denen man die Einkünfte nach Avignon schicken mußte. Bischümner, Abteyen, Pfründen, wurden zu Avignon gleichsam verauktionirt. Wer durch die Gnade des Pabstes eine solche Stelle erhielt,

erhielt, konnte sich auch wohl der Bes dingung unterwerfen, demselben das erste Jahr seiner Einkünfte aufzupfern. Diese waren die für die päpstliche Lässe so ergiebigen Annaten. Die Bestätigung des Pabstes und die Palliengelder, welche die Bischöfe nach Rom schicken mußten, machten große Summen aus. Die Regierung eines Bischofes, der meistens schon ein ziemliches Alter erreicht hatte, dauerte nicht lange. Um so drückender war es daher für seinen Sprengel, jene Kosten aufzubringen, und die Klagen über das eigennützige Verfahren des Pabstes wurden immer lauter. Verges bens erwartete man von den Synoden zu Pisa, Constance und Basel, daß sie diesen Klagen abhelfen würden.

So sehr man aber sich über den Pabst beschwerte, so unzufrieden war man, vornehmlich in Deutschland, über die seinem Beyspiele nacheifernde hohe und niedre Gei stlichkeit, welche den Vann zur Besiedigung ihrer eigenmächtigen oder rachsüchtigen Absichten misbrauchte, und, zum großen Nachtheile

theile der weltlichen Personen, sich Steuer Freyheit und andre Vorrechte, anmaßte. Es war einmahl eine Zeit, wo die Geistlichen wahre Tyrannen der Weltlichen abgaben.



Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Studium der Alten. Ausbildung der neuen Sprachen. Ritterpoesie. Neuere Dichtkunst. Geschichte. Länderkunde.

Wenn zu Anfange dieses Zeitraumes, in Ansehung der schönen Künste und der Wissenschaften, fast überall noch Dunkelheit und Unwissenheit herrschte, so erschien gegen das Ende eben desselben die schöne Morgenröthe, welche den herrlichen Tag des folgenden Zeitalters verkündigte. Diese schöne Morgenröthe führten mancherley Ursachen herbe. Die Kreuzzüge machten die Abendländer mit dem Morgenlande bekannt, sie vermehrten die Masse der europäischen Kenntnisse; sie entwickelten den für die Dichtkunst so wichtigen Geist

Geist der Ritterschaft; sie gaben der Handlung einen neuen Schwung. Die Geistlichen sahen sich endlich nicht mehr im Besitze des wissenschaftlichen Monopols; die Weltlichen, die sich den Wissenschaften widmeten, fühlten sich von den Vorurtheilen und vom Abergläuben weniger beherrscht, als die Mönche, welche bisher die meisten Lehrer abgegeben hatten. Die Universitäten dienten wenigstens dazu, gelehrte Kenntnisse zu vermehren und umzutauschen. Die osmanische Eroberung der Stadt Constantinopel verschneuchte manchen vortrefflichen Kenner des griechischen Alterthumes nach Italien. Endlich gab die Buchdruckerkunst zur Vermehrung, und zur wohlfeilern Anschaffung der Bücher, Gelegenheit.

Das Studium der Alten erhielt sich zu Constantinopel fast, ohne Unterbrechung. Zur Zeit der Kaiser aus der Familie der Komnenen und Paläologen, wurden die alten Schriftsteller selbst in den niedern Schulen gelesen, und wenn man sie einige Zeit hindurch daselbst vernachlässigte, so war die Negierung der lateinischen Kaiser daran Schuld. Von Constantinopel wanderte die Liebe für

das Studium der Classiker nach Italien. Emanuel Chrysoloras, der Italien, als Gefandter des griechischen Kaisers, hatte kennen lernen, fand an diesem Lande so viel Vergnügen, daß er (1390) dahin zog, und zu Florenz, Mailand, Pavia, Venetia und Rom in der griechischen Sprache Unterricht ertheilte. Dadurch verschaffte er der griechischen Literatur in Italien neues Leben. Um dieselbe machte sich auch Theoder Gaza sehr verdient. Er verließ (1430) das von den Osmanen eroberte Thessalonich, und lehrte die griechische Sprache zu Pavia, und an andern Orten; auch half er dem griechischen Studium durch eine Grammatik, und durch die Uebersetzung verschiedener griechischer Schriftsteller, auf. Doch schon der Kaiser Friedrich II. ließ, wegen seiner großen Vorliebe für die Naturgeschichte, viele Schriften des Aristoteles ins Lateinische übersetzen, und der berühmte Petrarcha beförderte das Studium der Classiker mit ausgezeichnetem Eifer. Dies wirkte auf die vollkommnere Ausbildung der italienischen Sprache.

Ueber-

Ueberhaupt kam jetzt der Zeitpunkt, wo die neuern Sprachen sich ihrer gegenwärtigen Cultur näherten. Im südlichen Frankreich bildete sich aus der römischen Bauersprache die sogenannte provenzalische Sprache, in der so mancher Dichter sang. Das Deutsche, oder eigentlich die schwäbische Mundart, wurde durch die Minnesinger verfeinert. Seit dem 13ten Jahrhundert brauchte man die deutsche Sprache auch in Staatschriften; aber die Gelehrten schrieben noch lange blos in der lateinischen Sprache. In Spanien wurden, seit der Regierung des Königes Alfons X. von Castilien, die öffentlichen Urkunden in der Muttersprache ausgefertigt. In England, wo die Gelehrten barbarisches Latein schrieben, blieb hingegen die Landessprache noch sehr ungebildet.

Zur Verfeinerung und Veredlung der neuern Sprachen trugen die Dichter das meiste bei. Zu Anfangs dieses Zeitraumes blühte die Dichtkunst fast nur im Morgenlande, bey den Arabern und Persern. Unter den letztern lebten einige Dichter von großem Werthe, d. V. Ferdusi (st. 1020) der per;

persische Homer, der in einem epischen Gedichte die Thaten der alten Könige von Persien schildert; Sadi, aus Schiras, (st. 1292) der Verfasser des Gulistans (Rosengartens) und Hafiz, gleichfalls aus Schiras (st. 1386) der Horaz der Perse. Unter den griechischen Dichtern dieses Zeitalters gab es wenige die mehr Genie als Fleiß zeigten.

Die arabischen Dichter in Spanien erregten das sanfte Spiel poetischer Phantasie in den vorzüglichern Köpfen von Südfrankreich, in der sogenannten Provence. So entzünden die Provenzalldichter, die für das westliche Europa einen ganz neuen Ton der Dichtkunst anstimmten, den Ton der Ritterpoesie. Eine derselben verwandte Art der Dichtkunst liebten die Nationen deutschen Ursprunges von jeher. Lange Zeit war das Rolandsspiel der allgemeine Schlachtgesang der Franzosen. An die Stelle der alten gallischen Gardes waren Ministerialen getreten, deren Verpflichtung hauptsächlich auf die Kriegsmusik gieng. Der Rittergeist stimmte die Dichtkunst romantisch. Plötzlich bemächtigte sich die Liebe zum Dichten des ganzen Ritterstandes. Selbst Fürsten mischten

ten sich unter die Dichter. Wie viel Vergnügen gewährte es aber auch nicht, den am Hofe versammelten Damen und Herren, die Schilderung wundervoller Ritterthaten mit Beifall vorzusingen, oder vorzusagen! Dergleichen Rittergeschichten oder Romanzen leisteten ja damahls alles dasjenige, was die feinere lesende Welt nur verlangte. Es ist daher sehr begreiflich, daß Ritter, Mönche, Studenten, Musikanten — daß alles reimte. Ohnedies reimte man ja damahls alles, erdichtete und wahre Gegebenheiten, Chroniken und Legenden, lustige Schwänke und fromme Gebetthe. Auch wurde alles mit Reimen beschmiert; Thore, Mauern, Grabsteine, Pfeiler, Fenster, Hausgeräthe. Am meisten und liebsten reimte man aber von Krieg und Liebe, von Religion und Abenteuer, von der Heiligkeit des weiblichen Geschlechtes. Sehr gerne reimte man auch Satyren auf die herrschsüchtige Geistlichkeit.

Große gereimte Erzählungen nannte man Romane, weil sie, im Gegensahe der allemahl lateinisch geschriebenen größern Geschichtsbücher, in der Landessprache, abgesehen

säft waren. Die ersten Romane waren den Thaten Gottfrieds von Bouillon und seiner Helden gewidmet. Es gab zweyerley Gattungen dieser Romane: 1) bloße Chroniken, und 2) Heldengeschichten. Der Ritter mußte von jeder seiner Fahrten einem Herolde einen eidlichen Bericht ablegen, der dem Wappenkönige in Verwahrung gegeben wurde. Vornehme Ritter hielten ihre eigne Herolde, die immer an ihrer Seite waren. Sie wählten hierzu die fähigsten Köpfe unter ihren Knapen, welche zugleich Marschälle vorstellten. Ihre Berichte machten den Hauptstoss der Romane aus. Diese bestanden aus kurzen, singbaren Zeilen, die man in Strophen theilen konnte, und jeder Roman, wurde, unter der Begleitung eines Saitenspiels, abgesungen. Die Thaten Karls des Großen, imgleichen des fabelhaften englischen Königes Arthur, der die Tafelrunde gestiftet haben sollte *), und andrer

Helden

*) Eduard III erneuerte sie zu Windsor, und aus allen Theilen von Europa strömten Ritter nach ihr hin.

Helden dieser Art, gaben den Gegenstand vieler, vorzüglich berühmter Romane, ab. Die Wahrheit konnte durch die ihr beymischtten romantischen Erfindungen, durch die aus dem Orient entlehnten abergläubischen, wunderbaren und furchterlichen Erzählungen, kaum mehr durchschimmern. In die Zeit der politischen Tollheit gehörte auch die Tollheit der Gedanken. Wie die Kreuzfahrze und die irrenden Ritter aufhörten; wie das Studium der Dichter des Alterthums wieder auflebte, da verlehr sich allmählig auch der Geschmack an den Romanen und Rittergedichten.

Aus der Provence, und aus Catalonien, wanderte die Ritterpoesie, durch Nordfrankreich und England, nach Italien und Deutschland, bis nach Island. Die Provenzalsprache war allen ihren Schwestern in der Ausbildung lange vorausgegangen. Diese glücklichen Fortschritte machte sie besonders an dem Hofe der mächtigen Grafen von Provence, welche die besten Dichter um sich herum versammelten, welche mit ihnen um die Wette sangen. Seit der Zeit ges
hörte

hörte die Dichtkunst zum guten Tone der Höfe. Man nannte die Provenzalidichter auch Troubadours, oder Erfinder. Sie dauer-ten, vom Anfange der Kreuzzüge, 300 Jahre lang. Zu ihren Erfindungen gehören die Schäfergedichte, und die Liebeshöfe.

Als die Provence an die Könige von Frankreich kam, verwandelte sich die rauhere französische Mundart derselben in die Hof- und Dichtersprache. Die noch übrigen Funken dichterischen Genies wurden durch die schrecklichen Unruhen der Waldenser ausgelöscht, und die Troubadours empfahlen sich durch ihre Aufführung jetzt so wenig, daß die Stadt Bologna es (1288) für nöthig fand, ihnen das Singen auf der öffentlichen Straße zu verbieten.

Der Gemahlin Karls von Anjou, der Beatrix, einer gebohrnen Gräfin von Provence, folgten (1265) die Troubadours über die Alpen nach Sizilien und Neapel. Doch schon vorher wanderten viele Provenzalen nach Italien, und viele Italiener nach der Provence, wo sie zum Theil gut aufgenommen

men

men und angestellt wurden. Bald versammelten auch die italienischen Fürsten mehrere Dichter an ihrem Hofe. Da die italienische Sprache mit der provenzalischen viele Ahnlichkeit hatte, so war die Nachbildung der provenzalischen Dichter für die Italiener um so leichter, und gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts war der italienische Romanzo schon zu einiger Festigkeit gediehen. In Sizilien blühte die Dichtkunst schon seit den Zeiten der Araber.

Der berengarsche Regentenstamm herrschte auch im südlichen Spanien, wo die limosinische Sprache sich nach der provenzalischen bildete. In der Folge gieng die Dichtkunst auch zu den Castilianern über, und der bekannte König Alsons X von Castilien war auch einer der ersten castillischen Dichter. Zu den Eigenheiten der castillischen Poesie gehörten die den Mauern nachgeahmten romantischen Lieder und Erzählungen; kleine epische Gesänge über Krieg und Liebe.

Das von den cultivirten Ländern getrennte nordliche Frankreich erhielt erst spät eine gebil-

bildete Sprache. Bis auf die Zeiten des Königes Philipp August wurde alles lateinisch geschrieben. In der Landessprache reimte man nur Volkslieder, und andre poetische Kleinigkeiten. Die französische Sprache kämpfte noch manches Jahrhundert hindurch mit ihrem rauhen Charakter. Die Nordfranzosen, welche die Provenzalen, wegen ihrer Absonderung, und ihres unkriegerischen Geistes, hassen, verachteten auch ihre Sprache und ihre Dichter. Die Ministerialen, die mit ihren Gesängen die Höfe belustigten, hießen Menetriers; aber diese Menetriers zogen auch wohl im Lande umher, und sangen in Dialogen eingekleidete Erzählungen ab, die von Musik begleitet wurden.

Aus Frankreich, als aus dem Musterlande der neuen Welt, wanderten die französischen Dichter und ihre Gedichte nach andern Ländern, und besonders nach Italien und England. Die fähigsten Köpfe der Italiener ein Dante, ein Petrarca, studierten zu Paris, und bildeten sich in Frankreich aus. Dante hatte nicht nur Provenzalen, sondern auch Dichter aus Nordfrankreich, vor Augen.

Des

Des Boccaccio Novellen sind aus den französischen Fabliaux und Contes theils wörtlich übersezt, theils ihnen nachgeahmt. Die italienischen Romane waren, bis auf die Zeiten des Ariosts, weiter nichts als Uebersetzungen, Ergänzungen und Nachahmungen der französischen.

Auch in England war, seit den Zeiten Eduards des Bekenners und Wilhelms des Eroberers, der französische Einfluss sehr sichtbar. Wilhelm der Eroberer führte die normannische, oder die nordfranzösische Sprache, in den Gerichten und Urkunden, und bey den vornehmern Standen, ein. Das französische wurde die englische Hofsprache. Die höhere Geistlichkeit musste französisch sprechen können; man lehrte die Kinder französisch lesen; die Studenten dissipirten eben so wohl französisch als lateinisch. Zwey hundert Jahre hindurch, bis auf Eduard I., war Britannien mehr französisch als englisch. Bis dahin schrieb man alles, was nicht für das gemeine Volk bestimmt war, entweder französisch oder lateinisch. Daher waren die ersten Rittergesänge, unter deren wärmste Verehrer Richard

Ödwenherz gehörte, in französischer Sprache abgefaßt. Es gab auch in England Mene- triers oder Minstrels, die herumzogen, und sich mit französischen Ritterliedern hören ließen, und das Französische war 200 Jahre hindurch die allgemeine Dichtersprache Englands. Erst Eduard III untersagte den Gebrauch der französischen Sprache in den Gerichten, und dennoch verlor sich derselbe nur allmählig. Die sächsische Sprache der alten Angelsachsen hatte sich nur mit Mühe bey dem Gottesdienste, und bey dem gemeinen Volke, erhalten können. In derselben schrieb man seit dem 12ten Jahrhundert. So bildete sich, unter dem Einflusse der französischen Sprache, die angelsächsische Mundart, eine Vermischung des Sächsischen und Französi- schen, die, besonders seit der Zeit, da der Bürgerstand in England sich hob, sich immer vollkommener entwickelte. Seit den Zeiten Edwards I wetteiferten die englischen Dichter mit den französischen. Seit Eduard III wurde das Englische die allgemeine Schrift- und Umgangssprache. Die englischen Dichter versetigten vornehmlich Balladen, oder heroische Erzählungen kriegerischer Thaten, wor-

in sie die normannischen Dichter zum Mu- ster nahmen. Oft beschäftigten sich diese Minstrels aber blos damit, daß sie Lieder und Balladen zusammen stoppelten. Die meisten derselben wurden erst in der Folge zu Papier gebracht. Mit den Ritterweisen verloren sie sich von den Höfen unter das gemeine Volk.

Nach Deutschland kam die Ritterpoesie zur Zeit der hohenstauffischen Kaiser. Die an dem Hofe derselben befindlichen Schwaben lernten die Provenzaldichter kennen, und fühlten, wenn sie die Anlage dazu hatten, bald die Neigung, dieselben in ihrer schwäbischen Mundart nachzubilden. So entstanden die schwäbischen Dichter, die man Min- nesänger (Liebesdichter) und Meistersänger nannte. Durch sie wurde die schwäbische Mundart immer reicher, biegsamer, harmo- nischer; durch sie wurde sie allgemeine Schrift- und Büchersprache. Meistens war aber die deutsche Ritterpoesie ein bloßer Nachhall der französischen. Daß aber die deutschen Dichter auch die Alten studierten, beweisen die Aeneide von Heinrich von Veldeke, und die ovidi-

ovidischen Methamorphosen von Albrecht von Halberstadt. Auch gab es, außer den schwäbischen Kaisern, noch andre deutsche Fürsten, die ihre Neigung für die Dichtkunst thätig bewiesen. Unter diesen glänzte besonders der thüringische Landgraf Herrmann, der, schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, auf seinem Schlosse Wartburg bei Eisenach, einen Kreis von guten Dichtern unterhielt, die ihn durch ihren poetischen Wettschreit, der Krieg zu Wartburg genannt, aufforderndlich belustigten. Mit den Kreuzzügen, und den hohenstaufischen Kaisern, verlohr sich auch der Geschmack an der Ritterpoesie, denn der unbändige Fehdegeist des deutschen Adels gewaltsam niedergedrückte. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts machte man in Deutschland Verse, die halb deutsch und halb lateinisch waren.

Zum nordlichen Europa gab es seit den ältesten Zeiten Dichter, die man Skalden nannte, die sich, im Kriege und Frieden, im Gefolge der Fürsten befanden, die sie auf ihren weiten Seereisen begleiteten. Sie sangen in reimlosen Versen, weniger von den

Göttern,

Göttern, desto häufiger aber von den Helden der Nation, und hielten sich meistens ganz treu an die Geschichte. Im 12ten Jahrhundert nahmen sie, und zwar zuerst in Schweden, die Reime an. Die vorzüglichsten nordischen Dichter dieses Zeitalters, lebten aber in Island, dessen Bewohner, große Liebhaber von Reimen, sich Kenntnisse von aller Art sammelten, und die Sagen des alten Nordens angenehm zu erzählen wußten. Sie waren daher so beliebt und geschätzt, daß man nicht nur Hofdichter, sondern auch Räthe, aus ihnen machte. Gleich nach dem Christenthume fand sich auch das Ritterwesen im Norden ein, welches französische Ritter dahin versetzten. Zur Zeit der schwedischen Könige Birger und Magnus stiegen die schwedischen Herren an, ihre Söhne zu Paris und Montpellier studieren zu lassen. Seit der Zeit reimten die Schweden immer häufiger, und der Geschmack an romantischen Gedichten verbreitete sich auch nach Nordeuropa. Der letzte und zugleich der schätzbarste Dichter ist Snorre Sturleson (st. 1241).

Mit dem 13ten Jahrhundert verschwand in den meisten Ländern die eigentliche Ritterpoesie, und man wählte, zu Gedichten in der durch dieselbe veredelten und verfeinerten Sprache, auch andre Gegenstände, als Ritterthaten. Italien erhält jetzt einige seiner vortrefflichsten Dichter. Dante Alighieri, aus Florenz (†. 1321) Krieger und Staatsmann, aber wegen seiner weissischen Gesinnungen aus seinem Vaterlande verbannt, schilderte in einem langen aus drey Theilen bestehenden Gedicht, die göttliche Comedie genannt, das eine allgemeine Bewunderung erregte, mit den glühendsten Farben, die Sitten seines Zeitalters. Franz Petrarca (1304 — 1374) von Arezzo in Toscana, der eigentliche Vater der italienischen Dichtkunst, und einer der vorzüglichsten Wiederhersteller des guten Geschmacks, bildete sich, durch ein richtiges Gefühl für alles Große und Schöne geleitet, und von der reizenden Laura bezaubert, nach dem Muster eines Virgils und Cicero. Giovanni Boccaccio, gleichfalls ein Florentiner, des Petrarca Zeitgenosse, entwickelte seine vorzüglichern Fähigkeiten durch den Umgang mit eben demselben, und durch das fleißige

Ab:

Abschreiben und Studium der Alten. Sein Decamerone, eine Sammlung von 100 Novellen oder Erzählungen, ist das erste Werk in italienischer Prose, und man kann den Boccaccio gleichsam als den Schöpfer derselben ansehen.

In Frankreich gab es in diesem Zeitalter noch keinen Dichter von Bedeutung. In Deutschland wurde seit den Zeiten der Ritterpoesie die Sprache immer matter, kälter, und unfähiger für den poetischen Ausdruck; auch schlichen sich immer mehr fremde, besonders lateinische Wörter, in dieselbe ein. Der Adel überließ das Reimen nun den Bürgerschen. Die Dichtkunst wurde zu einem Handwerke der Meistersänger: Kunst herabgewürdigt. Diese lehrten ihre Reimkunst in Singschulen, und belustigten das Publicum durch poetische Wettsirene. Sie reimten Gelegenheitsgedichte, biblische Geschichten, Chroniken, und ihre Volkslieder wurden von jedermann gesungen. England hatte im 14ten Jahrhundert an Gottfried Chaucer, der am Hofe Edwards III. lebte, und sich auf Reisen und in der großen Welt ausbildete, einen vor-

züglichlichen Dichter, der die provenzalischen und italienischen Dichter studierte und nachahmte.

Die Geschichte, aus welcher die damalige Poesie so manchen Gegenstand entlehnte, wurde erst gegen das Ende dieses Zeitraumes mit etwas mehr Geschmack und Kunst getrieben. Seit dem 13ten Jahrhundert gab es eine große Menge von gereimten Chroniken. Dagegen vermehrten sich auch die Sammlungen von Urkunden, die einen so wichtigen Theil der Geschichte des Mittelalters ausmachen. Die Geschichtschreiber der Araber waren zwar von dem schönen Muster der Alten noch weit entfernt; sie übertrafen aber doch die Historiker anderer Nationen an Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Menschenkenntniß. In Persien, wo die ältesten literarischen Denkmäler von den Chaliften vernichtet worden waren, übersetzte man in der Folge arabische Schriften in die Landessprache und alles, besonders auch die Geschichte, wurde nach arabischem Muster gesformt. Die Griechen hatten noch einige gute Geschichtschreiber, als thre Anna Komnena, die Bio-

gras

graphin ihres Vaters, des Kaisers Alexius; ihren Georg Gemistius, der um 1450 fast 100 Jahre alt starb, und einen Theil der griechischen Geschichte bearbeitete. Die italienischen Geschichtschreiber des 13ten und 14ten Jahrhunderts erzählen noch viele Märchen; gegen das Ende dieses Zeitraumes hob sich aber eine ganze Schaar besserer Historiker empor. Die spanischen Geschichtschreiber schmeichelten ihren Königen, und vernachlässigten eben sowohl die Zeitrechnung, als die historische Kunst. Auch die französischen Historiker dieses Zeitalters schrieben meistens ohne Quellen-Prüfung. Die Geschichte Ludwigs des Heiligen von Johann von Joinville *) war das erste Geschichtsbuch in französischer Sprache. In Deutschland gab es erst seit dem 15ten Jahrhundert Chroniken in der Muttersprache, deren Verfasser von Übergläuben, Märchensucht und Kleinigkeiten Geist sich beherrschen ließen. Ähnliche Chroniken hatten auch die Engländer. Unter den nordlichen Völkern stellten die Russen zuerst wahre Geschichtschreiber auf. An der Spitze

der;

*) Theil VII, S. 328.

derselben steht ihr ältester Annalist, der Mönch Nestor (um 1100). Arc Frodi (st. 1148) schrieb isländische Jahrbücher, die für die älteste Geschichte des Nordens eine große Wichtigkeit haben, aber von Snorre Sturlasons Heimskringla (Geschichte von Norwegen) doch noch übertrffen werden. Der erste erträgliche Geschichtschreiber Polens ist Radislawek, Bischof zu Krakau (st. 1226).

Die Erdkunde hatte, besonders gegen das Ende dieses Zeitraumes, große Fortschritte gemacht. Der Gebrauch des Kompasses, der die Entdeckungsfahrten beförderte, erweiterte den Umfang geographischer Kenntnisse, die jedoch nur von wenig Schriftstellern zum Gegenstande ihrer Bemühungen gewählt wurden. Die Araber hatten verschiedene Geographien, und sogar ganze Erdbeschreibungen in Versen. Auch der Italiener Berlinghieri trug die Geographie in Versen vor. Landkarten kamen noch nicht häufig vor. Ein maynzischer Domherr Heinrich vervollständigte für den Kaiser Heinrich V eine Art von Weltkarte. Im 15ten Jahrhundert hatten Bianco zu Venetia, und Behaim zu Nürnberg, solche Weltkarten.

Doch

Doch seit dem 13ten Jahrhundert vermehrten sich die Reisebeschreiber, vermehrten sich die geographischen Kenntnisse ungemein. Die Wallfahrten nach Asien, die in den Heilsgeschichten umständlich beschrieben wurden, unterhielten die Bekanntschaft mit diesem Erdscheile. Aus ihnen setzte man die wunderbaren Weltberichte *) zusammen, die, in Klöstern und auf Universitäten, bey Tische und an den Winterabenden, vorgelesen, und meistens mit großem Beyfalle, angehört wurden. Ganz vorzüglich machten sich aber die vielen Missionare oder Heidenbekehrer, welche Asien durchzogen, um die Erweiterung der Erdkunde verdient. Von ihnen wurde manche Länderbeschreibung nach Europa gebracht. Zu diesen Missionarien gehörte der Italiener de Plano Carpini, den der Papst Innocenz IV an die Chan von Kaptshack schickte **), dessen Reisenachrichten die große Tatatarey der damaligen Welt fast bekannter machten, als sie es der gegenwärtigen ist. Aussführliche, die Berichte der Vorgänger ergänzende

*) Mirabilia Mundi.

**) Theil VII, S. 389.

Beschreibungen, ließerte Wilhelm Nuisbroek (Nubruquis) aus Brabant, den der König Ludwig IX von Frankreich, von Cremona aus, über das schwarze Meer, und durch die Krim (1253) an den Großchan Manku schickte. So wurde die Weltherrschaft der Mongolen ein Beförderungsmittel der Erdkunde! Der Papst Clemens V ließ den armenischen Fürsten Haithan (1307) nach Frankreich kommen, um ihn, wegen eines Kreuzzuges gegen die Türken, zu Rathé zu ziehen. Dieser entwarf nun in dieser Absicht eine Übersicht der asiatischen Staaten, welche alle die bisherigen an Ausführlichkeit übertraf. Aber auch ihn ließ Marco Polo, ein Venezianer, ein Abkömmling eines um Schiffahrt und Erdkunde so sehr verdienten Volkes, weit hinter sich zurück. Polo, der, in Gesellschaft seines Vaters, 26 Jahre in Asien unherreiste, und (seit 1270) nicht nur die Küsten Malabar und Koromandel, sondern auch Indien jenseits des Ganges, bereisete, kam auch nach China, wo er drey Jahre lang, im Dienste des Großchans Kublai, Befehlshaber einer Stadt war. Er sah die größte Stadt Peking. Des Thees erwähnt er nicht,

aber

aber die Schüsseln und Teller von Porzellan blieben ihm nicht unbekannt. Japan, die Inseln Borneo und Sumatra, in gleichen Venegalen, lernte er gleichfalls kennen; in Africa wurde er aber blos mit den beyden Küstenländern Zanguebar und Abyssinien bekannt. Sein Werk über die Morgenländer blieb lange Zeit das Handbuch über die asiatische Geographie. Oderich von Portenau, der, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, vom schwarzen Meere bis nach China reisete, trug zur Erweiterung der Länderkunde nichts bey, und Johann Mandeville, ein englischer Ritter, der dem Sultan von Aegypten diente, ließerte blos Auszüge aus dahmähligen Modebüchern. Lehrreicher war die Reisebeschreibung des Ruy Gonzalez de Clavijo, den der König Heinrich III von Castillien an den Weltfürmer Timur schickte. Sie hellte den Handelsgang dieser Zeit, und die Verfassung der Mongosley, auf. Im Dienste eben dieses Timurs befand sich der Deutsche, Johann Sildberger, dessen Nachrichten aber größtentheils unbrauchbar sind. Aus diesen und andern Reisebeschreibungen entlehnten nun die Chronikenbeschreiber die Nachrichten von entfernten

ten Ländern, die sie ihren Werken einverlebten.

Die Beschreibungen europäischer Länder wurden auch nicht ganz vernachlässigt. Besonders bewiesen die Könige von England ihre Vorliebe für die Erdkunde durch den Eisernen, mit dem sie die Kenntnisse ihres Landes zu befördern suchten. Seit der Erfüllung der Buchdruckerkunst wurden die Landkarten mit Holzstöcken in die Bücher gedruckt.

Sie:

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Philosophie. Mathematik. Naturgeschichte und
Naturlehre. Chemie. Arzneywissenschaft. Rechts-
wissenschaft.

Schon im vorigen Zeitraume war die sogenannte scholastische oder Schulen-Philosophie entstanden; eine Frucht der Bemühung, die Philosophie in ein System zu bringen. Das platonische, oder eigentlich das alexandrinische System, hatte alle übrigen verdrängt. Aristoteles war darüber einige Zeit hindurch ganz vergessen worden. Allein in dem westlichen Europa, und vornehmlich in Frankreich, bekam Aristoteles im 12ten Jahrhundert viele Verehrer. Man studierte ihn aus lateinischen Übersetzungen, die nicht unmittelbar aus der grise

griechischen Urschrift, sondern aus dem Arabischen, gemacht worden waren. Schon in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts legte Johann Mousselin aus Bretagne zu Comptegne eine dialektische Schule an, die ihm viele Verfolgungen zuzog. Weil er und seine Anhänger die Erklärung der Wörter und Begriffe zu ihrem Hauptgeschäfte machten, so wurden sie Nominalisten genannt.

Einen ungleich größern Ruhm erwarb sich dessen Zeitgenosse Peter. Abellard oder Abélard (st. 1142) der zu Melun und Corbeil philosophischen Unterricht ertheilte, und es zum hauptsächlichsten Zweck seines Bestrebens machte, die geheimnißvollsten Lehren des Christenthums selbst aus heidnischen Büchern zu erklären. Er machte sich durch seine Stärke im Disputiren so viele Feinde, daß er sich manches Verfolgung zuzog. Der feurige Disputirer war aber auch ein feuriger Liebhaber. Dies bewies seine Liebe für die schöne Heloise, durch welche sich die Verwandten derselben so beleidigt fanden, daß sie ihn der Manneskraft beraubten. Er wurde hierauf ein Benedictinermönch in der Abtey St. Odon nys

nys. Aber auch hier wurde er, seiner Schriften wegen, so verfolgt, daß man ihn durch eine Kirchenversammlung zu Soissons als einen Ketzer verdammen ließ. Er starb endlich (1142) in einem Kloster nicht weit von Chalons an der Marne.

Einer seiner berühmtesten Nachfolger war Peter Lombardus aus Novara, Bischof zu Paris (st. 1164) dessen System der Theologie, das größte Meisterstück des 12ten Jahrhunderts, alle vorigen und gleichzeitigen Systeme verdrängte. Ein Schüler Abélards, Johann von Salisbury, der Kleine, Bischof zu Chartres, ein in den Alten sehr belesener, mit Weltkenntniß, Geschmack und richtigem Urtheile ausgerüsteter Philosoph, der schönste Geist seines Jahrhunderts, doch mehr zum Empfinden, als zum tiefen Denken gemacht, konnte die Wortphilosophie unmöglich gut finden, und verachtete sie vielmehr.

Die eigentliche scholastische Philosophie fängt sich aber erst zur Zeit Albrechts des Großen an, eines Dominicaners des 13ten Jahrhunderts, der den Aristoteles wieder zum herrschenden Philosophen erhob.

Das

Das durch uniwissende Ueberseher und Erklä-
rer verunstaltete System desselben galt jetzt
ganz allein. Die Alten wurden nun gar
nicht mehr gelesen. Den Albrecht übertraf
an Geist und Nuhm sein Schüler Thomas
von Aquino (st. 1274) ein Dominicaner, der,
fast in allen der angesehensten Städte Ita-
liens, mit so großem Veyfalle lehrte, daß
man ihn den Doctor angelicus (den engli-
schen Lehrer) nannte. Von ihm hatte die
Thomistensekte ihren Nahmen. Der Schö-
pfer einer höchst barbarischen, in die verwor-
renste Schreibart eingekleideten Terminologie,
war der irändische Franciscaner Johann
Duns Scotus (st. 1308) ein bewunderter
Lehrer der Universität zu Oxford, der soge-
nannte Doctor subtilissimus (der spitzfindigste
Lehrer). Nach ihm nennen sich seine Anhän-
ger Scotisten. Mit dem Wilhelm Duran-
dus, einem französischen Franciscaner, Leh-
rer der Theologie zu Paris und Rom (st.
1332) fängt sich das dritte Zeitalter der Scho-
lastiker an. Vorzüglichster Scharfsinn, große
Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe;
machten ihn zum natürlichen Gegner der
Thomisten. Jetzt traten auch einige kanti-
niß,

nifvolle und aufgeklärte Scholastiker auf, die
sich den großen Anmaßungen der Päpste leb-
haft widersetzen. Unter ihnen glänzte Wil-
helm Occam, ein englischer Franciscaner
(st. 1347) der den König Philipp IV von
Frankreich, und den Kaiser Ludwig von Bay-
ern, gegen die Päpste vertheidigte. Unter
ihnen glänzte ganz vorzüglich der durch seinen
wichtigen Einfluß auf die Kirchenversammlung
zu Coniunctis *) bekannte Kanzler der Universi-
tät zu Paris Johann Charlier Gerson (von
seinem Geburtheorte in Champagne st. 1429).
Er war unstreitig der geschmackvollste, bered-
ste, in den Alten belesenste Philosoph seiner
Zeit, der mit Menschenkenntniß Aufklärung
vereinigte,

Mathematische, vornehmlich astronomische
Kenntniße, wurden jetzt höher, als sonst, ge-
schätzt, und fleißiger bearbeitet. Lange waren
die Griechen und Araber die besten Mathe-
matiker. Diese studierten die griechischen Mat-
hematiker aus Uebersetzungen. Die Araber
waren auch die ersten, die sich der jetzigen
für

*) Theil VIII, S. 142.

für die Rechenkunst so wichtigen Zahlzeichen bedienten. Diese stammen, wie man glaubt, aus Indien her. Nach Europa brachten sie entweder die Kreuzzüge, oder der italienische Handel mit dem Orient, oder die arabische Herrschaft über Spanien. Auch die Griechen hatten diese Zahlzeichen kennen lernen, und wer sie von ihnen erhielt, nannte sie griechische Ziffern. Von den Gelehrten in Europa scheinen sie aber nicht viel vor dem 12ten Jahrhundert gebraucht worden zu seyn. Auch die Buchstabenrechnung, oder die Algebra, lernten die Europäer von den Arabern. Leonhard von Pisa brachte sie vor 1200 aus Bugie in Afrika nach Europa.

Die Europäer, die Schüler der Araber, übersetzten um 1150 den Euclides aus dem Arabischen ins Lateinische. Der Kaiser Friedrich II ließ des Ptolemäus Lehrgebände der Sternkunde, bey den Arabern Almagest genannt, gleichfalls aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen. Alfons X von Castilien ließ (um 1250) durch arabische, jüdische und christliche Astronomen, die bekannten astronomischen Tafeln seines Namens versetzen.

Ms

Albrecht der Große besaß in der angewandten Mathematik, besonders in der Astronomie und Mechanik, große Einsichten, die ihn in den Stand setzten, bewundernswürdige Maschinen zu fertigen. Ein noch größerer Mathematiker war Roger Bacon (st. 1284) ein englischer Franciskaner, der seine außerordentlichen Geistesgaben zu Oxford und Paris ausbildete, und, durch das Studium der Araber und der Natur, noch vollkommener entwickelte. In Deutschland wurde seit dem 15ten Jahrhundert Mathematik und Astronomie sehr eifrig getrieben. Zu Wien lehrte die Sternkunde Johann von Gmünden (st. 1442) dessen berühmtester Schüler Georg von Peurbach (st. 1461) war. Des letztern Theorie der Planeten galt lange Zeit für ein vorzügliches Lehrbuch. Aber Peurbachs Schüler, Johann Müller Regiomontanus von Königsberg in Franken (st. 1476), der in Italien das Griechische lernte, war derjenige, der das mathematische Studium in Deutschland in einen lebhafsten Gang brachte, der zuerst Algebra trieb, und um Trigonometrie und Mechanik sich besonders verdient machte. Nach ihm war sein Schüler Walther von Nürnberg

Galletti Wiltz. 9r Ch.

H. berg

berg (st. 1504) der größte Astronom seiner Zeit.

Johann Müller von Königsberg hat sich auch in der Geschichte des Kalenders unsterblich gemacht. Vor dem astronomischen Kalender hatte man ein, auf vielseitige Beobachtungen gegründetes chronologisches, Verzeichniß von Naturerscheinungen, also einen Natur- oder botanischen Kalender. Man hieng demselben die sogenannte Wetterpractica d. i. eine Anzeige der mutmaßlichen Witterung, an. Ein solcher Kalender galt auf viele Jahre. Johann Müller ließ (1476) einen Kalender zu Nürnberg drucken, der auf 30 Jahre galt, und dieser gieng so stark ab, daß man ihn mit 12 ungrißchen Ducaten bezahlte. In eben dem Jahre erhielt Müller von dem Papst Sixtus IV eine Einladung, nach Rom zu kommen, um den Kalender in Ordnung zu bringen; er starb aber kurze Zeit nach seiner Ankunft. Das neue Jahr sieng sich um diese Zeit noch nicht mit dem 1ten Januar, sondern mit dem 25ten März, an.

Die Sternkunde wurde noch immer zur Sterndeuterey, oder Astrologie, gemißbraucht;

und

und die Astrologen hatten nicht nur auf das Privatleben, sondern auch auf die Staats- händel, den wichtigsten Einfluß. Die natür- lichsten Erscheinungen galten in diesem Zeit- raume für Wunder, und Vorbedeutungen. Aberglaube, irrite Religionsbegriffe, und Mangel an Werkzeugen, hemmten alle Fort- schritte des Studiums der Physik. Albrecht der Große und Robert Bacon, waren vielleicht diejenigen, die in diesem ganzem Zeitraume noch die meisten Kenntnisse der Naturlehre besa- sen. Eben dieselben übertrafen auch alle ihre Zeitgenossen in der Naturgeschichte. Al- brecht handelte das Thierreich in einem be- sondern Werke ab, das er aus griechischen und arabischen Büchern zusammenschrieb. Der Kaiser Friedrich II verfertigte eine Na- turgeschichte der Wdgel. Die Kenntniß der Pflanzen und Mineralien schien damahls blos dem Arzte wichtig.

Die Chemie, oder Scheidekunst, wurde blos von Aerzten und Apothekern getrieben. Es gab schon im 14ten Jahrhundert Aerzte, wel- che die Zubereitung der Arzneyen aus chemis- chen Grundsätzen lehrten. Man bildete sich

damahls ein, Tincturen zur Verlängerung des Lebens verfertigen zu können. Während daß man an denselben künstete, ersand man das Scheide- und Königswasser.

Den damahlichen Zustand der Arzneywissenschaft kann man sich nun leicht vorstellen. Die Stelle der Erfahrung und Beobachtung vertraten spitzfindige Untersuchungen. Man setzte auf den Zusammenhang des Körpers mit der ganzen Welt, und besonders mit den Planeten, ein großes Vertrauen. Man schrieb der Constellation, das heißt dem Stande der Gestirne zur Zeit der Geburth eines Menschen, einen großen Einfluß zu. Dieser medicinische Aberglaube rührte hauptsächlich von den Geistlichen her, die sich damahls fast ausschließlich mit der Arzneywissenschaft beschäftigten; die, ungeachtet es ihnen Concilienenschlüsse des 13ten und 14ten Jahrhunderts untersagten, dennoch fortzuhren, Aerzte abzugeben, und durch ihre Kunst sich Reichthum und Ansehen zu verschaffen. Daß sie aber als Aerzte ihre Pflicht nicht immer recht erfüllten, beweiset eine Verordnung eines Consiliumis zu Wien (von 1312), daß, zur bes-

sern

fern Besorgung der Kranken, künftig auch Layenbrüder den Hospitalslern vorstehen sollten. Vermeynte Wunderkuren, und die Unterstüzung der Heiligen, trugen zum medicinischen Ansehen der Geistlichen das meiste bey. Im 14ten Jahrhundert fieng man an, die einige Jahrhunderte hindurch ganz in Vergessenheit gekommne Anatome wieder herzustellen. Dieses Verdienst erwarb sich Mondini de Lazzi, Professor zu Bologna (um 1315), der auch eine Beschreibung des menschlichen Körpers ausarbeitete, welche lange Zeit hindurch zum einzigen Lehrbuche der Anatome diente. Seitdem zergliederte man auch auf andern Universitäten.

An außerordentlichen Gelegenheiten, medicinische Kunst zu zeigen, fehlte es in diesem Zeitalter gar nicht. Durch die Kreuzfahrer kamen die Kinderblätern aus Aegypten, wohin sie aus Aethiopien versetzt wurden waren, nach Europa. Die Pest richtete vornehmlich im 14ten Jahrhunderte unter dem Menschengeschlechte schreckliche Niederslagen an. Unter andern verbreitete sie sich (1547) aus Kleinasien über Italien nach Deutsch-

Deutschland. In Italien wüthete sie so un-
aufhaltsam, daß von 3 Menschen oft nur
einer am Leben blieb. Zu Florenz sollen
100000 Menschen, zu Venetia eben so viel,
zu Pisa 25000 umgekommen, und zu Siena
von 100000 nicht mehr als 13000 übrig ge-
blieben seyn. Auch in Deutschland stürzte sie
an manchen Orten den dritten Theil der Ein-
wohner ins Grab. Der sogenannte schwarze
Tod (so nannte man sie in Deutschland) tödte
in einem Jahre in Lübeck 9000, in Erfurth
12000 Menschen. In Basel zählte man auf
14000 Tode. Vier Jahre lang dauerte die-
ses Menschensterben fort, und nur allein von
dem Barfüßer-Orden sollen in 3 Jahren über
124400 Menschen begraben worden seyn.
Im 15ten Jahrhundert kamen zu den bereits
bekannten Krankheiten das englische Schweiß-
fieber, der Scharbock, der Weichselzopf und
die Lustseuche hinzu.

Die Lustseuche soll auf der Insel Hispania
niola, schon lange vor der Ankunft des Co-
lumbus, bekannt gewesen seyn. Wenn aber
ein neapolitanischer Arzt, Nahmens Aquilino,
der noch in der ersten Hälfte des 15ten Jahr-
hun-

hunderts (1443) starb, aber diese Krankheit
eine besondre Schrift versfertigt hat, so kann
sie nicht erst aus Amerika nach Europa ge-
kommen seyn. Auch leiten sie andre von den
in Spanien wohnenden Arabern her. In-
dessen war sie den Aerzten im 15ten Jahr-
hundert noch neu. Doch soll es zu Augsburg
schon im Jahre 1495, in einem besondern
Hospitale, 125 venerische Kranken gegeben
haben; im folgenden Jahre war diese Krank-
heit bereits in Nürnberg bekannt, und 1498
starb, wie man sagt, der König Karl VIII
von Frankreich an den Folgen derselben.

Durch diese und andere neue Krankheiten
erweiterten die Aerzte ihren Umfang von
Kenntnissen. Gute Aerzte, die sich von der
Erfahrung leiten ließen, hatten frühzeitig die
Araber. Unter ihnen hat sich besonders
Averrhoës berühmt gemacht, der den ins
Arabische übersetzten Aristoteles zu seinem
Führer wählte, und das System des Galens
dagegen um sein Ansehen zu bringen suchte.
Nach den Arabern trieben die Italiener die
Arzneiwissenschaft am glücklichsten. Sie ver-
edelten die Chirurgie, und machten von der
Che-

Chemie einen nützlichen Gebrauch; aber ihre Fortschritte in der Anatomie hemmte ein Verbot des Papstes. In Frankreich gab es zu Montpellier eine besondere medicinische Schule, und Karl V legte zu Paris für die Astrologie und Medizin ein besondres Colegium an. Die ausländischen Aerzte, und besonders die jüdischen, waren aber doch geehrter, als die inländischen. In Deutschland befand sich die Arzneywissenschaft fast ganz in den Händen der geistlichen Empiriker (Versuchmascher) und Nachbether. Diese trieben keine Anatomie, und setzten vielmehr auf astrologische Grillen, auf Zaubermittel, religiöse und Sympathetische Curen, einen großen Werth. Ansteckende Krankheiten betrachtete man als eine besondere Strafe Gottes. Dennoch war es ein deutscher Arzt, Peter von Alchspalt aus Trier, der dem Papst Clemens V seine Gesundheit wieder verschaffte, und sich dadurch zum Erzbisthum Maynz den Weg bahnte. In England, und in andern nordlichen und östlichen Ländern von Europa, gab es noch weniger einsichtsvolle Aerzte.

Die Rechtswissenschaft bildete sich in diesem Zeitraume ganz vorzüglich aus. Das

römisch-

römische Recht fieng an, in Europa herrschend zu werden. Dieses römische Recht floss aus Justinians berühmter Rechtssammlung. Es gab im alten römischen Staate eine so große Menge von Gesetzen und Erläuterungen derselben, daß ihre Vergleichung und Anwendung ein sehr beschwerliches Geschäfte verursachte. Zwar hatte man unter den Kaisern, und besonders seit Constantin dem Großen, Sammlungen von Gesetzen veranstaltet, und eine solche Sammlung schrieb sich von dem Kaiser Theodosius II her; aber diese bildete noch immer so wenig etwas Vollständiges, daß der bekannte Kaiser Justinian I den Entschluß fasste, aus einer großen Menge von Gesetzen, Senats-Schlüssen, Prätoren-Edicten, kaiserlichen Verordnungen, und Gutachten der Rechtsglehrten, die in unzähligen Bänden zerstreut lagen, ein System des römischen Rechtes versetzen zu lassen. Er übertrug dieses Geschäfte einer Commission von zehn Rechtsglehrten, über welche sein Minister Tribonian die Aufsicht führte. In Zeit von 14 Monathen (529) war die Arbeit vollendet. So entstand die justinianische Sammlung.

Sammlung von Constitutionen, oder Verordnungen.

Nicht lange hernach beschloß Justinian, aus den Schriften der ältern römischen Rechtsgelehrten, ein Handbuch des römischen Rechtes ausarbeiten zu lassen. Er gab der Commission von 16 Rechtsgelehrten, denen er diese Arbeit auftrug, eine zehnjährige Zeit; aber Tribonian betrieb dieselbe mit einer solchen Eile, daß sie schon in einem Jahre geendigt war. Man nannte dieses Handbuch welches einen Auszug aus den Schriften von 40 Juristen enthält, und in 50 Bucher gesetzt ist, Pandecten oder Digesta. Da dieses Werk, zur leichten Uebersicht und zur Erlernung der Rechtswissenschaft zu weitläufig war, so ließ Justinian der Bekanntmachung desselben eine Anleitung zur Rechtswissenschaft, oder sogenannte Institutionen, in 4 Büchern, vorausgehen. Hierzu kamen nun noch Decretien und Novellen; oder Entscheidungen und neue Verordnungen des Kaisers Justinian, und alles dieses bildete nun das Corpus Juris, oder den römischen Rechtskörper, der für die europäische Menschheit so wichtig geworden ist.

Dieser

Dieser römische Rechtskörper behauptete sich im östlichen Kaiserthume immersort bey seinem Ansehen. Man übersetzte ihn ins Griechische, undstattete ihn mit vielen Erklärungen in eben dieser Sprache aus. Da so viele neue Verordnungen der Kaiser hinzugekommen waren, so hielt es der Kaiser Basilius für nothwendig, die bisherigen Gesetzesammlungen zu einem Ganzen umarbeiten zu lassen; aber diese Arbeit wurde erst unter seinem Sohne Leo V (887) zu Ende gebracht.

Auch im westlichen Theile des römischen Kaiserthumes, und vornehmlich in Italien, galt das römische Recht noch immer als ein solches, zu dem man, von andern Gesetzen verlassen, seine Zuflucht nahm. Es wurde daher auch in den Klosterschulen gelehrt. Aber einen ganz neuen Schwung bekam das Studium desselben, als die Aufmerksamkeit eines gewissen Irnerius, der weder ein Deutscher noch ein Mayländer war, durch einen philosophischen Streit, auf das justinianische Gesetzbuch so mächtig hingezogen wurde, daß er es zum Gegenstande seiner öffentlichen Vorlesungen zu Bologna wählte. Irnerius war ein

ein Zeitgenosse der Markgräfin Mathilde, der Freundin Gregors VII., und seine Erläuterungen des römischen Rechtskörpers fanden so viel Beifall, daß die jungen Studierenden sich tausendweise zu seinem Lehrstuhle drängten. Das römische Recht schien für die Unterthanen eines Nachfolger der alten römischen Kaiser sehr gut zu passen. Die deutsch-römischen Kaiser, z. B. Friedrich I *), und ihre Minister, fanden auch die monarchischen Grundsätze desselben ihrem Vortheile so angemessen, daß sie, wenn sie nur einige Politik besaßen, die Einführung des römischen Rechtes eifrig begünstigen mußten. Auch war ja die Gesetzgebung der meisten europäischen Staaten noch so unvollkommen, daß man eine so vollständige Gesetzesammlung nicht wohl entbehren konnte. Daher waren seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts die römischen Gesetze in den meisten Staaten wenigstens stillschweigend anerkannt, und die Kanzler und Räthe waren nur des römischen Rechtes kundige Männer. Es traten jetzt Gelehrte auf, die sich durch ihre Rechtswissenschaft

Nuhtm

*) Theil VII, S. 163.

Nuhtm und Vermögen erwarben. Bartolus von Sassoferrato im Gebiet von Ancona (um 1350) Lehrer zu Perugia, modelte die römische Rechtswissenschaft nach der scholastischen Philosophie um, und ward der berühmteste Jurist seines Zeitalters. Einen glänzenden Nuhtm erwarb sich auch dessen Schüler, Baldus von Perugia.

Neben dem römischen Rechte gelangte aber auch das sogenannte canonische zu einem äußerst wichtigen Ansehen. Canones nannte man in den ältesten Zeiten die vorgeblichen Verordnungen der Apostel. Zu diesen waren nun noch Verordnungen und Gesetze der Kirchensammelungen, der Kaiser, der Patriarchen u. s. w. gekommen. Diese sammelte man sowohl in Constantinopel, als in Italien. Zu Rom veranstaltete der Abt Dionys der Kleine (im 6ten Jahrhundert) eine solche Sammlung, die man für sehr ehrwürdig hielt. Zu diesen Verordnungen gesellten sich nun noch die Entscheidungen der römischen Bischöfe, die man Decretaliten nannte. Im 7ten Jahrhundert sammelte ein spanischer Bischof, Nahmens Isidor, solche Kirchengesetze und Ver-

Verordnungen, und den Nahmen dieses brauen Mannes missbrauchte nun ein schlauer Geistlicher der maynzischen Diöces, demselben eine erdichtete Sammlung dieser Art, welche die gänzliche Abhängigkeit des geistlichen Standes zur Absicht hatte, unterzuschieben *). Diese geistlichen Gesetzesammlungen geben nun die Quelle des canonischen Rechtes ab, welches Gratian aus Chiusi in Toscana, Lehrer zu Bologna (st. 1158) zuerst zum Gegenstande öffentlicher Vorlesungen wählte. Der Papst Honor III befahl, um das canonische Recht desto mehr in Aufnahme zu bringen, daß zu Paris kein römisches Recht gelehrt werden sollte; man trieb es aber desto fleißiger auf andern Universitäten, und zu Montpellier hatte ein gewisser Placentius (st. 1192) eine besondere juristische Schule angelegt.

Da fast das ganze Mittelalter hindurch der Stand der Gelehrten nur aus Geistlichen bestand, so kounnen Geistliche auch nur Richter und Advokaten seyn, und sogar Mönche schenten sich, des Verbothes einiger Kirchen-

ver-

*) Theil VI, S. 298.

versammlungen ungeachtet, gar nicht, die Vertheidigung weltlicher Rechtshändel zu übernehmen. In Frankreich munterte man junge Layen, durch königliche Befehle, zur Erlernung der Rechtswissenschaft auf.

Ausser den römischen und canonischen Rechten, gab es aber jetzt in den meisten europäischen Staaten besondre Gesetzesammlungen. Eine solche erhielt Aragonien (1247) durch Jacob I, und Castilien wurde durch Ferdinand III (1255) mit eignen Gesetzen versehen, die noch jetzt gelten. In Frankreich erläuterte und ergänzte man das römische Recht durch königliche Verordnungen. In Deutschland gab es viele Stadt- und Landrechte, aber kein allgemeines Gesetzbuch. Eptko (Heinrich) von Diepgow, ein niedersächsischer Edelmann, veranstaltete (vor 1250) eine Sammlung sächsischer Gesetze, die er einen Sachsen-Spiegel nennte. Eine ähnliche Sammlung von schwäbischen Gesetzen (um 1280) war das schwäbische Landrecht, welches auch wohl der Schwabenspiegel genannt wurde. In England hatte man schon seit den Zeiten Edwards I ein allgemeines Gesetzbuch.

Sit

In Lehnsachen einschied man, sowohl in Italien als Deutschland, nach den Verordnungen der Kaiser Lothars, Friedrichs I und Friedrichs II, und in Deutschland unterschied man noch ein sächsisches und ein schwäbisches Lehnsrecht.

In keiner Wissenschaft duldet man, während des Mittelalters, weniger Aufklärung, als in der Theologie. Die Unwissenheit, und der Aberglaube, der das Studium derselben niedergedrückte, wurde durch die Kreuzzüge, und durch die Bettelmönche, noch vermehrt. Es war den Theologen verboten, von den Juden Hebräisch zu lernen, und auf einem andern Wege konnten sie zur Kenntniß dieser Sprache doch nicht gelangen. Die Erlernung des Griechischen war, vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts, auch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wie wenig mußte es also damahls Theologen geben, welche mit der Quelle der christlichen Glaubenslehren hinlänglich bekannt waren: Zwar fehlte es nicht an mancherley Erläuterungen und Erklärungen der Bibel; diese bestanden aber meistens aus einem dunklen Gewebe von lauter falschen

schen

schen Auslegungen. Seit dem 14ten Jahrhundert übersetzte man die Bibel in die Landessprache; aber die Layen durften sie nicht lesen. Dennoch gab es in jedem Jahrhunderte des Mittelalters Theologen, welche ihre Zeitgenossen an Aufklärung übertrafen. Schon Bernhard von Clairvaux gehörte unter diesen. Die Waldenser, ingleichen Vitief und Hus, bahnten zur Reformation den Weg, deren Fortschritte blos durch die Schrecken der Inquisition noch gehemmt wurden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Universitäten und Schulen. Büchersammlungen. Ursprung der Buchdruckerkunst.

Alle diese Wissenschaften wurden von Geistlichen, von Mönchen, gelehrt, und lange gab es keine andern Unterrichtsanstalten, als Klosterschulen. Wenn das Kloster zu großem Wohlstande gelangte, so wurde es den wohlgenährten Mönchen, oder dem Scholaster, beschwerlich, Schule zu halten, und die Eltern sahen daher den Unterricht ihrer Kinder vernachlässigt. Der Kaufmann, und mancher andre Bürger, mußte aber doch lesen und schreiben können. Manche Handelsstadt, wie z. B. Lübeck, legte daher schon im 12ten Jahr-

Jahrhundert eine Bürgerschule an, deren Vorsteher bereits Rector genannt wurde. Diese Stelle wurde aber oft an den Meistbietenden verkauft, und an kleinern Orten fehlte es für den Schulrector gar am Unterhalte.

In den großen Städten Frankreichs und Italiens traten, seit dem 12ten Jahrhundert, Lehrer auf, welche öffentlichen Unterricht ertheilten. Ein solcher Lehrer war Anselm, Dechant zu Laon (st. 1117) der, mit seinen Gehülfen, einen so sehr geschätzten Unterricht ertheilte, daß selbst Bischöfe und Erzbischöfe sich zu ihren Lehrstühlen drängten, daß man die Menge ihrer Zuhörer, unter welchen die meisten Engländer waren, mit einem Heere verglich. Zu dem schon im hohen Alter sich befindenden Anselm kam auch Abälard, der dessen Lehrverdienste für so wenig bedeutend hielt, daß er es, seiner Jugend ungeachtet, wagte, theologische Vorlesungen anzukündigen; der auf den muthigen Jüngling eifersüchtige Anselm untersagte es ihm aber, zu Laon Unterricht zu ertheilen, und zwar unter dem Vorwände, daß er, als ein Ungelehrter, leicht in Irrethümer fallen könne. Die französischen

Schulen hatten um diese Zeit mehr Schüler, als alle andern Schulen zusammengenommen. England und Schottland bedienten sich anfangs meistens fremder Lehrer; daher wanderten auch so viele von ihren jungen Leuten nach Frankreich. In Italien lehrte man schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts einige Wissenschaften ganz vorzüglich. So gab es in mehrern Städten Lehrer des römischen Rechtes, und zu Salerno und Monte Cassino unterrichtete man fit der Arzneywissenschaft, nach den Lehrbüchern arabischer Aerzte.

Im 12ten Jahrhundert bildeten sich in mehrern großen Städten ordentliche Zünfte, oder Innungen, von Lehrern der Arzneywissenschaft und Rechtsgelahrtheit, die meistens vom weltlichen Stande waren. Mit den Lehrern wuchs auch die Menge der Schüler so sehr, daß die Zeitgenossen darüber erstaunten. Eine solche Zunft oder Gesellschaft von Lehrern und Schülern nannte sich ein allgemeines Studium, eine Universität oder Gemeinde *).

Bald

*) Studium generale; universitas doctorum et scholarium.

Bald wußte sich eine solche Universität von Päbsten, Kaisern, Königen und Städten Freyheiten und Vorrechte zu verschaffen, durch die sie in eine besonders privilegierte Gemeinde oder Gesellschaft verwandelt wurde. Anfangs gab es solcher privilegierten gelehrten Innungen nur wenige, und die Menge derer, die sich in dieselben aufzunehmen ließen, war daher außerordentlich groß. Aber in Zeit von drey Jahrhunderten reihete sich eine neue Universität an die andre an.

Die ältesten Schulen dieser Art befanden sich zu Bologna, zu Salerno und zu Paris. Jene gaben für alle übrigen im 12ten und 13ten Jahrhundert errichtete Universitäten das Muster ab; Paris wurde es für die englischen und deutschen Lehrarten, Hülfsmittel, Vorrechte, Missbräuche — alles blieb sich gleich. Der außerordentliche Auf der Lehrer des 12ten Jahrhunderts lockte, aus allen Ländern, eine große Menge von vornehmen und reichen Lernenden herbei, die den Städten, wo sie zusammenflossen, in kurzer Zeit einen glänzenden Wohlstand verliehen. Die Landesherren zeigten sich daher um so bereitwilliger,

liger, diesen literarischen Gemeinden immer mehr Vorrechte und Freyheiten zu ertheilen.

Die älteste aller privilegierten hohen Schulen war die medicinische zu Salerno. In dieser wichtigen Handelsstadt hatten die mit den Griechen und Arabern in genauer Verbindung stehenden Aerzte Gelegenheit, die Werke und die Curart derselben zu studieren. Hypokrates und Galen waren für sie die Hauptschriftsteller. Nach einer Verordnung des Königes Rogers von Sicilien durfte nur derjenige Arzt seine Wissenschaft ausüben, dessen Kenntnisse zu Salerno geprüft worden waren. Dieses Vorrecht behielt Salerno auch, als Kaiser Friedrich II (1219) die Universität zu Neapel stiftete. Diese Schulen hatten also schon das Promotionsrecht.

Die hohe Schule zu Salerno wurde aber von der zu Bologna an Ansehen, und an ausgebreiteter Wirksamkeit, bald sehr weit übertragen. Die vornehmste Ursache dieses Ansehns, und dieser Wirksamkeit, war das auf derselben vorzüglich blühende Studium des römischen Rechtes. Lehrer desselben gab es zwar

schon

schon vor dem berühmten Irnerius; dieser erklärte es aber mit einem ungleich größern Beysfall. Seine mündlichen und schriftlichen Erklärungen der Pandecten zogen, aus allen Gegenden von Europa, Männer und Jünglinge herbei, die nach seinem Unterricht begeirig waren. Man nannte die hohe Schule zu Bologna schon zu den Zeiten des Irnerius die gelehrt. Im 12ten und 13ten Jahrhundert stieg ihr Ansehen immer höher. Die Markgräfin Mathilde, und der Kaiser Heinrich V, zogen den Irnerius zu Rath; Friedrich II stützte sein kaiserliches Ansehen auf den Ausspruch von vier bolognesischen Rechtsgelehrten. Aus Dankbarkeit versicherte er der hohen Schule zu Bologna den landesherrlichen Schutz; verlich er ihr das Recht, blos vor dem Kaiser vor Gericht zu stehen; verlich er den Lehrern sogar die peinliche Gerichtbarkeit; machte er jeden Lehrer zum Richter seiner Zuhörer. Nach 50 Jahren wollten die Studierenden ihre Richter selbst wählen, und nach langem Streite behaupteten sie auch dieses Recht. Da man nun in jenen Zeiten die Rechtswissenschaft nirgends so gründlich, als in Bologna, erlernen konnte, so war es ganz natürlich,

dass

dass vornehme und reiche Jünglinge, die in dem geistlichen Stande, aus dem man damals alle Minister und Räthe wählte, ihr Glück machen wollten, nach Bologna hinstromten, und dass man daselbst auf einmahl zehn tausend Studenten zählte.

Diese schlossen sich bald in grössere und kleinere Landsmannschaften an einander an. So entstanden die Universitätsnationen. In Bologna waren zuerst gleichsam zwey Universitäten; Ultramontaner und Citramontaner, das heißt, italienische und nicht italienische Studenten. Die Landsmannschaften oder Nationen hatten das Recht, den Rector der Universität zu wählen, der große Verrechte, und eine so ausgezeichnete Würde besaß, dass sein Ansehen schon allein hinlänglich war, allen bedeutenden Unruhen, die sich unter einem so großen Menschenhaufen hätten ereignen können, vorzubeugen.

Irnerius und dessen Schüler nennen sich selbst Doctoren der Rechte, und wurden auch von andern so genannt, weil sie wirklich Lehrer der Rechtswissenschaft vorstellten. Ruhm,

An

Ansehen, und Reichthum derselben, zogen viele Jünglinge von Fähigkeiten zum Studium der Rechte hin. Die Rechtslehrer zu Bologna erlangten das Recht, alle praktischen Juristen in ihrer Stadt zu prüfen, und ihnen also gleichsam die Befugniß, ihre Wissenschaft in Ausübung zu bringen, zu ertheilen. Anfangs verlich blos der Lehrer diese Befugniß, die man auch die Doctorwürde nannte. Diesejenigen Doctoren, welche wirklich Lehrer abgaben, nannten sich Professoren und Magistri. Aber schon vor dem Jahre 1200 klagte man über die verschwenderische Ertheilung der Doctorwürde.

So wie Salerno in der Arzneywissenschaft, Bologna in der Rechtsgelahrtheit, die vornemste hohe Schule vorstellte, so behauptete Paris in Ansehung der Theologie die erste Stelle. Der Ursprung der basigen Universität ist nicht mit Gewissheit bekannt. Es war hier schon lange eine berühmte Schule, die manchen großen Mann zum Lehrer hatte. Unter ihnen zeichnete sich besonders Abélard aus, den seine Schüler so außerordentlich bewunderten und verehrten, dass sie ihm überall, sogar

sogar in eine schreckliche Einöde nicht weit von Troyes in Champagne, nachfolgten. Abalsards häufige und lange Abwesenheit von Paris war Ursache, daß die Zahl der dässigen Studierenden sich sehr verminderte. Das mahls lehrte man, außer der Theologie, nur noch die sieben freyen Künste. Einer der berühmtesten Lehrer der ersten war Peter Lombard, der Paris zum Sizze der vornehmsten hohen Schule in der Theologie erhob. Die Anzahl der Studierenden stieg nun auf viele Tausend. Unter ihren Lehrern befanden sich aber auch die größten Männer in der Philosophie, Theologie und Rechtswissenschaft. Fast jeder verdienstvolle Lehrer und Schriftsteller wurde aber auch zum Bischof, Erzbischof und Cardinal erhoben. Viele Fürsten, ja selbst Fürstinnen, machten sich ein Vergnügen daraus, die Wissenschaften zu befördern. Die Könige Ludwig VII und Philipp Augustus ertheilten der hohen Schule zu Paris besondere Vorrechte, die den Vorrechten der bolognesischen Universität ähnlich waren, und Philipp Augustus gab ihr (1200) schon eine seylerliche Bestätigung derselben. Die Studierenden hatten im Ganzen genommen

men die Vorrechte der Geistlichen; sie waren daher von allen Diensten und Abgaben befreit. Päpste und Könige wetteiserten, ihre Vorrechte und Freyheiten zu vermehren.

Schon um die Mitte des 12ten Jahrhunderts theilten sich auch die Studierenden der hohen Schule zu Paris in Landsmannschaften, oder Nationen, ab. Zuletzt waren derselben vier, und thre Vorsteher oder Procuratoren wählten den Rector. Dieser behielt seine Würde anfangs nur einen Monath, hernach ein Vierteljahr. Sein Anschn war so ausgezeichnet groß, daß ihm der Erzbischof zu Paris nachstehen mußte. Seine vornehmste Einnahme bestand in einer Abgabe, die von allem nach Paris gebrachten Pergament entrichtet wurde.

Aufangs bezeichnete man mit dem Worte Facultät eine einzelne Wissenschaft. In der Folge bedeutete es die Hauptlehrer derselben, die gleichsam eine Kunst oder Innung ausmachten. Zuuerst entstand zu Paris (um 1267) die theologische Facultät; hierauf folgte die des geistlichen Rechts und der Arzneywissenschaft

schafft. Die Erlaubniß, Vorlesungen zu erhalten, war nicht leicht zu bekommen, und dennoch wurden die ersten Lehrer der ältesten Universitäten von niemand berufen, und sie erhielten also auch keine Besoldung. Ihren Unterhalt verschaffte ihnen also das Honorar. In Bologna war es sehr verschieden. Es wurde deswegen unterhandelt, und es mußte, wenn sich kein Bürger fand, voraus bezahlt werden. Dem, der nicht bezahlte, wurden die Bücher und andre unentbehrliche Dinge, weggenommen. Da die Zahl der Studenten so groß war, so konnten Professoren, die einen vorzüglichlichen Beysfall erhielten, sehr leicht zu einem großen Vermögen gelangen. Die Professoren verdienten aber auch mit Bescheiden, Rechtshändeln, Promotionsgebühren u. dergl. vieles Geld. Die Professoren zu Bologna zogen die Miete von vielen Häusern, ja ganzen Straßen, die sie den Studierenden einräumten. Als man in der Folge mehr Universitäten anlegte, so konnte man die Lehrer der ältern blos durch große Besoldungen, und andre Vortheile, herbeiziehen. In dieser Lage befand sich der Kaiser Friedrich II., als er die Universität zu Neapel stiftete. Anfangs

fangs nahm man die Professoren auf wenige Jahre, auf ein, ja gar nur auf ein halbes Jahr, in Dienst. Je größer die Zahl der Universitäten wurde, um so mehr verminderde sich der Haufe derer, die auf einer hohen Schule beysammen lebten. Das Honorarium fiel nun weniger ergiebig aus; aber auch die Besoldungen wurden im 15ten Jahrhundert unrichtig ausgezahlt. Der Hauptfond der Universität zu Paris waren die Pfründen, die man den Lehrern und Schülern ertheilte.

Die Menge der Lehrer und Lernenden zu Paris war zu den Zeiten des Königes Philipp Augustus so groß, daß man ihretwegen die Stadt erweitern mußte, und der neu gebaute Theil erhielt daher den Nahmen der Universität. In der Folge kauften die Nationen Häuser, um für ihre Lehrer Hörsäle zu bekommen. In diesen saßen die Studenten nicht etwa auf Stühlen oder Bänken, sondern auf dem mit Stroh belegten Boden. Die Sittenheit und der theure Preis der Wohnungen veranlaßte die Fürsten, Collegia zu stiften, in welchen eine bestimmte Anzahl von Studierenden, unter der Aufsicht von einem oder mehrern

mehrern Vorstehern, entweder ganz frey unterhalten wurden, oder doch wenigstens für die vornehmsten Bedürfnisse Geld erhielten. Dieß waren Stipendien. Aufgangs leßt man blos solche, die in den Collegien wohnten, an dem in denselben ertheilten Unterricht Antheil nehmen; in der Folge dehnte man diese Erlaubniß aber auch auf andre aus.

Zemehr junge Leute auf einer Universität versammeln waren, um so lauter mußte sich der jugendliche Muthwille äußern. Unter den Studierenden zu Paris fielen so häufig blutige Schlägereyen vor, daß man ihnen (1218) alles Tragen der Waffen, bey der Strafe des Bannes, untersagen mußte. Die Studenten stürmten die Häuser und brachen die Thüren ein, um Frauen und Mädchen zu entführen. In dem untern Stockwerke vieler Häuser, wo oben Hörsäle waren, traf man niedlerliche Mädchen an. Die öftern Feste der akademischen Jugend waren mit schändlichen Tänzen, gefährlichen Spielen, und blutigen Gewaltthätigkeiten, selbst in den Kirchen, und vor den Altären, begleitet. Es gab unter den Studenten des 15ten Jahr:

Jahrhunderts Gesellschaften von Mördern und Männern.

Die Lehrart der Vorlesungen war von der jetzigen sehr verschieden. Die Theologen lasen über die h. Bücher, die Juristen über die Pandecten, die Mediciner über den Hippocrates, Galenus, Aristoteles. Die unverständlichen Stellen dieser Schriftsteller wurden durch die Euläuterungen der Professoren oft noch unverständlicher gemacht. Schon im 12ten Jahrhundert hatte man Auszüge aus den größern Werken, die bey den Vorlesungen zum Leitfaden dienten. Aus den Glossen (Randammerkungen) und Auszügen entstanden weitläufige Commentarien, über welche man zuletzt die zum Grunde gelegten Werke vergaß. Das Dictiren der Professoren war so gewöhnlich, daß es selbst Verbothe der Landesherren nicht abschaffen konnten.

Seitdem die Arzneywissenschaft, so wie die Rechtsgelahrtheit, ihren Verehrern Reichthum und Ehre verschafften; seitdem die Fürsten und Staaten anfingen, gute Aerzte und Juristen den tapfersten Rittern in Ansehung der

der Belohnung vorzuziehen; seitdem widmeten sich diesen Wissenschaften viele Männer und Jünglinge aus den edelsten Familien, und dies beförderte die schönere Entwicklung des menschlichen Geistes. Indessen blieb der größte Theil der Fürsten und des Adels noch ungebildet, da bis ins 15te Jahrhundert nur Geistliche, oder ganz ausgezeichnete Köpfe aus dem weltlichen Stande, studierten. Die berühmtesten Gelehrten und Geschäftsmänner des 13ten und 14ten Jahrhunderts waren fast alle aus dem niedrigen oder mittleren Stande.

Außer den Brodwissenschaften, wurden nur wenige gelehrte Kenntnisse auf den Universitäten dieses Zeitalters vorgetragen. Bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts las man die lateinischen Schriftsteller des Alterthums fleißig, und es gab daher auch manchen Gelehrten, der sich in der Sprache des alten Rom sehr gut ausdrückte. Seitdem aber das Studium der Rechtsgelehrtheit und der Arzneywissenschaft auf den hohen Schulen herrschend wurde, seitdem hielt man denjenigen, der die alten Schriftsteller studierte,

für

für einen sinnlichen Kloß; seitdem spottete man denjenigen, der sich der Muse der Geschichte und Dichtkunst widmete. Die Grammatik und Rhetorik, worunter man die jetzige Philologie begriff, wurde daher fast gar nicht auf den Universitäten vorgetragen. Vorlesungen über Physik, Naturgeschichte, Botanik, über die meisten Theile der Mathematik, über Geschichte, Staatskunst, Deconomie u. s. w. waren daher ganz unerhört; Moral wurde nur zuweilen gelehrt; Natur- und Völkerrecht waren kaum dem Nahmen nach bekannt. Auch das, was man von den übrigen Wissenschaften lehrte, schmolz in unvollständige Auszüge zusammen. Die Schulgeschäftslehrsamkeit wurde immer unbranchbarer. Fasultätenzwang, und übertriebene Prüfungen, hemmten den Fortgang der wissenschaftlichen Aufklärung. Auf der Universität zu Padua bildeten sich endlich (seit 1450) viele berühmte Wiederhersteller der alten Literatur, bildeten sich die meisten Philosophen, Aerzte und Mathematiker des 15ten Jahrhunderts. Padua erhob sich daher über alle alten hohen Schulen.

Ein großes Hinderniß des Studierens gaben aber die Erpressungen der Päpste und der Könige ab, die sie sich gegen Stifter und Klöster erlaubten. Diese wurden dadurch in so dürfstige Umstände versetzt, daß selbst Domherren und Bischöfe zu Bettlern wurden, und daß es ihnen also auch an den Mitteln fehlte, ihre jungen talentvollen Mitglieder studieren zu lassen. Ein mächtiges Hinderniß der wissenschaftlichen Aufklärung durch die Universitäten waren die Lehrer aus dem Orden der Dominicaner und Franciscaner. Diese bezeugten ansfangs so vielen Eifer für den Unterricht, daß man ihnen nicht genug Lehrstellen anvertrauen konnte. In der Folge schadeten sie aber den Wissenschaften durch die vielen guten Köpfe, die sie ihnen entzogen, durch den Aberglauben, den sie verbreiteten, durch die Inquisitionsstrenge, mit der sie aufgeklärte Männer verfolgten. Eben diese Dominicaner und Franciscaner führten auch ein großes Sittenverderbnis unter den Studierenden ein. Da sie selbst Bettelmonche waren, so war es sehr natürlich, wenn sich auch die Studenten auf das Herumziehen und Betteln legten; wenn sie sogenannte fahrende Schüler

abs:

abgaben. Diese großen und kleinen Bacchisten (so nannte man sie gleichfalls) erschienen, besonders in Deutschland, sogar mit päpstlichen Bullen versehen, um nicht nur zu beteln, sondern auch zu lehren, zu wahrsagen, zu zaubern, und — wenn sich eine gute Gelegenheit darbot — zu stehlen.

Durch die elende Beschaffenheit des Schulwesens wurde Gerhard Grote (st. 1384), von Utrecht, der sich in Paris zum Meister der Künste gebildet hatte, und nun zu Utrecht und Aachen Canonicus war, so gerührt, daß er, um diesem Mangel abzuheben, in seinem väterlichen Hause eine Unterweisungsanstalt anlegte, in welcher, außer dem Lesen, dem Schreiben und den Andachtsübungen, auch Handarbeiten getrieben wurden. Diese Anstalt fand bey dem Publicum einen so großen Erfolg, daß der Stifter bewogen wurde, ihr die Einrichtung eines geistlichen Ordens nach Augustins Regel zu geben. Dieser Orden, dessen Mitglieder sich Hieronymianer, Gregorianer, Brüder des gemeinsamen Lebens, auch die guten Brüder, nannten, legten nun viele Gymnasien und Volksschulen an, die sich

auf der einen Seite durch die Niederlande bis nach Artois, auf der andern, durch Westphalen, Niedersachsen und Obersachsen, bis nach Pommern, Preussen und Schlesien, ausbreiteten, und dem Schulen:Unterricht eine sehr verbesserte Gestalt gaben. Sie machten sich besonders um die Wiederherstellung der alten Literatur sehr verdient. Thomas von Kempis, von Kempen in Oberryssel, einer ihrer ersten Zöglinge, bewirkte durch seinen Rath, daß mehrere Mitglieder dieses Schulordens nach Italien reiseten, um sich daselbst mit dem Studium der Alten bekannt zu machen. Die Alten wurden seitdem auf ihren zahlreichen Gymnassen, deren einige auf 1000 Schüler zählten, sehr fleißig gelesen. Die Bekanntschaft mit den griechischen Classikern wurde aber hauptsächlich durch die Anstalt zu Florenz befördert, in welcher Lorenz von Medici, durch gebohrne Griechen und durch Italiener, in der griechischen Sprache Unterricht ertheilten ließ. *)

Während daß die Schulen im Abendlande eine höhere Stufe der Vollkommenheit erstiegen

*) Dhem S. 38.

gen, sanken die Unterweisungsanstalten des Morgenlandes immer tiefer. Seit dem 11ten Jahrhundert hörten die jüdischen Schulen des Orients völlig auf, und ihre Lehrer wanderten nach Spanien, wo sie zu Sevilla, Cordua, Granada, Toledo neue Institute anlegten. Zu Cordua war auch eine noch immer sehr berühmte hohe Schule der Araber. In Asien gab es zu Bagdad eine Akademie, deren Einkünfte sich jährlich auch 150000 Ducaten beliefen, wo aber auch gewöhnlich 5 bis 6000 Studierende sich aufhielten. Im 12ten Jahrhundert erwarb sich die medicinische Schule zu Damaskus einen großen Ruhm. In ausgezeichnetem Ansehen standen auch die arabischen Schulen zu Kufa und Bassora in Irak Arabi, zu Bocchara in der Bucharey, zu Marocco, Fes und Tunis auf der nördlichen Küste von Afrika. Auf die griechischen Schulen in Constantinopel, und an andern Orten, hatte die türkische Herrschaft einen nachtheiligen Einfluß.

Bibliotheken waren bey den Schulen von jeder ein unentbehrliches Hülfsmittel. Zu Constantinopel dachte man wenig daran, neue Bü-

Büchersammlungen anzulegen, oder die alten zu erweitern. Die öftern großen Feuersbrünste hatten manchen schönen Bücherschätz verzehrt; und manchen vernichteten die unsliterarischen Osmanen. Die Araber hatten bey allen thren Schulen Bibliotheken, die zum Theil sehr ansehnlich waren. Nur allein in Spanien gab es 70 öffentliche Bibliotheken der Araber. Die zu Cordua soll aus 250000 Bänden bestanden haben, deren Verzeichniß 44 Folioände ausfüllte.

Ungleich weniger zahlreich waren die Büchersammlungen im Abendlande. Die berühmte hohe Schule zu Bologna hatte anfangs nicht mehr, als 114 Bände. Die Bibliothek Karls V von Frankreich belief sich nicht höher, als auf 900 Bände. Der Pabst Nicolaus V sammelte auf 5000 Bände, die, nebst den Büchern Sixtus IV, zu der vaticanischen Bibliothek den Grund legten. Die angesehensten Gelehrten hatten nur einen kleinen Vorrath von Büchern. Es gab sogar Buchhändler, die nicht mehr als 20 Bände vorrätig hatten. Die Buchhändler, die man damahls Stationarii nannte, waren aber auch weiter

weiter nichts, als Buchmäkler. Solcher Buchhändler gab es zu Paris (1323) acht und zwanzig, und es befanden sich unter denselben zwey Weiber. Jedes Buch, das sie ausgaben, mußte vom Rector, oder dessen Bevollmächtigten, erst durchgesehen werden, damit es im Publikum nicht uncorrect erscheinen möchte. Man gab die Bücher heftweise aus, und derjenige, der sie abschreiben wollte, bezahlte natürlich mehr, als derjenige, der sich mit dem Lesen begnügte. Gelehrte und Studierende, die kein Vermögen hatten, konnten große Werke weder lesen noch kaufen; schon im 13ten Jahrhundert vermachten daher edel denkende Männer Stiftern, oder hohen Schulen, ihre Bücher mit der Bedingung, daß sie dieselben armen Studenten unentgeldlich zum lesen geben sollten.

Den theuren Preis der Bücher verursachten aber nicht allein das Abschreiben, sondern auch das kostbare Pergament oder Papier, und die mit Goldblättchen belegten und illuminierten Abbildungen, mit welchen man die Bücher ausschmückte. Eine Sammlung von 114 Bänden, die der Kaiser Karl IV der hohen

hohen Schule zu Prag schenkte, kosteten ihm 100 Mark. Ein einzig mäßig starkes, auf Pergament schön geschriebenes Buch konnte 100 bis 150 Thaler kosten. Für 1 Exemplar des Livius wurden 170 Goldgulden bezahlt. Daher wurde auch, ohne Pfand oder Bürgschaft, nicht leicht ein Buch verborgt, und in manchen Bibliotheken lagen die grossen Bücher gar an Ketten. Wie wohltätig zeigt sich also nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die Vervielfältigung der Exemplare eines Buches so erleichtert, und den Preis derselben so wohlfeil macht.

Man hatte, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, schon manches, was ihr den Weg bahnte. Man schnitt Buchstaben aus, um die Kinder mit dem Alphabet bekannt zu machen. Man hatte Münzen mit erhabener Schrift, die sich einmahl zufällig abdrucken konnten. Man hatte Stempel zu Monogrammen, die man zur Unterzeichnung der Urkunden brauchte; man hatte ganze Titel der Kaiser, die buchstabenweise ausgeschnitten, und mit Farbe abgedruckt waren. Man hatte endlich schon längstens Holzschnitte mit Figuren

ren, Zahlen, Wörtern. Wie leicht war von diesen der Übergang zu ganzen Seiten eines Buches im Holzschnitt?

Einer der ersten, der damit einen Versuch machte, war Lorenz Köster, oder eigentlich Janszon zu Harlem, der, wie man sagt, anfangs ganze Seiten eines, vermutlich nicht grossen, Buches im Holzschnitt. Janszon merkte aber, wie man sagt, sehr bald, daß es ratsamer wäre, die Wörter aus geschnittenen hölzernen Buchstaben zusammenzusetzen, die man in der Folge wieder zu einem andern Werke brauchen könnte. Sein erstes Werk, das er auf diese Art druckte, war ein Horarium, das ist, ein Alphabet, ein Vaterunser, der Glaube, verschiedene Gebete u. s. w.

Janszons Erfindung bildete Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Guttenberg, der aus einem ritterlichen Geschlechte zu Maynz abstammte, weiter aus. In Straßburg, wo er sich von 1424 bis 1445 aufhielt, druckte er (seit 1435) Bücher mit Formen, die aus geschnittenen, beweglichen, ein-

einzelnen, durch Wirbel zusammengehaltenen Lettern zusammengesetzt waren. Weil er mit den Erben eines seiner Gehülfen in einen Proces gerith, und weil es ihm an Vermögen fehlte, die neuerfundene Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wendete er sich wieder nach Maynz. Hier vereinigte er sich mit Johann Faust (Faust) einem Goldarbeiter, der, wie man vermuthet, auch schon mit ausgeschnittenen hölzernen Formen gedruckt hatte. Faust machte sich verbindlich, dem Guttenberg für die Aufsicht über die Druckerey nicht nur jährlich 300 Goldgulden zu bezahlen, und ihm noch andre Vortheile zu gönnen, sondern ihm auch 1600 Goldgulden für 6 Procent vorzuschießen. Raum waren jedoch (1455) von einer lateinischen Bibel einige Bogen abgedruckt, als zwischen Guttenberg und Faust ein Streit entstand, der von den Gerichten zu des ersten Nachtheile entschieden wurde. Faust, der die Druckerey für seine Forderung behielt, trieb sie nun, in Verbindung mit seinem Schwiegersonne Peter Schoffer (Schäffer) von Gernsheim, seinem ehemaligen Diener, der schon in Paris als Bücherschreiber gelebt hat:

hatte. Dieser erfand die Matrizen, und das Abgießen der Lettern, imgleichen das dazu allein taugliche Metall, und die Firnißschärze. Nun wurde die erste lateinische Bibel in drey Foliobänden vollendet. Hierauf erschien (1457) ein Psalter mit dem Nahmen der Drucker und des Druckortes. Die Kunst war im Grunde damahls schon so weit als jetzt gediehen. Man behandelte sie einige Jahre als ein Geheimniß, und verkaufte die gedruckten Bibeln für Handschriften. Als aber (1462) bey einer Schde zwischen zwey Herren, die auf die Würde eines maynzischen Erzbischöfes Anspruch machten, die Stadt Maynz überrumpelt wurde, so zerstreuten sich mehrere Arbeiter, die man in dieser Druckerey gebraucht hatte, und wanderten nach Italien und Frankreich. Doch schon ein Jahr vorher war die neuerfundene Kunst zu Bamberg und Nürnberg bekannt. Dies beweisen mehrere im Jahre 1461 von Albrecht Pfister zu Nürnberg gedruckte Bücher. Rom erscheint 1467, Venetig 1469, Paris 1470 unter den Dertern, wo Bücher gedruckt wurden. In Italien druckte man mit schöner

ner lateinischer Schrift, in Deutschland mit der eckigen Mönchschrift.

Je mehr man Bücher druckte, um so mehr brauchte man Papier oder Pergament. Wie gut war es daher, daß man das wohlfelde Leinenpapier machen lernte. In den Ländern, wo die Araber herrschten, oder wo sie hinkamen, hatte man Papier, welches aus Lumpen von baumwollenen Zeugen verfertigt wurde. Man machte es in Spanien und Italien bald nach, und von hier kam es auch in andre Länder. In der Folge mag man in Ländern, wo man Leinwand webte, erst Abgängsel von derselben mit baumwollnen vermischt, und endlich ganz leinene Lumpen gebraucht haben. Die erste Erscheinung des Lumpenpapiers fällt in Deutschland nicht lange nach dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Die Verfertigung desselben wurde anfangs als ein Geheimniß behandelt. Man brauchte zur Zermahlung der Lumpen erst Handmühlen; doch gab es in Italien schon 1340 eine Paptermühle, und 1390 war bey Nürnberg bereits eine Paptermühle mit einer Stempfe vorhanden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rittergeist. Turniere. Liebeshöfe. Irrende Ritter. Einfluß des Ritterwesens. Verfall desselben.



Auf die Sitten und die Sittlichkeit der Europäer bewies unstreitig nichts einen mächtigeren Einfluß, als der Geist der Ritterschaft, der seit den Zeiten der Kreuzzüge sich immer mehr entwickelte *), der seit der Zeit immer mehr zum guten Tone gehörte. Der mutige, an kühne Unternehmungen gewöhnte Ritter, der in Palästina mit den Türken sich herumgeschlagen hatte, zog in Europa gegen die Ungläubigen, und gegen diejenigen zu Felde, welche die den Damen schuldige Ehre erbietung aus den Augen setzten. Wie geschah

*) Theil VI, S. 411, u. s. w.

schah es aber, daß die Damen zu dieser für den Ritter so hohen Würde gelangten? Die Damen, die schon durch das Christenthum sich unvermerkt zum Range des männlichen Geschlechts erhoben hatten, die stiegen in den obern Ständen bis zu einer gewissen Art von Heiligkeit empor. Das eingezogene Leben der Frauen und Mädchen während der Abwesenheit der Männer und Väter; ihre seltene Theilnahme an den Gesellschaften der Mannspersonen; ihre seltene, vorbereitete und feyerliche Erscheinung; ihr Bestreben, dem männlichen Geschlechte in den Tugenden nachzueifern; in der Sittsamkeit, Häuslichkeit, Sitten-Reinigkeit, Zucht und Ordnung sich auszuzeichnen, mußte ihnen in den Augen der jungen, feurigen Ritter einen um so größern Werth geben, je weniger dieselben zur Entdeckung ihrer Schwächen Gelegenheit hatten. Eben diese Damen befanden sich aber in der Gefahr, auf ihren Burgen vom Räuberadel belagert, überfallen und gemäß handelt, oder gar als Beute, als Geiseln, weggeführt zu werden. Selbst die vornehmsten Prinzessinnen waren vor Entführungen nicht sicher. Der Verchrer eines Fräuleins,

das

das sich in Gefahr befand, seine Freyheit und Unschuld zu verlieren, both alle seine Kräfte, allen seinen Mut auf, um die angebetete Schöne von dieser Gefahr zu befreien. Er eilte der entführten Dame nach; er ließ sich mit ihrem Räuber in einem entscheidenden Zweikampf ein; er zerstörte das Raubschloß, aus dem derselbe ausgegangen war. Allmählig wurde es eine der ersten Pflichten der Ritter, die Unschuld in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Seit Gregors VII Eheverboth für die Geistlichen, durften viele Ritter nicht mehr heyrathen. Für andere wurde die eheliche Verbindung durch Stand, Alter, Vaterland, und Lehnsvordnung sehr gehindert. Manche zärtliche Herzen trennte die Strenge der kirchlichen Gesetze. Mancher Ritter hatte, bey der Erreichung seines feurigen Wunsches, mit großen Aufopferungen und Beschwerden zu kämpfen. Alles dies trug dazu bey, die Liebe in ein glühendes Spiel der Phantasie zu verwandeln, und die Töne der Liebes sprache überirdisch: fein zu stimmen.

Galans

Galanterie und Liebe war jetzt gleichsam die Seele der Ritterschaft, die den Ritter überall hin begleitete. Aus den schönen Händen der Dame empfing der Ritter seine Lanze, empfing er die Belohnung seiner Tapferkeit; das Bild der Dame befand sich auf seinem runden Schilde; ihre Leibfarbe zierte seinen Waffentrock; ihr Wahlspruch war auf seinem Helm eingegraben; ihr Nahme diente ihm in der Schlacht zur Lösung. Der geringste Zweifel über ihre Schönheit, über ihre Tugend, gab zur Herausforderung, zum blutigsten Kampfe, Veranlassung. Oft erschienen zwey Ritter vor der Fronte der beyden einander gegen überstehenden Heere, um den Vorzug ihrer Damen durch den Zweikampf zu entscheiden. Zuweilen überließen sie sich dieser Entscheidung selbst im Getümmel der Schlacht, oder des Sturmes. Die übrigen Krieger gaben alsdenn ruhige Zuschauer ab. In Gesellschaft gewährte nichts dem Ritter eine angenehmere Unterhaltung, als Liebe, als Galanterie. Galanterie verwebte sich in jede Handlung, in jede Nede des Ritters. Die daraus fließende Ehrerbietung für die Damen äusserte sich in den übertriebensten

Schmei-

Schmeicheleyen. Die Herren fanden kaum Ausdrücke genug, die Schönheit und Tugend ihrer Damen recht verschwenderisch zu loben. Sie pflichteten allen Meynungen derselben, und wenn sie noch so albern waren, selavisch bey. Sie ertrugen alle Kränkungen ihrer Göttinnen, und wären sie auch noch so launig und schlimm gewesen. Von der Dame seines Herzens nahm der Ritter, wenn er ins Feld zog, zärtlich Abschied, von ihr empfeng' er seine Anweisung zur Tapferkeit, und zu andern ritterlichen Tugenden.

Aber bey keiner Gelegenheit zeigte sich der Einfluss der Damen auf das Ritterwesen so in die Augen fallend, als bey dem Turniere. So wie schon die Frauen der alten Germanier ihre Männer bewaffnen und entwaffnen lassen, und dem schlachtgetümmel bewohnten, so wurden junge Ritter, nach ihrer feyerlichen Aufnahme in den Orden, von edlen Frauen und Jungfrauen entwaffnet, so wurden sie zum Kampfe gerüstet. Es war eine der vornehmsten Ritterpflichten, die Ehre der Damen, weder durch Thaten noch durch Worte, zu kränken. Daher wurden die

Wappen und Helme derer, die zum Turniere zugelassen zu werden wünschten, und die man vorher zur Schildschau in einer Kirche aufgehängt hatte, von den Damen, in Gesellschaft der Turnierknighten oder Kampfrichter, untersucht. Berührte eine Dame das Wappen ihres Beleidigers, so unterwarf sie denselben einer furchterlichen Untersuchung, so schickte sie ihn der Gefahr aus, von den übrigen Rittern und Knapen so lange gewaltig durchgeprügelt zu werden, bis er mit lauter Stimme die Dame um Gnade bat, und Besserung versprach. Doch es gab Damens Ritter, deren Pflicht es war, die zu Harts gestrafen in Schutz zu nehmen. Sie bewirkten dies durch einen auf eine Lanze gesetzten, mit goldenen Franzen gezierten Schleyer, den sie auf den gemisshandelten Ritter herabneigten. Alle Reden und Formeln die dabei vorkamen, waren genau vorgeschrieben.

Bey dem Turniere selbst hatte alles auf die Damen, und vornehmlich auf die Dame des Herzens, Beziehung. Die dem Turniere entgegen gehenden Ritter, die, unter dem Schalle von Pauken, Trompeten und

andern

anderen musikalischen Instrumenten, mit ihren Knapen, in einem langsam feyerlichen Zuge, anrückten, stellten Diener oder Schäven der Liebe vor. Die Damen führten sie an kleinen Ketten, an kostbaren Bändern, die an dem Kopfriemen der Pferde befestigt waren, bis an die Schranken, oder wohl gar bis auf den Kampfplatz. Schleyer, Scherpe, Armband, Feder, waren lauter Zeichen und Denkmähler der Liebe, gleichsam heilige Talismane, deren Verlust die angebetete Dame bald wieder ersekte. Von seiner Dame erhielt der Ritter auch die Parole. Nach geendigtem Kampfe empfing er aus ihren Händen einen Lorbeerkrantz, empfing er den Dank, das ist, den Preis seiner Tapferkeit. Von ihren schönen Lippen empfing er den Kuß der Dankbarkeit. Von ihren zarten Händen wurde er nach dem Turniere entwaffnet, und mit den prächtigen Feyerkleidern angethan, auch wohl gar bey der Tafel bedient. Das Benehmen, und die Reden des durch die Gunst seiner Dame beschämten Ritters, waren gleichsam durch Formulare bestimmt.

Die Galanterie der Ritter brachte die so genannten Liebeshöfe hervor, die vom 12ten bis zum 14ten Jahrhundert herrschend waren. Sie gehörten zu den Erfindungen der Troubadours; daher traf man sie auch am meiststen in der Provence an. Den Vorß in denselben führten Könige, Fürsten, oder auch berühmte Prinzessinnen, und es gab bey ihnen alle Diener und Beamten, die man bey den Parlamentern antraf. Vor diesen Liebeshöfen, oder Gerichten wurden nun über die Klagen von Liebenden, über die Rechte von Männern und Weibern, und Geliebten, Urtheile gefällt. Sie gaben aber zugleich eine Liebes: Akademie ab, in welcher man über das Wesen und die Neuerungen der Liebe, über die Vollkommenheiten und Mängel der Schönen, über die Rechte, Verbindlichkeiten und Aufopferungen der Liebenden, scholastisch: spitzfindige Untersuchungen anstelle. Antithesen und Wortspiele kamen dabej in Menge vor. Karl VI von Frankreich hielt (1380) einen solchen Liebeshof, der völlig eben so wie ein anderer Hof eingerichtet war, und an welchem Doctoren der Theologie, Domherren und andre Geistliche, Urtheil nahmen.

men. Aber während daß man über die Liebe schwärzte, benahm man sich gegen das Frauengimmer (freylich durfte es nicht die Dame des Herzens seyn) oft sehr wollüstig. Daher kommen in den Gedichten der Troubadours die schmusigsten Ausspielungen und Scherze vor. Fast gehörte es zur Gastfreundschaft der Ritter, daß sie, oder ihre Gemahlinnen, den edlen Gästen ein hübsches Mädchen zum nächtlichen Zeitvertreibe übergaben. Die Ritter nahmen zuweilen mehrere Mädchen mit auf die Jagd. Ritter und Knapen, Frauen, und Jungfrauen, stifteten auch wohl verliebte Bruderschaften oder Orden. Hier war die Liebe die Gottheit, die Verpflichtung gegen dieselbe der Gottsdienst. Die meisten Mitglieder eines solchen Liebesordens erstarren während eines Winters, weil sie der strengen Kälte durch die dünnsten Gewänder, die leichtesten Decken, und die standhafteste Entbehrung aller Ofen; oder Kaminiize, Trotz bothen.

Die Naserey der Rittergalanterie äusserte sich besonders auch bey den fahrenden oder irrenden Rittern. War im Waterlande Fries-

de, so zog der muthige, nach Kampf und Abentheuer sich sehnde Ritter in eine andre Gegend, besonders in eine solche, wo ein wichtiger Krieg geführt wurde. Er zog einzeln, oder in einer Waffenbrüderschaft, dahin. Diese kriegerischen Wallfahrten kamen so häufig vor, daß sie die Monarchen durch Gesetze einschränken mußten. Die auswärtigen Ritterzüge wurden sogar in den Statuten der Orden verboten. Aber auf Abentheuer auszureiten, schmeichelte dem Geiste der Ritterschaft von jeher zu sehr, als daß diese Sitte so leicht hätte unterdrückt werden können. Am liebsten kämpfte man mit den Mohamedanern. Am Ebro und Tajo machten die französischen Ritter Bekanntschaft mit den Arabern, die von jeher rohe Täpfereit mit einer Art von Galanterie verbanden. Der arabische Abentheuergeist verpflanzte sich, durch die Kreuzzüge gehärt, immer weiter. So entstanden die irrenden Ritter, die nicht immer auf unbestimmte Abentheuer ausgiengen, sondern auch zuweilen in bestimmten Gegenden sich Ruhm und Ehre zu erwerben suchten. Sehr oft forderte sie die Rettung der Unschuld, der Beschl. ihrer Dame, zu einem solchen

chen Ritterzuge, auf. Diese herumziehenden Ritter stellten also gleichsam die Helden des Mittelalters vor. Sie waren Nachkommen und Nachleiferer der Ritter von der runden Tafel, die sich außerordentlicher Vorrechte und Ehrenbezeigungen zu erfreuen hatten. Überall, wo sie hinkamen, waren sie willkommen. In den Städten standen besondere Häuser für sie offen. Jedes Ritterschloß war gleichsam ihr Eigenthum. Die Damen bedienten sie; andre Ritter hörten ihnen mit Bewunderung zu. Konnten sie kein Schloß, oder keinen andern Ort, erreichen, so legten sie sich in voller Rüstung unter einen Baum. Der Knape schoß ein Kaninchen, oder ein andres kleines Wild. Geld brauchten diese Ritter also wenig; doch versahen sie sich mit einigen Kleinodien, oder Goldstücken, um sich bessere Rüstung, Waffen, oder Kleider, anschaffen zu können. Manchmahl raubten und erplünderten sie ihre Bedürfnisse. Die verliebten irrenden Ritter giengen darauf aus, andre Ritter aufzusuchen, gegen die sie die Ehre ihrer Herzengarde verfechten könnten. Ihre grünende Jugend, ihre blühende Stärke bezeichneten sie

sie durch die grüne Farbe ihrer Rüstung ihrer Waffen, und ihrer Kleidung. Meistens unternahmen sie ihren Ritterzug zur Erfüllung eines gewissen Gelübdes, das sie ihren Schönen abgelegt hatten. Eine solche Dame verlangte z. B. von ihrem Ritter die Bildnisse von 30 andern Damen, deren Verehrer er überwunden haben würde. Der Ritter zog aus, mit ihrem Bildnisse auf dem Schild. Die andern Ritter wurden in dem höchlichsten Ausdrücken zum Kampfe aufgesondert, und noch vor dem Verlaufe eines Jahres legte jener die gewünschten 30 Bildnisse zu den Füßen seiner Dame nieder.

Drey Jahrhunderte hindurch, vom elisten bis zum vierzehnten, befand sich das Ritterwesen in seiner Blüthe. Die größten Monarchen glaubten sich durch die Ritterwürde geehrt. Ein Friedrich I., ein Philipp August, ein Heinrich II., ein Richard Löwenherz, bosthen ihr ganzes Bestreben auf, um sich die Ehre der vollkommensten Ritterschaft zu erwerben. Die Kreuzzüge dienten gleichsam zum Vereinigungspunkte der Ritter und des Rittergeistes, dem selbst die Türken ihre Bewun-

wunderung nicht versagen konnten. Schade, daß dieser Geist meistens in Syrien verbrausete, daß er sich so oft in Abentheuersucht, in romantische Charlatanerie, in lächerliche Galanterie verwandelte! Er bewirkte doch so viel Gutes! Durch ihn wurde die Fehdesucht eingeschränkt, das Kriegswesen mehr zur Kunst gebildet, und das Raubgesindel ausgerottet; durch ihn wurden die durch das strenge Lehnsystem getrennten Menschen einander wieder näher gebracht; durch ihn wurde Welt- und Menschenkenntniß befördert; die Ritterpoesien, die der junge Adel seinem Gedächtnisse einprägte, die er oft absingen hörte, bildeten sein Herz, veredelten seine Denkart. Durch die Ritterschaft floss das Blut ganz verschiedener, weit getrennter Nationen, wieder in einander.

Auch auf die Gerechtigkeitspflege und Postreey hatte das Ritterwesen einen wohlthätigen Einstuß. Der Ritter richtete über seine Standesgenossen und Vasallen, und selbst als Schiedsrichter der Könige und Fürsten, nach Willigkeit und Herkommen. Freylich kamen dabey noch Zveykämpfe, und andre Ordalien, vor.

vor. Die Turniere dienten zum Muster einer guten Policey: Einrichtung. Ort und Zeit wurden feierlich angekündigt; man sorgte für Lebensmittel, Sicherheit, Bequemlichkeit; man sorgte recht ängstlich für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung, für die Verhüthung alles Unglücks. Der edelste Theil der Ritterschaft mache sich zur Pflicht, die Sicherheit der Straßen zu erhalten. Die Ritterschaft entwickelte und beförderte endlich auch Regenten: Tugenden; sie beförderte das Bestreben nach persönlichem Werth. Königswort galt bey manchem weniger, als Ritterwort; Ritterwürde wurde wohl gar für ehrensvoller, als die Königswürde gehalten. In mehrern Ländern stand die Burg des reichen Ritters dem ärnieren Adel offen. Der dürftige junge Edelmann fand in derselben Erziehung und Belohnung. Nichts übertraf den Edelmuth, mit welchem der siegende Ritter seinen gedemüthigten Gegner behandelte. Nichts war tüchrender und standhafter, als die Freundschaft zwischen zwey Rittern.

Aber das so verehrenswürdige Ritterwesen geriet seit dem 14ten Jahrhundert immer mehr

mehr in Verfall. Die Turniere, der vornehmste Schauplatz der ritterlichen Tugenden, sanken allmählig zum leeren Spiele des Zweitreibes, zum eitlen Waffegeprängen, herab. Der Adel ließ sich durch die Pracht der Hölle in die Residenzen locken, wo sein Vermögen bald ein Opfer des Luxus wurde. Dennoch wurden der Ritter immer mehr, und die Ritterwürde gab nun eine Belohnung verdienstloser Hofedelleute ab. Bey jedem kleinen Feste wurden neue Ritter geschlagen; jedes Hofamt mußte ein Ritter bekleiden. Dennoch waren diese Ritter oft so arm, daß sie Jongleurs (Lustigmacher) abgaben. Vergabens bemühte man sich das gesunkene Ansehen der Ritterwürde durch neue Ritterorden wieder zu heben. Aber die Ritter setzten ihre Pflichten immer mehr aus den Augen. In der nachtheiligen Stimmung des Rittergeistes waren jedoch auch die Geistlichen Ursache. Durch seltsame und abentheuerliche Gelübde, durch die Vorspiegelung einer besondern Verdienstlichkeit des Kampfes für die Kirche, durch Abläschverkündigungen, die alle Sittlichkeit vernichteten, propsten sie dem Rittergeist einen mit seiner Würde im Wider-

versprüche stehenden Übergläubiken ein. Unbesonnenheit galt für Entschlossenheit, Prahlerey für Ruhm. Durch das herumschwärmende Leben der irrenden Ritter wurde der Geist oft nicht sowohl gebildet, als zum Abenteuerlichen und Romantischen gestimmt. Viele der edelsten Stämme wurden ein Opfer der herumirrenden Ritterschaft. Die Turniere arteten jetzt oft in so blutige Gefechte aus, daß man sie einschränken mußte.

Neuntes Buch.

Vom Columbus bis auf unsere Zeit, über
300 Jahre.

Erstes Kapitel.

Entdeckungen der Portugiesen auf der westlichen Küste von Afrika. Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Portugiesische Niederlassungen und Entdeckungen in Asien.

Mit der Entdeckung von Amerika öffnet sich eine ganz neue Welt. Von dieser Zeit an schließt sich das Menschengeschlecht in allen Erdtheilen fester an einander an; dem Europäer bleibt fast kein Land, keine Nation, mehr unbekannt; der Europäer verbreitet

breitet seine Thätigkeit, seine Industrie, nach allen Himmelsgegenden hin; seine Cul-
tur erreicht eine hohe Stufe der Ausbildung, während daß die ungeheure Menge edler
Metalle, die er andern Erdtheilen entreißt,
während daß die mannigfaltigen Producte
des Luxus, mit welchen er seine zahlreichen
Flotten beladet, Reichthum und Ueppigkeit
zum vornehmsten Gegenstande seines Wun-
sches machen. Ländereroberungen und Han-
delsspeculationen sind seitdem der Punkt, um
den sich das europäische Menschengeschlecht
herumdrückt. Wie sehr ist aber durch die
Kriege, durch die Länderentdeckungen, welche
Folgen der Habguth waren, unsere Länder
und Menschenkenntniß vermehrt, und der
Umfang der Naturgeschichte und Naturkunde
erweitert worden!

Die Begierde nach den herrlichen Waaren
des entfernten Ostindiens war Ursache, daß
die Europäer den Seeweg nach Asien fan-
den, daß sie Amerika entdeckten, daß sie in
Asien und Afrika Colonien anlegten. Nach
indischen Waaren sehnte man sich in Europa
von jeher, und der Wege, sie zu bekommen,

gab

gab es im Mittelalter mehr als einen. Ein
Hauptort für den indischen Handel war die
Stadt Bassora, am Ausflusse des Tigris in
das persische Meer. Von hier führten zwey
Handelswege nach Europa. Der erste gieng,
über den Tiger, durch Persien, über Tauris,
durch Armenien, und über das schwarze Meer,
nach Assow. Der zweyte führte, gleichfalls
auf dem Tiger, über Bagdad, nach Tauris,
wo man einen sehr reichen Markt für Ge-
würze, Perlen, Indigo und andre indische
Waaren, antraf. Von Tauris giengen diese
Waaren, auf Kameelen und andern Lastthie-
ren, über Erzerum, Arzigan am Euphrat,
nach Alazzo, einem berühmten Hafen an der
Küste von Kleinarmenien, wo man, eben
so, wie zu Tauris, die indischen Waaren
im Ueberflusse bekommen konnte. Ein drit-
ter Handelsweg brachte dieselben, wahrscheins-
lich von Cambona auf der Halbinsel Guzur-
rate, den Indus hinauf, durch Kandahar,
die Bucharey, zu Lande, bis an den Gihon
(Orus), sodann, zu Wasser, oder zu Lande,
nach Astrachan, und durch das heutige Kauf-
asien nach Assow. Nach dieser Stadt hatten
also zwey indische Handelswege ihre Rich-
tung.

tung. Von Assow führte aber auch ein alter Handelsweg nach China, der 11 bis 12 Monathe Zeit kostete, und über Astrachan, Kaptschack, Chowaresm, die Bucharey, die Mongoley, und Tangut, nach Kassai, einer berühmten Handelsstadt in China, führte. Von Assow und Ajazzo wurden die indischen Waaren durch die Venezianer und Genueser abgeholt, besonders zu der Zeit, wie sie wegen der türkischen Herrschaft in Aegypten von der Besuchung von Alexandrien sich scheuteten. So wie aber der Seeweg nach Aegypten hierdurch erschwert wurde, so erschienen die ehemaligen Landwege des Handels, durch die verwüstende Kriegszüge der Mongolen, eine schreckliche Zerrüttung, die sie, wenigstens auf lange Zeit, für Handelscarawanen unbrauchbar machte. Dies erzeugte den Wunsch nach einem sichern Seewege, den man bald Afrika umschiffend, bald gerade nach Westen seegelnd, aussuchte. Hier kam man nach Amerika, und dort nach Ostindien.

Den Seeweg nach Ostindien fanden die Portugiesen *). Als es diesen, um die Mitte

des

*) Theil VIII, S. 79.

des 13ten Jahrhunderts, gelungen war, die Mauren aus ihrem Reiche zu entfernen, so setzten sie die eisige Verfolgung der Ungläubigen auch außer ihren Gränzen fort. Auf dem festen Lande in Spanien konnten sie, durch die castilische Macht zurückgehalten, ihre Eroberungen nicht weiter ausdehnen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als die Feinde jenseits des mittelländischen Meeres aufzusuchen. Sie nahmen den Mauren Ceuta ab. Es gab aber, wie die Sage berichtete, auf der westlichen Küste von Afrika bisher unbekannte, reiche Länder. Diese schwelten der Phantasie des zu Sagres bey dem Vorgebirge St. Vinzent sich aufhaltenden Prinzen Heinrich besonders sehr lebhaft vor. Heinrich, ein großer Verehrer der mathematischen Wissenschaften, und der Schifffahrtskunde, war, durch Nachrichten, die er von maurischen Handelsleuten in der Verberey, und von Juden, eingezogen hatte, von dem Gedanken, die westliche Küste von Afrika genauer untersuchen zu lassen, so begeistert, daß er der Verfolgung desselben die noch übrigen 40 Jahre seines Lebens widmete.

Bis um diese Zeit hatte man das Vorgebirge Non, auf der westlichen Seite des Königreiches Maroko, gleichsam als die Gränze der Schiffahrt an der westlichen Küste von Afrika betrachtet. Der Prinz Heinrich wagte es, ein Schiff, welches zwey von seinen Hofsleuten führten, über dieses verschriene Cap hinausseegeln zu lassen. Ein heftiger Sturm schlenderte dieses Schiff nach den canarischen, diesem Vorgebirge gegenüber liegenden Inseln.

Diese Inseln hatten schon vor 68 Jahren streifende Küstenbewohner Spaniens besucht, um die Einwohner derselben zu plündern, oder zu Slaven zu machen. Der Pabst Clemens VI erhob sie (1334) zu einem Königreiche, daß er einem gewissen Ludwig de la Cerda, einem Abkömmlinge des castilischen Hauses, verlieh. Dieser besaß aber zu wenig Vermögen, um sie zu behaupten. Der König Heinrich III von Castilien übersieß sie hierauf dem Baron Johann von Besthencourt, als ein Lehn von Castilien.

Seit stießen sich die Portugiesen auf diesen Inseln nieder. Zuerst (1418) besetzten sie

sie die Insel Porto Santo; zwey Jahre hernach (1420) kamen sie auf eine menschenleere, mit Holz dick bewachsene Insel, die sie nach ihrem Zustande Madeira nannten. Sie legten für das schöne Holz Sägemühlen an, und pflanzten da, wo sie es ausgerottet hatten, sizilisches Zuckerrohr, und cyprische Weinsreben. Erst späterhin (1432) wurden sie mit den ihrem Vaterlande näher liegenden Azoren (Habichtsinseln) bekannt. Diese bekamen seitdem erst Einwohner, und vornehmlich Flanderer, die der Herzog von Burgund dahin schickte; daher wurden sie auch die flandrischen Inseln genannt.

Die Schiffahrt der Portugiesen verrieth aber zwanzig Jahre lang noch immer viele Ungefährlichkeit. So lange war es wenigstens, daß das Vorgebirge Bojador, an der Küste von Sahara, dessen schrecklich scheinende Felsen so spitzen man nicht zu umseegeln wagte, die südliche Gränze der portugiesischen Schiffahrt bestimmte. Auch schreckte die Meynung der Alten, daß die Aequatorhiße tödlich sey, die Portugiesen von fernern Entdeckungsreisen an der afrikanschen Küste zurück. Endlich

(1440) wagten sie es aber doch, sich über dieses Vorurtheil hinauszusezen. Sie lernten nun Schwarze mit krausen Haaren kennen, die sie als Selaven nach Lissabon schickten. So keimte der schreckliche Negerhandel. Schon früher entdeckten sie die Insel Arguin, auf welcher sie eine Handelsgesellschaft errichteten. Die Portugiesen fuhren hierauf (1450) auch über das weiße Vorgebirge hinaus, bis zum Ausfluß des Senegals. Jetzt waren sie nicht weit mehr von dem grünen Vorgebirge, und den demselben gegen über liegenden Inseln, die sie (1456) nun auch kennen lernten. Endlich fanden sie (1462) die Küste von Guinea, und die Sierra leone. So weit wurden die Portugiesen, durch die Bemühungen des wissbegierigen Heinrichs, mit der westlichen Küste von Afrika bekannt!

Nach seinem Tode (1463) schien die Meisterschaft der Portugiesen, ihre Entdeckungen auf der westlichen Küste von Afrika fortzusetzen, verschwunden. Alfons V., der Afrikaner, welchen der Plan, sich der castilischen Krone zu versichern, und in der Barberey Eroberungen zu machen, schon hinlänglich beschäftigte,

über-

überließ die Fortsetzung der afrikanischen Entdeckungen dem lissaboner Kaufmann, Ferdinand Gomez. Es entstand nun (1469) eine privilegierte Handelsgesellschaft für Guinea, die sich verbindlich machte, innerhalb fünf Jahren, 500 Meilen weiter südwärts zu fahren. Sie mußte ihren Wirkungskreis nach dieser Richtung zu erweitern suchen, weil es ihr, wegen der ältern Handelsgesellschaft für die Insel Arguin, nicht verstattet war, in der Nachbarschaft dieser, oder der Inseln des grünen Vorgebirges, zu handeln. Die Portugiesen wagten es hierauf (1471) über die Sierra leone hinauszuschiffen. Sie fanden nun die Goldküste, deren Besitz sie sich nicht allein durch Kreuze, Säulen und Inschriften, sondern auch durch das Fort St. Giorgio de la Mina, zu sichern suchten. Da der Kronprinz Johann seine meisten Einkünfte von diesen Entdeckungen zog, so wurden sie für ihn ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit, und des Interesse. Man fand, jenseits des Senegals, kleine, unabhängige Negerstaaten, die Elsenbein, Gummi, Gold und andere herrliche Producte lieferten. Eine große Flotte, die sich (1484) über den

Aequas

Aequator hinauswagte, kam bis an den Ausfluss des Bayre; bis zu den großen Staaten Benin und Congo. Dort fand man Pimento, welches, schon vor den Portugiesen, italientische Kaufleute aus Nordafrika holten, wohin es durch Carawanen, die durch das Land der Mandingos, und die Wüste (Sahara) giengen, gebracht wurde. Zwey Jahre hernach erreichten die Portugiesen endlich die südliche Spitze von Afrika.

Diese soll schon lange vorher bekannt gewesen seyn. Paul Toscanella, ein Florentiner (geb. 1397) soll dieses Vorgebirge schon gekannt und zum Wege nach Ostindien vorgeschlagen haben. Aber erst jetzt wurde diese Entdeckung benutzt. Die Portugiesen, welche Afrika anders fanden, als es ihnen beschrieben worden war, fiengen nun an, die Nachrichten von der phönizischen Umschiffung dieses Erdtheiles zu glauben. Bartholomäus Diaz, ein scharfsinniger, erfahrner, und entschlossener Seemann, widerlegte (1486) alle Zweifel wegen der Umschiffung von Afrika. Die portugiesischen Schiffer, bey welchen das südl. Vorgebirge erst Cabo tormentoso, Cabo

de Diavo (das stürmische, das Teufelsvorgebirge) hieß, wurden nun mit demselben so vertraut, daß sie es, weil es ihnen die schöne Aussicht nach Ostindien öffnete, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannten.

Johann II., der indessen König geworden war, both, nach den Schäzen Ostindiens lästern, alles auf, was ihm die Bekanntschaft mit demselben erleichtern konnte. Zwey Juden, die lange in Bagdad und Ormuz gelebt hatten, theilten ihm die genauesten Nachrichten von Ostindien mit. Damit noch nicht zufrieden, schickte Johann noch zwey Abgeordnete aus, um den Zustand des so hoch geprisenen Landes genauer zu erkunden. Diese reiseten, über Alexandrien, nach Kahirah, und von da, in Gesellschaft maurischer Handelsleute, nach Suez, wo sich Covillam, der eine von ihnen, einschiffte, und Aden, Goa, Calecut und andre Länder auf der Küste Malabar, kennen lernte.

Durch diese Berichte wurde Johann II. bewogen, den neuen Seeweg um das Hoffnungsvorgebirge herum zur Fahrt nach Ostindien zu benutzen. Vasco de Gama, dem er

er dieses auftrug, segelte (1497) längs der östlichen Küste von Afrika hinauf, die bisher nur den Arabern bekannt gewesen war. Sie hatten daselbst verschiedene Staaten gestiftet, unter welchen sich Mosambike, Melinde, Brava, Quiloa und Sofala auszeichneten. Um diese Zeit beherrschte der Sultan von Quiloa fast die ganze Küste von Zanguebar. Die Portugiesen ließen sich zuerst zu Mombaza und Melinda nieder. Jährlich kamen nun Flotten von Lissabon, welche die Entdeckungen auf der östlichen Küste von Afrika fortsetzen. Peter Alvarez Cabral eroberte (1500) Quiloa, die Hauptstadt eines mächtigen maurischen Staates, auf der Küste Zanguebar; Albuquerque fand (1503) die Insel Zanzibar in der Nachbarschaft von Mombaza. Durch das Gerücht von seinen Gewürzen gelockt, suchte man (1506) die große Inseln Madagaskar auf, wo man aber nur etwas Ingwer, und dagegen wilde Neger, und mächtige, arabische Staaten, ans traf. Die Portugiesen kamen nach Magadasho, einer berühmten Handelsstadt, deren Einwohner aus Sofala Gold und Esenbein holten, das sie gegen indische Waaren ver tauschten,

tauschten, die ihnen Kaufleute aus Aden und Camboya zuführten. Aus Aden, auf der Küste Asjan, vertrieb Albuquerque (1513) die Mauren, Hierdurch öffnete er den Portugiesen den Weg in das rothe Meer. Diese lernten nun (1520) auch Abyssinien kennen, auf welches sie schon seit länger als 30 Jahren die Nachrichten ihrer Kundschafter aufmerksam gemacht hatten.

Zu Melinde verschafften sich die Portugiesen arabische Seeleute, die ihnen den Weg nach dem gerade gegen überliegenden Ostindien zeigten. Vasco de Gama landete (1498) auf der Küste Malabar. Die Portugiesen fanden hier die Reiche Calecut, Cochin, Cranganor (Cananor) die Marktplätze für die feinen Gewürze, und andere ostindische Waaren; sie fanden auch Coulam und Travancor; sie drangen bis zu dem Gebirge Ghaut auf der Nordseite von Decan; sie schiffen längs der ganzen Küste bis zum Meerbusen von Camboya. An Malabar gränzte damals zunächst Canara (Bednur). Decan war schon ein mächtiger Staat, der sich bis zur Küste Koromandel erstreckte. Albuquerque eroberte (1510) die

die berühmte Handelsstadt Goa, die den Mittelpunkt der portugiesischen Herrschaft in Ostindien abgab. Im Reiche Camboya trafen die Portugiesen viele wichtige Handelsstädte, unter andern Surate, an. Sie fanden die Insel Salsette, die Festung Guzirate nicht weit von Diu, einer für den Handel mit Arabien und Persien sehr wichtigen Stadt. Sie trafen noch viele andre anscheinliche Städte an, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Sie lernten die Küste Koromandel nebst dem wohlangebauten Reiche Orira, und (1518) einen kleinen Theil von Bengalen, kennen. Sie freuten sich über die feinsten baumwollnen Zeuge, über den Puderzucker, den Ingwer, die Seide, und andre schöne Producte dieser Länder. Die Inseln bey Border-Indien, die Lakediven und Malediven, und die große Insel Ceylon, blieben ihnen nicht lange unbekannt. Auf der letztern ließen sie sich aber erst später (1517) nieder, und sie sicherten sich den Besitz derselben durch die Festung Colombo. Die Regenten der neun Staaten, unter welche die Insel damahls getheilt war, mußten ihnen Tribut von Zimmit und Edelsteinen liefern.

Die

Die Sehnsucht nach den Gewürzländern trieb die Portugiesen nach Hinterindien, wo sie (1511) Malacca eroberten. Sie fanden nun auch Neuguinea, mit einem besondern Staate, der ehemalig unter der Herrschaft des Königes von Siam gestanden hatte. Von hier holten Araber, Perse, und andre vor-derasatische Nationen, Gewürze und chinesische Waaren ab. Die Portugiesen befanden sich nunmehr in dem so lange gewünschten Besitz des Gewürzhandels. Während der Zeit wurden sie auch mit Siam oder Tschudia, mit Pegu, und andern hinterländischen Reichen, bekannt. Von Malacca aus fuhren sie (seit 1516) nach China, welches damahls aus funfzehn verschiedenen Reichen bestand, und bereits durch die große Mauer gegen die Mongoley geschützt wurde. Die argwohnischen Chineser erlaubten den Portugiesen nicht eher, ans Land zu kommen, als bis ihre Waaren ausgepackt worden waren; auch durften sie in Canton nicht frey herumgehen. Ein Gesandter, den sie an den Kaiser von China nach Peking schickten, wurde nicht vorgelassen; er starb nebst seinen Gefährten zu Canton im Gefängnisse. An den

Tho:

Thoren dieser Stadt war in der Folge mit großen Buchstaben geschrieben zu lesen, daß man die Leute mit langen Bärten, und großen Augen, weder einlassen noch dulden sollte. Um so leichter wurde den Portugiesen die Bekanntheit mit den Inseln Sumatra, Borneo, Java, und sie entdeckten noch so viele andre weiter gegen Osten liegende Inseln, daß ihre Erdbeschreiber sie bereits für einen neuen Welttheil erklärtten. Einer ihrer Befehlshaber, Anton de Mota, der sich, des Verbothes ungeachtet, nach China wagte, wurde (1542) nach Japan verschlagen. Die Einwohner der Insel Nipongi die sich durch ihre weiße Hautfarbe, ihre kleinen Augen, und ihre Bartlosigkeit auszeichneten, nahmen die Portugiesen ganz freundschaftlich auf, und bezahlten ihre Waaren mit Silber. So erwarben sich die nach den feinern Gewürzen begierigen Portugiesen das Verdienst, die europäische Welt mit dem östlichen Asien, und einem Theile von Oberaustralien, bekannter zu machen, und in Handelsverkehr zu bringen!



Zweytes Kapitel.

Entdeckung von Amerika durch Columbus, Vespucci und Cabot.

Die Portugiesen fuhren jetzt um Afrika herum nach Ostindien. Nach diesem so geprägten Lande ließ sich aber auch ein Weg denken, der von Europa gerade westwärts gieng. Schon vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts, wie Lissabon noch den Arabern gehörte, unternahmen verschiedene Einwohner derselben eine Fahrt, nach den westlichen Gegendenden, und fanden, nach fünf Wochen, verschiedene Inseln, wo man ihnen sagte, daß das Weltmeer sich noch 30 Tagereisen weiter nach Westen ausdehne. Auf den damahligsten Welt-

Weltkarten, besonders auf denjenigen, die Behaim zu Nürnberg besaß, fand man unter andern eine im entfernten Westen liegende Insel Antilla gezeichnet. Dergleichen Nachrichten hatten für die Einbildung eines jungen Seefahrers so viel Anziehendes, daß sie ihn zur Unternehmung einer Reise nach diesen Westgegenden lebhaft aufmuntern mußten. Ein solcher Seefahrer war nun der berühmte Italiener Columbus.

Christoph Colombo, der Sohn eines Webenfabricanten zu Genua (geb. 1446) der, außer dem Latein, Mathematik und Astronomie mit vielem Eifer erlernte, und im 14ten Jahre schon von der Universität zu Pavia zurückkehrte, trieb nun 23 Jahre lang die Schiffahrt so leidenschaftlich, daß er alle den damaligen Europäern bekannten Meere, selbst den nördlichen Eisocean, hundert Meilen über Island hinaus, beschifft. Seine Liebe zur Schiffkunde trieb ihn (1483) nach Lissabon, wo er sich durch seine Seereisen und Landkarten eine vorzüglichste Achtung erwarb. Durch seine Heyrath kam er mit Pero reiselo, dem Stifter der Colonie auf Porto

Gau

Santo, in Verbindung. Er erfuhr nun, daß durch den Abendwind Stücke von Holz, das ohne Eisen bearbeitet war, Noht von außerordentlicher Größe, ja selbst Leichname von Menschen, die von den bekannten sehr verschieden waren, nach den canarischen und azorischen Inseln getrieben würden. Er schloß hieraus auf das Daseyn von Ländern, die gegen Westen vorhanden seyn müßten. Diese Länder hielt er für die äußerste Ostküste von Indien. Auf diese Meinung leitete ihn das Vorurtheil der Alten von der ungeheure Ausdehnung des östlichen Asiens. Eben dieses Vorurtheil erfüllte ihn mit der Hoffnung, auf diesem Wege eher, als um Afrika herum, nach Ostindien zu kommen. Die Neigung zu dieser Unternehmung brachten ihm aber die Nachrichten von den Reichthümern jener Länder bei, die Polo, Mandeville, und andre Reisebeschreiber, verbreiter hatten.

Columbus entdeckte seinen Plan zuerst dem um Länder-Entdeckungen so verdienten König Johann II von Portugal. Dieser fand ihn zwar zu abenteuerlich; aber er entschloß sich endlich dennoch ein Schiff nach der vom Co;

Columbus bezeichneten Gegend abzuschicken. Doch schon nach einigen Tagen kam dieses Schiff, wegen der Muthlosigkeit seiner Mannschaft, wieder zurück, und über des Columbus Plan wurde jetzt nur gespottet. Der darüber verdrießliche Columbus schlich sich hierauf (1484) aus Portugal weg, und kehrte in seine Vaterstadt Genua zurück. Aber auch hier wurde über seinen Plan gelacht.

Columbus, der sich die Ausführung desselben aber eimahl fest vorgesetzt hatte, beschloß sein Glück in Spanien und England zu versuchen. Nach England schickte er seinen Bruder Bartholomäus. Dieser fiel unter Seeräuber, die ihn einige Jahre gefangen hielten. In einem armeligen Anzuge langte er endlich in England an, wo er erst durch Zeichnen und Landkarten sich so viel verdießen mußte, daß er ordentlich angekleidet vor dem König Heinrich VII erscheinen konnte, der, obgleich behutsam und sparsam, seinen Antrag nicht ungünstig aufnahm. Doch den Engländern war die Ehre, Mittelamerika zu entdecken, nicht bestimmt.

Chris-

Christoph Columbus hatte es indessen in Spanien endlich dahin gebracht, daß man sich für die Ausführung seines Planes thätig bewies. Diese kostete ihm jedoch viele Mühe, und verursachte ihm großen Kummer. Zu Palos, wo er ans Land stieg, fand er eine gute Aufnahme, fand er Männer, die sich für seinen Plan theilnehmend zeigten. Diese empfahlen ihn dem Talavera, dem Weichtsvater der Königin Isabella, der das ganze Vertrauen derselben besaß. Columbus wurde der Isabella und dem Ferdinand, die, wegen der Belagerung von Granada, nach Andalusien kamen, zu Cordova vorgestellt. Das königliche Paar übertrug es einer zu Salamanca niedergesetzten Commission, den Plan des Columbus einer genauern Untersuchung zu unterwerfen. Diese setzte den Gründen, die Columbus für die Möglichkeit seiner Ausführung aufstellte, Aberglauben und Unwissenheit entgegen. Indessen gab es doch Männer von Einsichten, die der Meinung waren, daß des Columbus Entwürfe aller Achtung werth waren, und daß sie ausgeführt zu werden verdienten. Unter diese gehörte der erste Minister, der Cardinal von Mendoza, der, Galletti Welty. 9r Th. als

als Columbus, aus Verdrüß über die verzögerte Ausführung, Spanien schon verlassen wollte, es (1492 Jan.) dahin brachte, daß ernstliche Anstalten gemacht wurden.

Doch niemand bewies sich dabe thätiger, als Louis de St. Angel, der Einnehmer der geistlichen Ritterorden in Aragonien. Dieser bestimmte die Entschließung der Isabella durch die dringendsten Vorstellungen; er bestimmte sie hauptsächlich durch die Betrachtung, daß eine andere Nation der spanischen in der Ausführung des wichtigen Planes zuvorkommen könne. Der Finanzminister Quintanilla trat seiner Meynung bei; Isabella ward gewonnen, und St. Angel schoß das zur Ausrüstung der Schiffe nöthige Geld her. Man schloß nun (im April) mit Columbus einen besondern Vergleich, nach welchem er die Admiralswürde, und die Stelle eines Vicerönes und General-Gouverneurs in den Ländern, die man entdecken würde, imgleichen den zehnten Theil des Gewinnstes, bekommen sollte. Columbus trug dagegen den gten Theil der Kosten. St. Angel schoß 17000 Goldgulden vor. Hierauf wurden

drey

drey kleine Schiffe ausgerüstet, deren Besatzung aus nicht mehr als 190 Mann bestand. Das größte unter denselben gab das Admiralsschiff ab; die beyden übrigen waren nicht viel besser, als Boote. Ihre Ausrüstung kostete auch nur 4000 Carolinen.

Mit dieser armeligen Flotte trat nun Columbus, in Gesellschaft vieler einsichtsvollen Freunde, (3. August) die wichtige Fahrt an. Er schiffte aus dem andalusischen Hafen Palos aus. Nach 6 Tagen befand er sich auf den canarischen Inseln. Hier mußte er sich wegen der Ausbesserung eines von seinen Schiffen, beynah 4 Wochen aufzuhalten. Columbus richtete den Lauf seiner Schiffe nach den Karten und Anweisungen eines italienischen Geographen, Toscanella, der Japan 750 Seemeilen von den Canariten ansehete. Das Schiffsvolk, das schon auf den canarischen Inseln den Muth verloren hatte, bewies sich bald so unruhig, daß blos die Anzeigen von der Nähe eines festen Landes es wieder besänftigen konnten. Da dieses aber noch immer nicht erschien, so äußerte sich die Unzufriedenheit immer laus-

ter. Man schimpfte auf den Columbus, als auf einen Phantasten. Da man beschloß sogar, nach Spanien zurückzukehren, und den Columbus, wenn er sich widersetzen würde, ins Meer zu werfen. Columbus half sich durch Standhaftigkeit und List. Er hieit die eigentliche Entfernung der Gegend, die man außsuchte, geheim, oder gab sie kleiner an, als sie wirklich war. Zuletzt konnte er aber dem Ungestüm seiner Leute so wenig ausweichen, daß er ihnen, wie man sagt, heilig versprechen mußte, ihre Geduld nun nicht länger mehr, als drey Tage, auf die Probe zu stellen. Endlich kündigten Vögel und Lust, kündigten schwimmende Stücke von Rohr, von bearbeitetem Zimmerholze, ein nahes Land an. Wie froh war Columbus (9. Oct.) über die Entdeckung einer schönen, flachen Insel; über die Entdeckung der antillischen *) Insel Guanahani, die er San Salvador nannte. Columbus wurde jetzt von denen, die kurz vorher noch auf ihn geschimpft

schimpft hatten, ein bewundernswürdiger Held genannt. Seine von der Freude gleichsam berauschten Leute stürzten sich auf den Boden nieder, küßten ihn, benessten ihn mit ihren Thränen, schickten die brüsigsten Dankgebethe zum Himmel, bathen den Columbus wegen desjenigen, was sie sich gegen ihn erlaubt hatten, um Verzeihung, und versprachen ihm für die Zukunft allen Gehorsam.

Die Einwohner der Insel Guanahani standen auf einer niedrigen Stufe der Cultur. Sie trugen Stäbe, die kleinen Lanzen glichen, und Wurfspieße, deren Spitzen im Feuer gehärtet, und durch einen spitzigen Knochen noch eindringender gemacht waren. Das Holz bearbeiteten sie mit harten Steinen. Mit Hülfe des Feuers hölten sie Baumstämme zu Canoes, oder Booten, für 1 bis 45 Mann aus. Die Nuder glichen den Beckschaufern. In der Nase trugen diese Wilden einige Stückchen Gold. Die Spanier kamen ihnen so bewundernswürdig vor, daß sie dieselben für Götter hielten. Die Glascorallen, die Schellen, die Nadeln, und andre Kleinigkeiten

*) Dieser Nahme ruht von der oben 186 erwähnten Insel Antilla her.

keiten dieser Art, die sie von ihnen bekamen, schätzten sie höher, als Gold und Silber.

Columbus fand nun bald auch andre in der Nähe liegende Inseln. Er fand unter andern (27. Oct.) die herrliche Insel Cuba, und das große Hayti, das er zur Ehre seiner Nation Espagnola (die spanische Insel) nannte, und zum Sitz einer Colonie bestimmte. Alles, was er bisher entdeckt hatte, hielt er theils für Inseln des asiatischen Archipelagus, theils für festes Land von Indien, oder China.

Die Freude über diese Entdeckungen trich den Columbus schon zu Anfang des folgenden Jahres (1493 Jan.) nach Europa zurück. Er landete in Portugal, wo man ihn mit großer Achtung empfing. Man behandelte ihn als einen Grande. Columbus mußte sich vor dem Könige bedecken, und niedersetzen. Um die Eifersucht der Portugiesen zu vermindern, erklärte er das neuentdeckte Land, das er Espango nannte, für das Paradies. Die Idee, daß diese Inseln einen Theil von Indien ausmachten, war

war Ursache, daß man sie mit den Nahmen Indien belegte, welches, zum Unterschiede von dem asiatischen, das westliche genannt wurde. Diese Benennung erhielten sie zuerst in Spanien, wo man den Columbus in Barcelona einen feierlichen Einzug halten ließ. Die noch nie gesehenen Menschen, die Papageyen, die Landesproducte, die Columbus mitbrachte, zogen aller Augen auf sich. Die königliche Familie schien ihm nicht genug Ehre erweisen zu können. Nun hieß er Don Colon, der Admiral, der Vicekönig, der Statthalter.

Der spanische Hof berichtete den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung an den Pabst Alexander VI., und bat ihn um die Bestätigung des Besitzes aller Länder, die Columbus schon entdeckt hatte, und noch entdecken würde. Der Pabst säumte auch nicht, ihm diese Bestätigung (4ten May) zu ertheilen. Allein jetzt traten die Portugiesen mit ältern Ansprüchen auf eben diese Länder, die sich gleichfalls auf päpstliche Bewilligungen gründeten, hervor. Der Pabst hatte ihnen nehmlich schon vor funfzig Jahren alle heid:

heidnischen Länder, vom Vorgebirge Bojas dor an, feierlich zugesprochen, und allen andern christlichen Seemächten befohlen, der portugiesischen Schiffahrt dahin keinen Eintrag zu thun. Alexander VI wußte sich aus der Verlegenheit, in welche er durch die doppelte Bewilligung versetzt wurde, bald herauszuholzen. Er zog, in einer Entfernung von 75 geographischen Meilen von den Inseln des grünen Vorgebirges, eine durch beyde Pole der Erdkugel gehende Linie, die man die Marcationslinie nannte. Auf der rechten Seite derselben sollten die Portugiesen, auf der linken die Spanier, sich ausbreiten dürfen. Dadurch waren aber die Portugiesen von aller Theilnahme an den Entdeckungen in Westindien ausgeschlossen. Ihre Vorstellungen bewirkten, daß der Pabst (15. Oct.) die Marcationslinie 270 Meilen von den capoverdischen Inseln weiter nach Abend rückte. Sie hieß seidem die Demarcationslinie.

Jenseits dieser Linie schauten nun die Spanier die Entdeckungen zuerst fort. Des Columbus glücklicher Anfang munterte den

Hof

Hof zur Ausrüstung einer größern Flotte auf, die aus 3 Transportschiffen und 14 Caravellen bestand. Man gesellte der Besatzung derselben eine Gesellschaft von Missionaren bey, welche die Bewohner der neuentdeckten Inseln mit dem Christenthume bekannt machen sollten. Für Bedürfnisse, welche die Colonie auf Espaniola nöthig hatte, wurde gleichfalls gesorgt. Columbus bekam das königliche Siegel, nebst der Vollmacht, sowohl selbst, als durch seine Statthalter, Verordnungen im Nahmen des Königes auszufertigen, imgleichen Richter und Beamten zu ernennen. Dabei erhielt er jedoch die Weisung, die Indianer durch Geschenke, durch liebreiches, und sanftes Betragen, zu gewinnen.

Columbus trat (25. Sept.) seine zweyte Reise von Cadiz an. Er entdeckte jetzt die Inseln Dominica, (die Sonntagsinsel) Maria galante (von dem Nahmen des Hauptschiffes) Guadaloupe (von einem Kloster in Estremadura). Hier machte er die erste Bekanntschaft mit den Menschenfleisch verzehrenden Caraiben, welche aus ihren ehemahligen

gen Wohnissen in Florida, über den mexikanischen Meerbüsen, nach den antillischen Inseln geschifft waren, und das männliche Geschlecht der Ureinwohner vertilgt hatten. Die Weiber behielten sie zur Fortpflanzung des Geschlechts bey. Da nun die Mädchen die Sprache der Mutter, und die Söhne die Sprache des Vaters lernten, so entstand dadurch das Sonderbare, daß jedes Geschlecht der Caraiben sich seiner eignen Wörter bedient. Columbus fand um eben diese Zeit auch noch andre antillische Inseln, als Monserrate, Santa Maria la Notunda, S. M. la Antigua, S. Martin, St. Croix (Santa Cruz). Er fand endlich auch die wichtige Insel Jamaica, die er St. Jago (Jacobsinsel) nannte. Ihren jetzigen Nahmen erhielt sie von den Engländern, die ihn von James (Jacob) dem Nahmen eines Herzogs von York, entlehnten.

Aber die Colonie auf Espagnola traf Columbus zerstört an. Die von ihm zurückgelassenen Spanier waren, durch ihre Habgier und Grausamkeit, bey den Einwohnern so verhasst worden, daß diese einen

förm-

förmlichen Aufstand errigt hatten. Columbus legte nun bey dem Hafen Isabella eine neue Colonie an. Sein Bruder Bartholomäus führte ihm Verstärkung aus Spanien zu. Man entdeckte Goldminen, und Columbus sah sich nun im Stande, erst 12, und hernach noch 4 Schiffe, mit Sklaven, Gold, Brasilienholz und andern kostbaren Producten, nach Spanien zu schicken.

Allein Columbus trieb seine Begierde nach Gold, um seinen Credit in Spanien aufrecht zu erhalten, zu weit. Er legte den Einwohnern dieser Inseln, deren er eine große Anzahl getötet hatte, einen ihr Vermögen übersteigenden Tribut auf. Die darüber erbitterten Leute beschlossen, die ihnen so verhassten Spanier auszuhungern. Sie unterstehen alle Feldarbeit, und zogen sich in die Gebirge zurück. Die Spanier drückte nun der äußerste Mangel, denn jedoch ihre Klugheit, und Unterstützung vom Hause, bald abhängt.

Die glänzende Nolle, die Columbus spielte, erregte den Neid von manchen; welche

che seine vorzüglichern Verdienste nicht begreifen konnten. Diese benützten die Klagen und Beschwerden über seine eigennützige und strenge Regierung, um den Hof zur Abschickung eines Bevollmächtigten nach der neuen Colone zu bestimmen. Mit diesem Bevollmächtigten, Juan Aguado, königlichem Haushofmeister, der schon in Indien gewesen war, erschien zugleich Bartolö Velsis, mit dem man wegen der Bergwerke einen Vertrag geschlossen hatte. Aguado, ein stolzer Mann, gab nicht nur allen Klagen gegen den Columbus Gehör, sondern suchte sie auch wohl noch herauszulocken. Da nun Columbus dessen Berichte für seine Anordnungen und sein Interesse gar nicht vortheilhaft erwarten konnte, so beschloß er, den Aguado selbst nach Spanien zu begleiten. Er ernannte (1496 März) seinen Bruder Bartholomäus zum Vicegouverneur. Als er nach Spanien kam, hatte er viel Mühe, die Beschuldigungen, die man ihm mache, zu widerlegen, und das Zutrauen Ferdinands und der Isabella sich wieder zu erwerben. Es gelang ihm auch kaum nach einem Jahre, die Ausrästung seiner dritten Reise vollendet zu sehn.

Der

Der Hof ernannte ihn zum Admiral von Castillien, gestand ihm große Rechte und Vortheile zu, und versicherte ihm einen sehr ansehnlichen Theil am Gewinnste. Die Flotte, die man ihm mitgab, bestand aus 8 Schiffen, auf welchen sich Soldaten, Bergleute, Ackerleute, Gartner, Handwerker, Tonkünstler, und auch Weibspersonen, befanden. Die Spanier bezeugten aber so wenig Lust, nach Westindien zu gehen, daß man ihre Zahl durch Verbrecher ergänzen mußte.

Endlich erfolgte des Columbus Absahrt von S. Lucas an der Mündung des Guadalquivirs (1498 am 30. May). Columbus kam jetzt nach der Insel Trinidad, nicht weit vom Ausflusse des Orinoco. Er wurde mit dem an diesem Strome liegenden Lande Paria bekannt, und er befand sich also wirklich schon auf dem festen Lande des neuen Erdtheils, ohne es jedoch zu wissen; denn er blieb bey der Meynung, nahe an den Küsten zu seyn, und er glaubte hier wieder das Paradies zu finden.

Geigt

Ickt legte er auf der Insel Espagnola eine Stadt an, die er seinem Vater und dem heiligen Dominicus zu Ehren, St. Domingo nannte. Aber die ehemalige Colonie auf derselben befand sich bey seiner Rückkehr in Unruhe und Verwirrung. Der spanische Hof hatte es der Colonie zur vorzüglichsten Bestimmung gemacht, nicht nur die Schätze der neu entdeckten Länder, zu sammeln, sondern auch die Bewohner derselben in der allein seeligmachenden Religion einzuwiehen. Zur Erreichung der ersten Absicht, bearbeitete man, unter der Aufsicht des oben erwähnten Velvis, die Bergwerke, und man bediente sich, nach dem Beispiele der Araber, des Quecksilbers, um die Goldtheilchen von den bey gemischten unedlen Mineralien zu scheiden. Zu den schweren Arbeiten in den Bergwerken brauchte man die Carabben mit solcher Unbarmherzigkeit, daß Columbus diese Leute, so schrecklich er sie auch schilderte, dennoch menschlicher zu behandeln anrieth. Man verkaufte sie und andre Westindier auch schon als Sklaven nach Spanien; dieses wurde jedoch vom Ferdinand und der Isabella ausdrücklich verboten.

Das fromme königliche Ehepaar wünschte, daß die neuen Indianer unterrichtet und bekehrt werden möchten. Die Missionare, die man deswegen nach Espagnola schickte, brachten es auch dahin, daß sich (1496 Sept.) ein Cazike, oder indianischer Fürst, und viele von seinen Verwandten, taufen ließen; daß sie den Glauben, das Vaterunser, und andre Theile des Katechismus lernten, um sie täglich zweymahl herzubethen. Manche von diesen Leuten fanden jedoch den Glauben, zu deren Annahme man sie beredet hatte, und die Spanier selbst, ihres Hasses so werth, daß sie alle ihre Landsleute zur Vertilgung der Weißen, und zur Zerstörung ihres Gottesdienstes, aufbosthen. Aber die Spanier waren ihnen zu mächtig, und einige von den unglücklichen Indianern, welche die heiligen Bilder der Kapelle zerbrochen, mit Füßen getreten, und auf einem Pfusserfelde vergraben hatten, wurden öffentlich verbrennt.

Doch die spanische Colonie auf Espagnola war nicht allein mit den Indianern, sondern mit sich selbst, uneinig. Franz Noldan,

dan, den Columbus zum Oberrichter derselben bestellt hatte, erbitterte durch seine Strenge die Colonisten so sehr, daß darüber zwey Parteien entstanden. Viele Colonisten waren wegzogen, und die zurückgebliebenen empfanden den lebhaftesten Verdruss, weil sie die reizenden Hoffnungen, die man ihnen in Europa gemacht hatte, nicht erfüllt sahen; weil ihnen selbst der kummervlichste Unterhalt große Mühe verursachte. Die Aussicht, durch Schäze von Gold sich zu bereichern, schien ganz verschwunden. Velvis war nach Europa zurückgekehrt. Die Colonisten, die ohne Zucht und Ordnung lebten, entrichteten keine Abgaben, und machten das Land durch ihre Nähbereyen unsicher. Columbus hatte viele Mühe, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Die schönen Versprechungen, die er dem spanischen Hofe gemacht hatte, wurden gar nicht so erfüllt, wie es der Erwartung desselben gemäß war. Columbus schickte weiter nichts, als Slaven und Färbeholz, nebst etwas Gold, nach Europa. Die Ausrüstung der Schiffe, die Besoldungen der Beamten

und

und Soldaten, und die Unterstützung der Colonisten, verursachte einen großen Aufwand, dem die Einkünfte von der Colonie gar nicht angemessen waren. Die bisherigen Unruhen schoben die Hoffnung, die wahren Goldländer zu finden, immer weiter hinaus. Columbus hatte schon mehrmals den Rath gegeben, die Ausrüstungen der Schiffe, und den Handel nach den entdeckten Ländern, Kaufleuten und reichen Privatpersonen zu überlassen. Der Hof ertheilte (1499) wirklich die Erlaubniß, neue Länder aufzusuchen, und für die Krone in Besitz zu nehmen; er machte es jedoch dabei zur Bedingung, weder die Entdeckungen des Columbus, noch die Besitzungen der Portugiesen, zu berühren. Oseda, einer der Gefährten des Columbus auf seiner ersten Reise, der lange auf Domingo gelebt hatte, wurde, ohne des Columbus Wissen, nach Paria geschickt, um die Perlen-Inseln näher zu erforschen.

Columbus, der indessen die Freude hatte, Ruhe und Wohlstand in seine Colonie zurückgekehrt zu sehen, wurde durch die Mänke seiner Feinde von der Fortschung seiner

Galletti Weltg. 9r Th.

O Entz

Entdeckungen abgehalten. Sein Verfahren schilderte man der Isabella so tadelnwerth, so strafbar, daß sie (1500) den Franz von Bobadilla, einen Ritter des Calatrava-Ordens, nach Westindien schickte, um dasselbe untersuchen zu lassen. Bobadilla bekam die Vollmacht, den Columbus, wenn die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen gegründet wären, abzuführen, und dessen Stelle zu übernehmen. Columbus mußte daher Unrecht haben. Den Stoff zu einer Anklage desselben sammelte man von seinen Feinden. Columbus wurde, ohne daß man ihn vorher verhört hatte, nebst seinen zwey Brüdern, mit Ketten beladen nach Europa geschafft. Sein Schiffshauptmann wollte ihm die Ketten abnehmen; aber Columbus ließ es nicht geschehen.

Als Columbus nach Spanien kam, schämten sich Isabella und Ferdinand der Behandlung, die sie einem solchen Manne hatten widerfahren lassen, und er bekam sogleich seine Freyheit wieder. Indessen hielt man ihn von einer neuen Reise nach Westindien zurück, während daß man andere Entdecker auss-

aussaufen ließ. Man schickte auch einen neuen Statthalter nach den von ihm entdeckten Ländern. Des Columbus Klagen und Vorstellungen waren vergeblich. An den neuen Seeweg nach Ostindien wurde gar nicht mehr gedacht.

Nach zwey Jahren (1502) sah endlich Columbus seinen Wunsch, eine neue Reise nach Westindien zu thun, befriedigt. Man gab ihm zu derselben vier schlechte Schiffe, von welchen das grösste nicht mehr als 70 Tonnen (1400 Centner) trug. Wegen des fehlerhaften Zustandes derselben, mußte er die südwestliche Fahrt aufgeben, und seine Richtung gerade nach Westen nehmen. Er kam bis nach Porto Bello auf der Landenge von Panama; auch stiftete er auf eben derselben, zu Veragua, eine neue Colonie, die aber keinen glücklichen Fortgang hatte. Die Landesbewohner versekten ihn in ein so lebhaftes Gedränge, daß er (1503 Jan.) wieder zu Schiffen gehen mußte. Ein Sturm brachte ihn nach Jamaika. Zwei seiner Freunde wagten sich auf einem armseligen Boote nach Domingo, um von dem Statthalter Ovanda

ein Fahrzeug für den Columbus zu erbitten; dieses langte aber erst nach einem Jahre an. Als Columbus (1504) nach Spanien zurückkehrte, war seine Gönnerin Isabella gestorben, und die zwischen Ferdinand dem Katholischen, und seinem Schwiegersohne, Philipp dem Schönen, ausgebrochenen Händel waren Ursache, daß der um die spanische Monarchie so sehr verdiente Columbus übersehen wurde, daß er voll Verdrüß (1506) sein Leben endigte.

Columbus hatte das feste Land des neuen Erdtheiles zweymahl berührt; aber er starb in der Meinung, blos ein Stück von Ostindien entdeckt zu haben. Dieses Vorurtheil entzog ihm die Ehre, dem von ihm entdeckten neuen Erdtheile seinen Nahmen zu geben. Diese Ehre erwarb sich ein anderer Italiener, Amerigo Vespucci, im Dienste des Königs von Portugal. Die Portugiesen zeigten sich, seit der Festsetzung der Demarcationslinie, sehr geschäftig, in Ansehung der Entdeckung neuer Länder, mit den Spaniern zu wetteifern. Der Gang dieser Entdeckung wurde aber meistens durch den Zufall entschieden.

Caspar

Caspar Cortereal besuchte (1500) die nordamerikanische Küste unter dem 50ten Grad nördlicher Breite, um hier eine westliche Durchfahrt nach den Gewürzinseln zu finden. Seiner weitern Reise setzte sich aber Schnee und Eis entgegen. Eben dieses Schicksal hatte sein Bruder Michael. Indessen wurde doch lange Zeit ein Theil dieser nördlichen Küste Cortereal-Land genannt. Den Nahmen Labrador erhielt es von dem Umstande, daß Cortereal auf der Südseite des 50ten Grades Länderey vermutete, die des Anbaues fähig wäre.

Um eben diese Zeit (1500) wurde die zweyte nach Ostindien bestimmte Flotte unter Cabral, durch einen Sturm, zu weit nach Westen getrieben. Hier fand sie ein großes, unbekanntes auf der Südseite des Äquators liegendes Land. Da, wo Cabral landete, errichtete er auf einem erhabenen Platze ein großes hölzernes Kreuz. So entstand der Nahme Santa Cruz. Die Bay, wo die Landung vor sich gieng, hieß nun Porto seguro (Hafen der Sicherheit).

Mit

Mit dem neuen Lande wurden die Portugiesen unter der Anleitung des Vespucci immer bekannter. Dieser florentinische, in den Wissenschaften eines Seefahrers sehr wohl unterrichtete Edelmann, hatte an der Entdeckungsreise des Ojeda schon Antheil gehabt. Jetzt nahm ihn der König Emanuel von Portugal in Dienst, um die Entdeckungen in der neuen Welt fortzusetzen. Vespucci gleng zweymahl (1501 und 1503) das hin. Verschiedene Landungen überzeugten ihn von dem Daseyn eines ungeheuren Landes. Er fand unter andern das Vorgebirge Agostino und die Bay aller Heiligen. Das neue Land wurde aber über die ostindischen Eroberungen einige Zeit lang ganz vergessen. Es diente (bis 1525) höchstens zu einem Verbannungsorte für die Juden. Das Färberholz Brasilje (Brasil) das man sonst aus Ostindien holte, und das Vespucci selbst Verzino nannte, machte das vornehmste unter den Producten aus, die man von dem neuen Lande nach Portugal brachte. Daher wurde erst der mittlere Theil, und hernach das Ganze, mit dem Nahmen Brasiliën belegt. Man benannte aber späterhin das Land, das

Ves-

Vespucci zuerst recht entdeckt hatte, nach dem Vornahmen desselben Ameriga oder Amerika. Dieser Nahme gieng in der Folge erst auf die südliche Hälfte, und hernach auf den ganzen Erdtheil, über. Da dieses erst nach dem Tode des Vespucci geschah, so hat sein Einfluß um so weniger wirken können. Die Beschuldigungen und Vorwürfe, welche die Spanier ihm machen, sind größtentheils eine Wirkung ihrer Eifersucht über die Ehre, die Vespucci ihrem Columbus unschuldigerweise entzogen hat. Denn wer mag es ihm verdenken, wenn er sein Verdienst, die Welt von dem Daseyn eines neuen Erdtheiles überzeugt zu haben, recht herauszusetzen wußte?

Ausser den Spaniern und Portugiesen fanden aber auch andre seefahrende Nationen den Weg nach dem neuen Erdtheile. Nordamerika wurde durch die Bemühungen der Engländer entdeckt. Noch vor dem Continetal schiffen zwey Brüder Cabot, in England ansässige Venezianer, mit vier Schiffen, von welchen sie zwey auf elgne Kosten ausgerüstet hatten, nach Nordamerika, wo sie

(1497)

(1497) Neufundland, und die ganze Küste bis nach Florida, kennen lernten. Jenes nennen sie, wegen der ungeheuren Menge von Stockfischen, die wohl gar den Lauf ihrer Schiffe hemmten, Stockfischland. So wurde also Amerika sowohl im Norden und Süden, als in der Mitte, eigentlich durch Italiener entdeckt!

Drittes Kapitel.

Cortez erobert Mexico, Pizarro Peru. Folgen der Entdeckung von Amerika.

Unter den Nationen, die Amerika entdeckten, waren die Spanier und Portugiesen diejenigen, welche diese Entdeckung vorzüglich benutzt haben. Der König von Portugal theilte ansehnliche Landstriche von Brasilien, unter die großen Herren seines Volkes, als Lehne aus. Man legte Zuckerplantagen an, die bald sehr ergiebig wurden. Um die zu den schweren Arbeiten in denselben nöthigen Arbeit zu bekommen, reichten die einheimischen Sclavenjagden nicht hin; man mußte daher die fehlenden durch Negern von Congo und Angola in Afrika ersetzen.

Noch

Noch mehr als die Portugiesen breiteten sich die Spanier in dem neuen Erdtheile aus. Wenn ihr Verfahren dabey nur weniger eigennützig und unbarmherzig gewesen wäre! Diego, der Sohn des Columbus, setzte es mit vieler Mühe endlich durch, Herzog und Statthalter der Colonie von Veragua zu werden. Er zog mit mehreren Familien nach Domingo, und von diesen stammten die edleren Creolen dieser Insel ab. Der Oberstatthalter der spanischen Niederlassungen in Westindien, Ovanda, brauchte, um sie in Aufnahme zu bringen, sehr despottische Mittel. Er unterdrückte die Eingeborenen, und beschwerte sie mit Frohdiensten und Abgaben. Von dem Ertrage der Bergwerke ließ er sich jedoch nur den dritten Theil geben. Vielleicht wollte er durch diese Mäßigung zur bessern Bearbeitung derselben auffordern. Die Colonie auf Espagnola, oder Domingo, brachte der Krone jährlich 460000 Speciesthaler ein. Das meiste warf der Zuckerbau ab. Ferdinand der Katholische errichtete (1507) zu Sevilla einen Handelsrath für Indien. Aber die schweren Arbeiten in den Zuckerpflanzen, deren die weichlichen Einwohner nicht

nicht gewohnt waren, hatten, nebst der übrigen grausamen Behandlung dieser Leute, die traurige Folge, daß von einer Million derselben nach 15 Jahren nur noch 60000 übrig waren, und auch diese minderten sich innerhalb acht Jahren bis auf 14000. Ovanda ließ nun von den lucayischen Inseln Menschen rauben, um sie als Sclaven unter die Plantagen zu vertheilen.

Die weiterz Entdeckung amerikanischer Länder überließ die Regierung der eigennützigen Thätigkeit von Privatpersonen. Durch diese wurden die Inseln Portorico und Cuba (1511) und die Küstenländer Yucatan (1508) und Florida (1512) gefunden, und in Besitz genommen. Die Eroberung von Cuba schlug Diego Columbus vor. Man übertrug sie dem Diego Velasquez, einem Gefährten des Columbus, dem man 300 Mann mitgab. Nur ein einziger aus Domingo herübergeflüchteter Cazike leistete Widerstand, und dieser wurde dafür vom Velasquez zum Feuer verdammt. Florida besetzte Ponce de Leon, den das Gerücht von einem Wunderbrunnen auf den lucayischen Inseln dahin gebracht hatte. Den Nah:

Nahmen bekam es vermutlich von der reisenden Beschaffenheit, in welcher es die Spanier antrafen.

Die Begierde nach Gold, dieser großen Triebfeder menschlicher Handlungen, leitete die Spanier auf manche Länder-Entdeckung. Nunez Balbao, Statthalter zu St. Maria in Darien, auf der mexicanschen Landenge, erbeutete auf seinen ins innere Land vorgenommenen Streifereyen vieles Gold. Dies reizte seine Habsucht, immer mehr von diesem edlen Metalle zu bekommen. Ein junger gutmuthiger Cazike erzählte ihm von einem sechs Tagereisen entfernten Lande am Meere, wo dieses Metall in großer Menge vorhanden wäre. Zu diesem Goldlande führte aber ein hohes, dichtverwachsenes Gebirge, führten morastige, mit reissenden Strömen und furchterlichen Schlangen angefüllte Thäler. Dennoch trat Balbo (1513 Sept.) von 190 Spaniern begleitet, und tausend Indianern geführt, den Zug dahin mutig an. Nach 25 Tagen, und nach den erstaunlichsten Beschwerden, erreichte er endlich den letzten Abhang des Gebirges, von welchem

er

er unvermüthet ein ungeheures Meer übersah. Seine Entzückung geht in ein brünstiges Gebeth über. In voller Rüstung wadet er bis an den Leib ins Wasser, um von dem neuentdeckten Ocean, im Nahmen seines Königes, Besitz zu nehmen. Er bekam jetzt Nachrichten von dem Reiche Peru, welches er für einen Theil von Ostindien hielt. Die Lamas, die er hier kennen lernte, erklärte er für asiatische Lastthiere. Um die Eroberung von Peru zu unternehmen, verlangte er von dem spanischen Hofe eine Verstärkung von tausend Mann; allein sein Feind, der eifersüchtige Bischof Fonseca von Burgos, ein Minister Ferdinands des Katholischen, entzog ihm diese Ehre. Pedrarias Davila wurde an seiner Stelle zum Statthalter von Darien ernannt. Man gab demselben 15 Schiffe, nebst 1200 Soldaten. An diese schlossen sich noch 1500 freywilliige Edelleute an, welche die Goldbegierde zur Theilnahme an dieser Unternehmung reizte. Balbao, der doch 450 Mann unter seinem Befehle hatte, unterswarf sich dem Davila, der ihn demungsachtet gewaltthätig behandelte. Mit einem baumwollnen Hemde auf dem Leibe, und

Gäste

Basschuhen an den Füßen, wohnte er in einer niedrigen Hütte von Zweigen; er, der erste Unterstatthalter der Länder am großen Weltmeere, das er entdeckt hatte! Als er sich (1517) rüstete, die Goldländer aufzusuchen, ließ ihn Davila in Verhaft nehmen, und, theils unter dem Vorwande des Ungehorsams, theils wegen alter Beschuldigungen, hinrichten. Die Südsee wurde jetzt nicht weiter untersucht; doch verlegte man die Colonie von St. Maria nach Panama.

Ferdinand der Katholische wünschte, daß man westlich einen Weg nach den Molucken, und den Gewürzinseln, finden möchte. Er rüstete zu dieser Unternehmung auf eigne Kosten zwey Schiffe aus. Juan Diaz de Solis, dem er dieselben anvertraute, entdeckte (1516) einen Theil der östlichen Küste von Südamerika. Er fand zwey der vornehmsten Ströme desselben, den Janeiro, und den de la Plata. Den letztern hielt er anfangs für einen Eingang in das indische Meer. Eine Landung, die er wagte, fiel sehr unglücklich aus. Er wurde, nebst seinen Begleitern, von den Einwohnern getötet,

und,

und, im Angesichte der Schiffe, zerstückt, gebraten und verzehrt. Jene kehrten hierauf nach Europa zurück.

Während der Zeit breiteten sich die Spanier, auf der Nord- und Südamerika verbindenden Landenge von Panama, desto glücklicher aus. Angeführt von Francesco Hernandez Cordova, einem reichen und mutigen Colonisten, besetzten sie (1517 Febr.) mit 110 Mann, die Landspitze Yucatan und die Küste von Campeche. Aber auch von ihnen fielen mehrere, von den Pfeilen der Landessbewohner, durchbohrt. Dennoch drangen 240 Freiwillige, durch das Gold gelockt (1518) in das innere Land ein, das sie, wegen seiner Ähnlichkeit mit dem alten Spanien, Neuspanien nannten. Hier bekamen sie auch von dem Reiche von Mexico Nachricht.

Der mexicanische Staat war der größte und cultivirteste in ganz Nordamerika. Die Bewohner desselben wanderten im (13. Jahrhundert) von den nordwestlichen liegenden Küsten des californischen Meerbusens ein. Vielleicht

leicht hatten diese Küsten die ersten Bewohner in Nordamerika; vielleicht kamen diese aus den gegen über liegenden nordöstlichen Ländern von Asien. Im 14ten Jahrhundert wurde Mexico die Hauptstadt des neuen Reiches. Es hoben sich außer derselben aber noch mehr andre Städte empor, als Tepoztlan, Tlascala, Cholula, Tacuba, Tezcuco. Diese Städte sahen jedoch, in Vergleichung mit den europäischen, mehr großen Dörfern, als Städten, ähnlich. Sie bestanden größtentheils aus einzelnen, niedrigen, unregelmäßig gebauten, mit Rasen, Steinen und Rohr gedeckten Hütten, die ihr ganzes Licht durch die niedrige Thüre empfingen. Selbst das gepräsene Mexico war aus solchen Hütten zusammengesetzt, die sich blos dadurch unterschieden, daß sie in ordentlichen Reihen standen, und Gassen bildeten. Den vornehmsten Tempel stellte eine viereckige, dichte, zum Theil mit Steinen eingefaßte Erdmasse, kurz eine Art abgestufter Pyramiden, vor. Die Paläste waren zwar zierlicher und größer, aber leicht gebaut. Schon diese Gebäude beweisen das Daseyn der nöthigen Handwerker in Stein, Eisen und Holz, so wie verschier
dener

dener Künstler, unter welche auch Mahler und Goldarbeiter gehörten. Jene waren besonders geschickt, Gemälde aus bunten Fäden zusammenzusetzen; ihren Bildern fehlte aber eben so sehr richtige Zeichnung, als richtige Darstellung. Der Ackerbau wurde nur sehr unvollkommen getrieben. Wissenschaftliche Kenntnisse darf man bey einer Nation, wie die mexicanische war, nicht erwarten; doch hatte sie eine Art ägyptischer Bilderschrift. Das Jahr war in 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, abgetheilt. Ausser diesen gab es, wie bey den neuern Franzosen, noch 5 Ergänzungstage. Die mexicanische Religion war ein ordentliches System von Göttern, Priestern, Tempeln, Festen und Opfern. Der Hauptcharakter dieser Religion war Furcht und Schrecken. Die Götter wurden durch abscheuliche und furchterliche Bilder vorgestellt. Die Tempel waren mit Bildern von Schlangen, Eiegern, und andern schrecklichen Thieren, geziert. Durch Fasten, Bußungen und Fasteyungen versöhnte man den Zorn der Götter. Diesen brachte man auch Menschenopfer, besonders von Gefangnen.

Die Einwohnertheilten sich in verschiedene Stände ab. Es gab Freye und Leib, eigene von mehrern Classen. Das Reich war unter dreyzig Fürsten getheilt, deren jeder über etwa 3000 Edelleute von niedrigem Range, und 100000 andre Personen, zu gebieten hatte. Die mächtigsten unter ihnen waren die von Tezeuco und Taeuba. Sie mußten, als Vasallen, dem Kaiser von Mexico Tribut entrichten. Dieser hatte einen glänzenden Hofstaat. Die Regierungsverwaltung und Gerechtigkeitspflege war ganz ordentlich eingerichtet. Die mexicansche Polizey verdiente Achtung. Sie sorgte für Wasserleistungen, für die Reinigung der Gassen, und für die Erleuchtung derselben durch unterhaltesnes Feuer. Die nächtliche Sicherheit wurde durch Schaarwächter erhalten. Die Abgaben der Unterthanen bestanden in lauter Naturalien.

Das große Reich von Mexico, das von einem kriegerischen und unerschrockenen Volke bewohnt wurde, gehorchte damahls dem uneingeschränkten und mächtigen Monarchen Montezuma, der, stolz und gewaltthätig

thätig, von seinen Unterthanen geschäfft, von seinen Feinden gefürchtet, wegen der Ankunst der Spanier doch Verlegenheit und Bestürzung fühlte. Ferdinand Cortez, der die Eroberung seines Reichs unternahm, stammte (geb. 1485) aus einer edlen, aber nicht reichen Familie in Estremadura, ab. Ansehnlich gebaut, einnehmend, im Waffenpiel sehr geübt, äußerst abgehärtet, thätig, aber mit Muße und Gleichmuth, und ganz im Besitze der Gabe, sich Vertrauen zu erwerben, war er schon des Velasquez geführde auf seinem Zuge nach Cuba gewesen. Der auf seine höhern Talente eifersüchtige Velasquez rüstete ihn zur Ausführung seines Planes, Mexico zu erobern, ziemlich armselig aus. Er gab ihm (1519) nicht mehr als 11 Schiffe, unter welchen das größte 100 Tonnen trug. Die ganze Besatzung derselben bestand aus 617 Mann, unter welchen nur 500 eigentliche Soldaten waren. Unter diesen waren nur 13 mit Musketen, 32 mit Armbüsten, und die übrigen blos mit Schwerttern und Spießen, bewaffnet. Bei der ganzen kleinen Armee waren nicht mehr als 16 Pferde, 10 leichte Feldstücke,

und 4 Falconette. Auf ihren Fahnen erschien ein großes Kreuz.

Montezuma schickte den anziehenden Spaniern einige Gesandten entgegen. Diesen floßte Cortez, durch die Evolutionen seiner Truppen, besonders aber durch das auf einen Wald gerichtete Kanonenfeuer, dessen furchterliche Wirkung einige zu Boden stürzte, andre in die Flucht trieb, die grösste Ehrfurcht ein. Montezuma suchte die furchtbaren Feinde durch kostbare Geschenke zu gewinnen. Aeusserst feine baumwollne Zeuge, Federn; Gemälde von Thieren und Bäumen, 2 große, kreisförmige Platten, die eine von Gold die Sonne, und die andere von Silber den Mond vorstellend, von welchen die letzte allein 25000 Speciesthaster wog, waren nebst Armbändern, Halsbändern, imgleichen Ringen, und verschiedenen mit Perlen, Edelsteinen und Goldkrönern angefüllten Kästchen, die kostbaren Geschenke, durch die Montezuma seinen Zweck zu erreichen suchte.

Cortez, dem auf der einen Seite die Macht des Montezuma, und auf der andern die

die Parthey des Velasquez, Besorgnisse erregte, benahm sich mit vieler Klugheit und Ueberlegung. Er bildete aus seiner Mannschaft einen kleinen Staat, eine Colonie, deren Sitz er Villa ricca de la vera Cruz (Die reiche Stadt des echten Kreuzes) nenne. Hieran legte er seine Befehlshaberstelle nieder, um sich, von den Mitgliedern seines kleinen Staates, zum Oberrichter und Feldherrn erwählen zu lassen. Nun behauptete er sein Ansehen gegen die Anhänger des Velasquez mit so vielem Nachdruck, daß selbst eine Verschwörung derselben ihm keinen Schaden thut. Um seinen Leuten alle Hoffnung zur Rückkehr zu beraumen, ehe sie die Eroberung von Mexico vollendet haben würden, vernichtet er, so wie ehemal Alexander der Große, seine Flotte. Die Schiffe (sagte er) wären ihnen unbrauchbar, und die Matrosen könnten mässlicher als Kriegsleute gebraucht werden. Man zog hierauf die Schiffe ans Land, zerhieb ihre Segel und ihr Tauwerk, und trat nun (16. Aug.) den Zug wirklich an. Die Mannschaft, die Cortez mitnahm, bestand aus 500 Mann, die 15 Pferde und 6 Feldstücke mit sich führten.

Die

Die übrigen, meistens alte und schwächliche Soldaten, blieben zu Villa ricca. Der Zug gieng von Zempoalla aus, dessen Cazike sich schon mit Cortez verbunden hatte. Daher schlossen sich auch 400 ansehnliche Krieger desselben an die Spanier an, und 200 trugen ihr Gepäck.

Auf dem Wege nach Mexico stieß dem Cortez zuerst der Staat von Tlascalan auf, dessen muthige, Freyheit liebende, den Feldbau, aber doch noch mehr die Jagd treibende, und in ziemlich großen Städten lebende Einwohner, gegen die Mexicaner eine unverschuliche Feindschaft fühlten. Dennoch schlugen sie dem Cortez den Durchzug ab. Er wurde auch gleich von ihnen angegriffen; es wurden 2 von seinen Pferden getötet. Aber die Pfeile der Tlascalaner waren nicht stark genug, die mit Baumwolls gefüllteren Wämser der Spanier zu durchdringen; in drey Gefechten wurde nicht ein einziger von ihnen getötet; die Tlascalaner, die ihre Toten zu begraben wünschten, zerstreuten sich auch zu sehr, um von ihrer Überlegenheit Vorteil ziehen zu können. Sie schickten den Spaniern

Spaniern Lebensmittel, um für sich und ihre Götter keine abgeehrten Schlachtopfer zu bekommen. Bald hielten sie aber die Spanier für höhere Wesen, für Kinder der Sonne (des Orients). Sie machten mit denselben Friede, und erklärten sich für Vasallen des Königes von Spanien. Die abgematteten, häufig verwundeten, und Mangel leidenden Spanier freuten sich, aus ihrer bedrängten Lage so glücklich herauszukommen. Noch mehr freute sich Cortez, als 6000 Tlascalaner sich an sein Heer anschlossen. Er rückte hierauf nach der Stadt Cholula, die ihm Montezuma zum Aufenthalte angewiesen hatte, um ihn desto sicherer überfallen zu können; aber Cortez wurde gewarnt, und nun ließ er viele Einwohner erschlagen und die Stadt verwüsten.

Cortez näherte sich nun der Stadt Mexico, die, zwischen angebauten, fruchtbaren Feldern liegend, auf der Insel eines dem Meere ähnlichen und von großen Städten umringten Landsees, mit ihren Tempeln und Thürmen, bezaubernd ins Auge fiel. Verschiedene dem Montezuma unterworffene Caziken

ziken bathen den Cortez um ihren Schuß. Um so eher musste sich Montezuma entschließen, dem Cortez entgegen zu gehen. Er erschien, von einem prachtvollen Zuge begleitet, auf einer mit Gold und bunten Federn geschmückten Sänfte, von 4 Künstlingen getragen, während daß ein künstlich gearbeiteter Thronhimmel sich über seinem Kopfe emporhob. Montezuma zeigte in seinem Benehmen viele Würde. Cortez bemühte sich dagegen, ihm Furcht einzuflüßen. Er pflanzte sein Geschütz vor den Eingang des zu Mexico ihm angewiesenen Palastes, und stellte überall Wachen aus.

Die Spanier hatten aber zum Misstrauen gegen die Mexicaner gegrundete Ursachen. Sie erfuhren, daß einer von den Feldherren des Montezuma den Caziken, welche die Spanier zu Villa ricca angegriffen, und die Stadt zerstört hatten, behülflich gewesen war. Cortez wagte es heraus, den Montezuma in der Mitte seiner Residenzstadt in Verhaft zu nehmen. Er brauchte hierzu nicht mehr als 5 Officiere, und eben so viel auserwählte Soldaten; dreystig andre besaß,

befanden sich in kleine Haufen vertheilt in der Nähe. In allen vom Palaste bis zum Quartiere der Spanier fährenden Gassen giengen Patrouillen auf und ab. Die übrige Mannschaft stand unter dem Gewehre. Unter solchen Massregeln der Vorsicht wurde Montezuma, als ein Gefangner, in das spanische Quartier gebracht, wo er allerley Demüthigungen erfuhr. Er sah seinen General und andre Officiere, auf einem Haufen von Waffen aus seinem Zeughause, verbrennen. Es wurden ihm Fesseln angelegt, jedoch bald wieder abgenommen, weil er sich nicht länger weigerte, sich für einen Vasallen des Königes von Spanien zu erklären. Zur Aufmunterung seiner Leute theilte jetzt Cortez unter dieselben eine Summe von einer Million Thaler aus, die er durch Geschenke gesammelt hatte.

Auf solche Aufmunterungen machten die Kriegsleute des Cortez um so mehr Anspruch, je mehr ihre Treue und ihr Mut ihm jetzt so höchst wichtig war. Während daß (1520) die Plane der Mexicaner, die Spanier zu vertilgen, den Cortez schon in eine gefährliche Lage brach;

brachten, rückte ein andrer spanischer Abenteuerer, Marwacz, mit 800 Mann Fußvolk, 84 Reitern und 12 Kanonen, mit welchen ihn Velasquez ausgerüstet hatte, von Cuba herbei, um dem Cortez die Oberbefehlshaberstelle zu entreissen. Der entschlossene Cortez gieng ihm mit der Hälfte seiner Mannschaft, die mit außerordentlich langen und starken Spießen bewaffnet war, entgegen; und griff ihn, in einem nächtlichen Ueberfalle, so glücklich an, daß er ihn gefangen bekam. Dessen Soldaten, die er schon vorher zu gewinnen gesucht hatte, schlossen sich nun um so leichter an ihn an.

Indessen hatten die Mexicaner, durch den ungestümen Religionseifer der Spanier, die tausend derselben bey einem Religionsfeste niederkrieben, bewogen, die Waffen ergriffen, und die Spanier in threm Quartiere eingeschlossen. Sie wiederholten ihren Sturm mit der hartnäckigsten Unereschrockenheit; ja sie hielten sich, um die Batterien zu ersteigen, sogar an den Mündungen der Kanonen fest. Cortez griff sie mehrmals vergeblich an, weil sie immer durch frische

Haufen

Haufen von Kriegern verstärkt wurden, weil ihre Priester ihnen Muth einschütteten. Es wurden sehr viele von ihnen getötet; aber ungleich beträchtlicher war verhältnißmäßig der Verlust der Spanier, die 12 Tode, und auf 60 Verwundete zählten. Der gefangne Montezuma mußte endlich auf den Wall treten, um seine Untertanen zum Abzuge zu bereeden. Sein Anblick rührte sie aber nur kurze Zeit; ihre Wuth über die Spanier war vielmehr so groß, daß sie ihren Regenten durch Steinwürfe töteten.

Guatimozin, des Montezuma Nachfolger, ein sehr kriegerischer Prinz, war fest entschlossen, das spanische Joch abzuschütteln. Die Mexicaner verrammelten die Straßen, und rissen die Dämme nieder. Cortez mußte sich nur zum Abzuge entschließen. Dieser erfolgte um Mitternacht über einen von bewaffneten Fahrzeugen der Mexicaner eingeschlossenen Damm. Die Spanier gerieten in das lebhafteste Gedränge. Glücklicherweise vergaßen es die Mexicaner, das Ende des Damms zu besezen; auch hielten sie sich bey der Todtenfeyer einiger Kinder des Monte;

Montezuma zu lange auf. Dennoch mußte sich Cortez mit 100 Mann durchschlagen; dennoch verlor er 5 bis 600 Spanier, und 2000 Tlascalaner; dennoch hütete er sein ganzes Geschütz, alle seine Munition, seine meisten Pferde und Schäze, ein. Viele von seinen Soldaten waren auch so sehr mit Goldstangen beschwert, daß sie weder fachten, noch sichen konnten,

Ein großes Heer der Mexicaner rückte dem Cortez nach. Cortez entschied die Schlacht an der Spitze seiner wenigen Reiterey. Er eroberte die mexicanische Hauptfahne. Die Mexicaner flohen nun auf allen Seiten. Die Mannschaft des Siegers wurde jetzt durch 180 Mann, und 20 Pferde, verstärkt, die für den Narvaez bestimmt waren. Cortez, der nun wieder 550 Mann, 40 Reiter und 9 Kanonen beysammen hatte, unternahm (1521) die Belagerung von Mexico. Während der Belagerung erhöhte sein kleines Heer noch durch 200 Mann, 80 Pferde, 2 schwere Kanonen, und mancherley Kriegsbedürfnisse, die aus Espagnola kamen, einen anscheinlichen Zuwachs. Mexico wurde von

dem

dem Guatimozin mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigt; die Spanier drangen endlich aber dennoch ein. Guatimozin verließ die Trümmer seiner Residenzstadt, um den Krieg gegen die Spanier außer derselben fortzuführen. Er hatte das Unglück, daß der Kahn, auf dem er fuhr, den Spaniern in die Hände fiel. Diese waren grausam genug, ihn auf glühende Kohlen zu legen, um den Ort seiner Schäze zu expressen. Sein Günstling, den eben dieses schreckliche Schicksal traf, brach in laute Klagen aus. „Und liege ich denn etwa auf Rosen?“ sagte Guatimozin, der ihn zur Standhaftigkeit aufzunehmen wollte. — Die Eroberung von Mexico erfolgte (1521 am 13ten Aug.) nachdem die Stadt fast elf Wochen lang belagert worden war. Die Beute, die man sammelte, war unbeträchtlich; aber wie vieles mochte in die Tasche des einzelnen Kriegers geflossen, wie vieles mochte schon vorher weggeschafft worden seyn? Das ganze Reich unterwarf sich nun den Spaniern, welche die Bewohner desselben theils durch das Schwert, theils durch die Arbeit, aufrieben.

Cortez,

Cortez, der sich um die spanische Monarchie das große Verdienst erworben hatte; das mexicanische Reich ihrer Herrschaft zu unterwerfen, wurde von dem Minister Fonseca für einen ungehorsamen, aufrührerischen Untertanen erklärt, und Christoph de Tapia erhielt die Vollmacht, ihm die Stelle eines Oberbefehlshabers abzunehmen. Cortez wußte sich jedoch nicht nur durch List zu behaupten; sondern er war auch so glücklich, daß ihn der spanische Hof zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neuspanien, ernannte. Die von den Spaniern grausam behandelten Mexicaner empörten sich aber, und Cortez verlor das Vertrauen so sehr, daß er (1528) den Entschluß fasste, mit vielen Schäzen nach Spanien zurückzukehren. Hier verminderte man seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audiencia von Neuspanien übertrug. Späterhin (1530) bekam es seinen besondern Wicckönig. Der über diese Veränderungen missvergnügte Cortez suchte sich durch neue Entdeckungen zu zerstreuen. Er fand (1536) die Halbinsel Californien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, gieng er wieder nach Spanien.

Man

Man empfing ihn aber mit einem an Stolz gränzenden Kalismus. Dies war der Dank, den Cortez für seine großen Verdienste erntete! (st. 1547).

Während der Zeit, daß Cortez das mexicanische Reich eroberte, fuhr der Portugiese Ferdinand Magelhaens, um die südliche Spitze von Amerika herum, nach Asien. Er hatte in Ostindien verschiedene Jahre unter Albas querque gedient, aber keine Belohnung bekommen. Darüber missvergnügt, verließ er sein Vaterland, und gieng nach Spanien. Er legte dem dasigen Hofe den Plan vor, wie man, auf der Westseite von Amerika, nach Asien kommen könnte. Man genehmigte seinen Plan, und Magelhaens segelte (1519 am 10. Aug.) mit 5 Schiffen, auf welchen sich 234 Mann befanden, von Sevilla nach der neuen Welt ab *). Es begleiteten ihn einige der geschicktesten spanischen und portugiesischen

*) Die Meerenge, die von den 11000 Jungfrauen ihren Nahmen erhielt, lernte er schon aus einer von dem Nürnberger Martin Behaim gezeichneten Karte kennen.

glesiischen Seefahrer. Auf der Ostküste von Amerika verweilte sich Magelhaens so lange, daß er erst nach fünf Monathen (1520 am 12ten Jan.) am Platastrom anlangte. Zu St. Julian, unter dem 48ten Grad südlicher Breite, brachte er einen schlimmen Winter zu; auch hatte er mit einer Empferung seiner Leute zu kämpfen. Endlich kam er (1521 am 21ten Oct.), durch die Meerenge seines Namens, in das zwischen Amerika und Afien befindliche große Weltmeer, das, von dem letztern Erdtheile aus, die Südsee genannt wird. Er fuhr jetzt 16 Wochen immer nordwestlich ohne Land zu entdecken. Seine Mannschaft wurde durch Wassermangel und Scharbock gepeinigt; aber das Wetter blieb immer heiter, und der Wind immer günstig. Daher gab Magelhaens diesem Weltmeere den Nahmen des stillen Oceans, den es, so wenig, als andre Meere, vorzugsweise verdient. Endlich fand er die Ladrönen und Philippinen. Auf einer der letztern, Matan, wurde er (1521 am 26. April) von den Ein geböhrnen erschlagen. Seine Officiere kamen nun bis nach Borneo, und bis zu den Molucken; zum großen Erstaunen der Portugiesen,

die von dieser Seite her keine Spanier erwarteten. Eins von diesen Schiffen, die Victoria, kehrte, um Afrika herum (1522 am 7. Sept.) nach Spanien zurück. Dies war die erste Weltumschiffung. Wegen der Molucken wollte sich Spanien mit Portugal in keinen Streit einlassen; es trat ihm daher dieselben für 35000 Ducaten ab. Dagegen breitete es seine Macht auf dem festen Lande in Amerika immer weiter aus. Es eroberte das große Reich Peru.

Dieses Reich, der größte Staat in Südamerika, dehnte sich, von Norden gegen Süden, über 300 deutsche Meilen aus. In diesem Gebiethe lebten lange Zeit kleine, einzelne Stämme, ohne alle Cultur. Endlich (nach 1100) erschienen an den Ufern der See Titicaca ein Mann und eine Frau von majesticischer Gestalt, anständig gekleidet. Sie gaben sich für Kinder, für Abgesandte der Sonne aus, die Menschen dieser Gegend zu unterrichten, und zu bilden. Manco Capac und Mama Ocollo, so hießen diese Leute, versammelten viele von den Wilden der umliegenden Gegend in der Stadt Cuzco, die

sie auf der Nordseite des Titicaca: See anlegten. Sie unterrichteten sie im Feldbau, im Spinnen und Weben; sie gaben ihnen Gesetze und Polizey. Dies war der Ursprung des Reiches der Inca's. Die Familie derselben, die sich mit keiner andern vermischten durfte, wurde göttlich verehrt. Bis zur Zeit der Spanier zählte man 12 Inca's, die zusammen 400 Jahre regiert hatten. Der damalige Monarch, Huana Capac, hatte mit der Tochter des letzten Königes von Quito, das er erobert hatte, den Atahualpa, seinen Nachfolger in Quito, gezeugt. Die übrigen Länder bekam Huascar, sein ältester Sohn von einer peruanischen Gemahlin.

Die Peruaner zeigten in manchem Besuchte schon eine gewisse Art von Ausbildung. Die Pracht und Größe ihrer Tempel bezeugen noch jetzt die Trümmern derselben. Ihre Mauern waren jedoch nur niedrig, weil sie die Steine nicht in die Höhe zu bringen wußten. Sie waren, ohne Kitt und Mörtel, so gut verbunden, daß man kaum die Fugen sah. Fenster kamen weder bey den Tempeln, noch bey andern Gebäuden, vor. Die Wohnhäuser

häuser waren viereckig, nicht höher als 8 Schuh, und von Leimbacksteinen gemauert. Von einem Orte zum andern führten schöne, 15 Fuß breite, leicht gebaute Landstrassen. In gewissen Entfernungen kamen Dorrathshäuser. Die Brücken der Peruaner hatten ihre ganz eigene Einrichtung. Lange Täue, oder Seile von Weiden, die von einem Ufer zum andern gespannt, waren durch kleinere Seile und Stricke zusammengeschlossen, und mit Baumstäben und Erde bedeckt. Beile und andre Werkzeuge waren von Feuersteinen oder gehärtetem Kupfer gefertigt. Die peruanischen Damen besahen sich in Spiegeln von harten, sehr gut polirten Steinen. Die Stelle des Pfluges vertrat eine aus hartem Holze gefertigte Hacke. Von wissenschaftlicher Cultur waren die Peruaner weit entfernt. Sie hatten nicht einmal eine eigentliche Schrift, denn ihre Quipo's, die aus Knoten von bunten Schnüren bestanden, dienten eigentlich zum Rechnen. Ihre Religion hatte einen sanften Charakter. Der vornehmste Gegenstand ihrer Verehrung war die Sonne; außer ihr wurden Mond und Sterne angebetet. Die Opfer bestanden aus dem

Fleische von Thieren, und aus Früchten. So milde, wie die Religion, war auch die Regierung der Peruaner. Die uneingeschränkten Inca's bestrafsten indessen alle Verbrechen mit dem Tode. Ungleichheit der Stände fand auch unter den Peruanern statt, und diese heilsen sich in Freye und Leibeigne ab. Die vornehmsten hießen Kinder der Sonne. In diesem Zustande befand sich das peruanische Reich, als es von den Spaniern erobert wurde.

Seit den Zeiten des Galba hatte sich mancher unternehmende Kopf mit den Plänen beschäftigt, zu den Reichtümern der Südseeländer zu gelangen. Aber die Ausführung dieser Plane war immer gescheitert. Endlich vereinigten sich drey Männer von Kenntnissen und Entschlossenheit, Pizarro, Almagro und Luque, die Entdeckung der Südsee Küste zu vollenden. Francesco Pizarro, der uneheliche Sohn eines Edelmannes, vertauschte die unedle Beschäftigung seiner Jünglingsjahre mit dem Soldatenstande, und diente erst in Italien, und hernach in Amerika. An jede Mühseligkeit gesöhnt

söhnt, jeder Gefahr trotzend, dabey scharfsinnig und listig, schien er zum Oberbefehlshaber geboren. Diego d'Almagro, ein im Lager aufgewachsener Kindling, zeichnete sich durch eine edle, rechtschaffne, aber auch freymüthige Denkart, aus. Hernando de Luque, Priester und Schullehrer zu Panama, besaß Vermögen. Pizarro, der weniger Geld als Muth hatte, übernahm den Oberbefehl über das erste Entdeckungsschiff. Almagro machte sich verbindlich, ihm Lebensmittel und Verstärkung nachzubringen, und Luque versprach ihr gemeinschaftliches Interesse bey dem Stathalter Pedrarias zu Panama zu besorgen.

Des Pizarro erster Versuch mit einem Schiffe, auf welchem 112 Mann waren (seit 14. Nov. 1525) fiel nicht sehr glücklich aus. Die periodischen Winde dieser Jahrszeit waren seiner Reise ungünstig. Pizarro befand sich nach 10 Wochen noch immer an der Küste von Terra firma. Almagro, der ihn mit Verstärkung auffsuchte, musste wieder umkehren. Pizarro war indessen bis an den St. Johannifluß in Popayan gekommen. Eine zweyte Reise (1526) brachte ihn bis zur

zur Mathäusbay an der Küste von Quito. Hierauf wurde er, ungünstiger Nachrichten wegen, vom Statthalter von Panama wieder zurückgerufen. Er beschloß aber dennoch, seine Unternehmungen fortzusetzen. Von seinen alten Kriegern blieben ihm nicht mehr als dreyzehn treu; endlich langte von Panama ein Schiff mit Verstärkung an.

Pizarro fand nun die Küste von Peru; er fand ein wohlangebautes, gut bevölkertes Land; er fand Gold und Silber in Menge, sowohl an den Menschen als in den Tempeln. Der Statthalter von Panama hielt seine Macht für zu gering, um ein so großes Reich anzutreten. Pizarro gieng hierauf selbst nach Spanien, und er brachte es dahin, daß ihn der Hof (1528) zum unabhängigen Oberbefehlshaber ernannte. Der neue General hatte aber große Mühe, Leute zu bekommen. Die ganze Mannschaft, die er (1529) auf seinen drey kleinen Schiffen mitnahm, bestand aus 180 Soldaten, unter welchen 36 Reiter waren. In 13 Tagen kam er von Panama nach Peru. Anfangs drückte ihn Mangel an Lebensmitteln, weil die schüchternen Einswoh-

wohner sich entfernt hatten. Viele von seinen Leuten wurden krank. Endlich erreichte er die reiche Provinz Coaque; auch erhielt er eine Verstärkung von 60 Mann.

Als Pizarro (1532) in das Reich Peru einrückte, hatte er 62 Reiter und 102 Fußsoldaten, unter welchen drey mit Musketen, und 20 mit Armbrüsten, versehen waren. Seine Artillerie bestand aus zwey Feldstücken. Atahualpa gieng ihm mit einem prächtigen Gefolge entgegen. Winzenz Valverda, der Feldcaplan der Spanier, stellte demselben, ein Crucifix in der einen, und ein Gebethbuch in der andern Hand, in einer langen Rede, die Lehre von der Schöpfung, von dem Sündenfalle Adams, von der Menschwerdung, von dem Leiden und der Auferstehung Christi, von der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Gottes auf der Erde u. s. w. vor; er berichtete ihm, daß der Papst Alexander die neue Welt dem König von Castilien geschenkt habe, und er folgerte daraus dessen Verpflichtung, dem spanischen Monarchen sich zu unterwerfen. Des Valverda Vortrag, der schlecht verdonnertscht wurde,

wurde, kam dem Athahualpa zum Theil un-
begreiflich vor. Er setzte denselben ganz be-
schieden einige vernünftige Gründe entgegen;
unter andern fragte er ihn: woher er dieß
alles wisse? Valverda hält hierauf dem Inca
die Bibel vor. Da diese nicht redet, so
wirft sie der Inca im Unwillen auf die Erde.
„Mache“ ruft hierauf Valverda aus, „Mache,
meine Brüder! stoßt die Hunde nieder,
welche die Religion des Kreuzes verschmä-
hen!“ Plötzlich erfolgte ein wüthender An-
griff der in Schlachtdordnung aufgestellten
Spanier, die unter dem Schalle der Kriegs-
musik, und unter dem Kanonen- und Mus-
ketendonner, die Peruaner niedermetzten.
Diese ergriffen erschrocken die Flucht. Pi-
zarro selbst drangte sich, von seinen Vertrau-
ten begleitet, bis zum Throne des Atha-
hualpa, riß ihn von demselben herunter,
und schlepppte ihn, als einen Gefangnen, mit
fort. Die Spanier ermordeten auch viele
von den Flehenden. Auf 4000 Peruaner
hüstten ihr Leben ein. Von den Spaniern
wurde nicht ein einziger Mann getötet oder
verwundet. Nur Pizarro selbst empfing im
Gedränge seiner eignen Krieger eine leichte
Wunde,

Wunde. Der Gefangne Inca mußte, um
seine Freyheit zu erhalten, ein ziemlich gro-
bes Zimmer mit goldenen Gefäßen so weit
anfüllen, als des Pizarro Hände reichten.
Alles goldne Geräthe aus den Tempeln, und
aus den Palästen der Incas, wurde nun zu-
sammen geschleppt, und, bis auf einige sehr
künstlich gearbeitete Stücke, die man für den
spanischen Monarchen bestimmte, in den
Schmelztiegel gebracht. Den fünften Theil
der ganzen Masse sprach man dem Staate
zu; 100000 Pesos, oder Speciesthaler, be-
stimmte man für die mit dem Almagro an-
gekommenen Soldaten; das übrige, welches
sich noch auf 1528.500 Pesos belief, blieb
dem Pizarro und seinen Gefährten, unter
welche es mit gottesdienstlichen Feyerlichkei-
ten vertheilt wurde. Dieses ungeheuren Lö-
segeldes ungeachtet, erwartete der Inca seine
Loslassung vergeblich; es wurde ihm viel-
mehr der Procesß gemacht, und das Leben
genommen.

Athahualpa hatte mit seinem Bruder Huay-
car Krieg geführt. Die Nation der Peruaner
theilte sich daher in zwey Partheyen. Um so
leich;

leichter wurde dem Pizarro die Eroberung des ganzen Reiches. Die Mannschaft, mit welcher er die Hauptstadt Cuzco einnahm, bestand aus nicht mehr, als 500 Köpfen. Er fand hier noch mehr Schäze, als ihm Atahualpa überliefert hatte. Pizzarros Bruder, Ferdinand, der mit einem Theile derselben nach Spanien ging, erregte durch das viele Gold und Silber, das er mitbrachte, ein lebhaftes Erstaunen.

Almagro, des Pizarro Gehülfen, eroberte hierauf (1535) auch Chili. Mit 570 Mann zog er über rauhe und unwirthbare Gebirge, wo Hunger und Kälte viele von seinen Leuten tötete. Die Einwohner erholteten sich von dem lebhaften Schrecken, den ihnen die Reiterey und die Feuergewehre der Spanier eingeschükt hatten, bald so gut, daß sie denselben einen tapfern Widerstand ließen konnten; die Spanier wurden ihnen endlich aber doch zu mächtig. Den Almagro rief indessen eine Empörung der Peruaner aus Chili zurück. Die Eifersucht veranlaßte zwischen ihm und dem Pizarro einen Krieg, der sich (1538) mit des Almagro Gefangennehmung und Hinrichtung

richtung endigte. Dessen Parthey wählte jedoch den Sohn desselben zu ihrem Oberhaupt, und Pizarro hatte (1541) endlich das Schicksal, der Macht dieser Parthey zu unterliegen. Der junge Almagro wurde aber wieder von dem Statthalter Vaca de Castro, den der Hof nach Peru schickte, unterdrückt. Das Land bekam (1543) seinen eignen Unter König, zu dessen Wohnsitz die Stadt Lima bestimmt wurde. Es dauerte aber noch immer eine Parthey von Mißvergnügen fort, die den Gonzalo, einen jüngern Bruder des Pizarro, zu ihrem Oberhaupten hatte. Von diesem wurde (1544) der Unterkönig, Antonio de Mendoza, geschlagen. Mendoza kommt ums Leben, und nun (1545) erscheint der Geistliche, Pedro de la Casca, als Präsident der Regierung zu Peru. Endlich trifft (1548) den Gonzalo auch das Schicksal, gefangen und hingerichtet zu werden. So wurde die Ruhe und der Wohlstand der spanischen Niederlassungen in Amerika, durch die Herrschaft und den Eigennutz ihren eignen Oberbefehlshaber, gestört!

Die Entdeckung von Amerika hatte, sowohl für diesen Erdtheil, als für Europa, die

die wichtigsten Folgen. Den Europäern floss aus seinen Bergwerken eine ungeheure Menge von Gold und Silber zu. Die Gruben von Mexico, von Peru, von Chili, von Brasilien, zeigten sich, besonders in den ersten Zeiten, äusserst ergiebig. Die Bergwerke von Potosi, die (1545) ein Amerikaner, der einem Llama nachkletterte, entdeckte, lieferten seit 1492 jährlich etwa für 24 Millionen Thaler, und man berechnet alles das, was sie seit 300 Jahren eingetragen haben, zu 12000 Millionen Thaler. Andre' nehmen aber für alle Gold- und Silberschätze, die, seit 300 Jahren, aus dem spanischen Amerika nach Europa geflossen sind, nur 7500 Millionen an Gold, und 4500 an Silber, an. Dieser so ausserordentlich vermehrte Reichtum an edlen Metallen hat für die Europäer die nothwendige Folge hervorgebracht, daß die Preise der Dinge verhältnismässig gestiegen sind. Europa ist also dadurch im Ganzen genommen zu keiner grössern Glückseligkeit gelangt.

Europa hat aber durch die Entdeckung von Amerika manches neue Product, welches

dem

dem Gaume seiner Bewohner schmeichelt, oder die Gesundheit derselben erhalten und stärken hilft, kennen lernen. Ohne Amerika würden wir die für den Geschmack so annehme und für den Magen so wohlthätige Chocolade, zu deren vornehmsten Bestandtheilen Cacao und Vanille gehören, entbehren müssen; ohne Amerika könnten unsere Aerzte keine Specacuanha, keine Quassia, keine Fieserrinde *) verschreiben; ohne Amerika fehlten unsren Färbern Indigo und Cochenille, zwyc ihrer schönsten Farben; ohne Amerika hätten wir keine Kartoffeln, die schon mancher Hungersnoth vorgebeugt haben. Aus Amerika stammt aber vielleicht auch die furchterliche Krankheit her, welche die Ausschweifungen der sumlichen Wollust so schrecklich züchtigt.

Das Glück der Amerikaner ist aber durch die Bekanntschaft mit den Europäern nicht er-

*) Auch China- oder vielmehr Cinchonazinde, von der Gräfin Cinchon, der Gemahlin eines Viceköniges von Peru, die sich mit derselben (1638) das Fieber vertrieb.

erhöhet, sondern vielmehr zerstört worden. Die habfsüchtigen und unbarmherzigen Europäer haben, zur allmähligen Ausrottung der unschuldigen Amerikaner, auf mancherley Art beygetragen. Selbst nachdem die Eroberungskriege ausgehört hatten, wurden die unterjochten Einwohner durch abscheuliche Bekleidungsmittel, durch ungewohnte schwere Arbeiten in den Plantagen und Bergwerken, durch unvorsichtige Versetzung von milden Ebenen auf rauhe Gebirge, durch schrecklichen Mangel an Lebensmitteln, auf die auffallendste Weise vermindert. Mancher Amerikaner geriet über das Elend, das er aussitzen mußte, in eine solche Verzweiflung, daß er sich selbst das Leben nahm. Hierzu gesellten sich nun noch die Kinderblättern, welche ein Negerclave des Navaez (1520) nach Neuspanien brachte, und die gleich die ganze Hälfte der Bewohner dieses Landes ins Grab stürzten. Diese wurden noch durch zwey andre ansteckende Krankheiten, die in den Jahren 1545 und 1576 wüteten, außerordentlich vermindert, indem das erstemahl 800000, und das zweytemahl gar 2 Milliosen Menschen, ums Leben kamen. Die grosse

Hun-

Hungersnoth, die, nach der Eroberung von Mexico, durch den vernachlässigten Feldbau verursacht wurde, hatte auch schon viele Mexicaner weggerafft. Nun lernten die Amerikaner durch die Europäer auch den Branntewein, den Arak, den Rum und andere hitzige Getränke, die ihre Gesundheit zerstören, kennen und leidenschaftlich lieben. Der Zucker und Kaffee, den die Europäer nach Westindien verpflanzten, half, indem er den Reichthum derselben vergrößerte, die schweren Arbeiten der Amerikaner vermehren. Die großen Lücken in der Bevölkerung von Amerika wurden durch die Europäer, die man in die neue Welt versetzte, sehr langsam wieder angefüllt. Die vielen Beschwerlichkeiten, welche die Uerbarmachung des Landes den neuen Colonisten zuzog, unterdrückte die Sehnsucht nach dem neuen Erdtheile so mächtig, daß sie die glänzenden Aussichten auf große Reichthümer kaum noch aufrecht erhalten konnte. Daher zählte man auch, 60 Jahre nach des Columbus erster Reise, noch nicht viel über 15000 Spanier in Amerika. Desto größer war aber schon die Zahl der Neger, die man aus Afrika herbeigeschleppt hatte.

Die

Die Spanier wählten sich amerikanische Mädchen zu Weibern oder Maitressen. Manchmal gefiel ihnen auch wohl eine Negerin. Durch diese Vermischung entstanden Menschen von allerley Farben, sogenannte farbige Leute. Creolen, oder Weiße und Blanke, hießen die Nachkommen europäischer Eltern. Europäer und Negern zeugen Mulatten, Europäer und Amerikaner Mestizen. Von einem Weißen und Mulatten stammt der Terceron, von einem Weißen und einem Terceron der Quartern, von einem Weißen und einem Quartern der Quinteron, ab. Die Kinder der Weißen und der Quinterons werden wieder zu den Weißen gerechnet. In der fünften Generation bleicht sich also die Negerfarbe ganz aus; die amerikanische verschwindet schon in der dritten.

Die Entdeckung von Amerika hat aber auch auf das ganze Menschengeschlecht den wichtigsten Einfluß gezeigt. Sie hat der Thätigkeit und der Betriebsamkeit der Europäer einen ganz neuen Schwung gegeben; sie hat das Menschengeschlecht in allen Erdtheilen in eine nähere Verbindung gebracht.

Viertes Kapitel.

Die Spanier eroberen das maurische Königreich, Granada. Sie vertreiben die Juden und Maomedaner; auch greifen sie die Mauren in Afrika an.

Während der Zeit daß die Spanier und Portugiesen ihre Besitzungen in der neuen Welt erweiterten und befestigten; während daß sie mit unbarmherziger Strenge die Bewohner des neuen Erdtheiles zum Christenthume zu bringen sich bestrebten; zeigten sie sich eben so eifrig, die Nichtchristen in ihren europäischen Ländern zu bekehren, oder wenigstens aus ihrem Gebiethe zu entfernen. Den größten Eifer in diesem Bestreben besaß Galletti Weltg. or Th. N wie

wiesen Ferdinand und Isabella, die Castilien und Aragonien vereinigt hatten *). Der erste Gegenstand ihres Eifers war die Eroberung des maurischen Königreichs Granada. Granada, das damahls viel besser ausgebaut und bevölkert als jetzt war, enthielt, außer der großen Hauptstadt, und dem wichtigen Hafen Malaga, noch 42 andre große Städte, nebst 97 Schlossern ^{und} kleineren Städten. Der Beherrscher desselben hatte jährlich eine Million Ducaten Einkünfte, und konnte eine Cavallerie von 70000 Mann aufstellen.

Nach dem Besitze dieses schönen Landes waren die Könige von Castilien schon manchmal lästern gewesen. Schon manchen Versuch hatten sie gemacht, dasselbe ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Schon manchmal hatten die Könige von Granada der Krone von Castilien Tribut entrichten müssen; aber die gänzliche Eroberung des Reiches war durch castilische Große, die sich mit den Mauren

ren verbanden, und durch die Hülfe, die ihnen die Staaten in Afrika leisteten, verschwert worden *).

Ferdinand und Isabella hatten aber die Vernichtung der arabischen Herrschaft in Spanien völlig beschlossen. Ferdinand wollte seinem kriegerischen Adel eine Beschäftigung geben, und Isabella hatte den Krieg gegen Granada zu einer Bedingung ihrer Vermählung gemacht. Die Gelegenheit hierzu gab die in der Regentenfamilie von Granada herrschende Uneinigkeit. Abul Hascen, der Nachfolger Zomaels, welcher der Gefahr, sein Königreich zu verlieren, (1464) nur noch durch einen Waffenstillstand entgangen war, glaubte, nachdem er einige Zeit lang einen thätigen und lobenswürdigen Regenten vorgestellt hatte, der Sinnlichkeit, so wie einer despotischen Regierung, desto ungestörter sich überlassen zu können. Er fand die Zoraya, eine zum Islam getretene Christin, so liebenswürdig, daß er ihr zu Gefallen

*) Theil VIII, S. 73.

*) Theil VIII, S. 64.

nicht nur seine Gemahlin Alja verließ, sondern daß er auch die Kinder derselben zu ermorden befahl. Den ältesten Prinzen rettete seine Mutter, mit Hülfe der Familie Abencerrages, die von Abul Hassen sehr beleidigt worden war. Abdeli, so hieß der gerettete Prinz, wurde nach Cadiz in Sicherheit gebracht. Da der kleine Krieg zwischen den Mauren und Christen immer fort gieng, so nahmen sich die Spanier des Prinzen Abdeli an, so überrumpelte der Marquis von Cadiz, einer der mächtigsten andalusischen Herren (1482) die Festung Alhama. Der König von Granada both alle seine Kräfte auf, um sie wieder zu erobern; allein Isabella, die den Besitz derselben wegen ihrer Absicht auf Granada für sehr wichtig hielt, ließ sie durch ihre castilischen Edelleute dreymahl entsetzen, ließ durch ihre Flotte die Hülfe aus Afrika abwehren.

Isabella bekam aber bald noch mehr Gelegenheit, in die Händel von Granada sich einzumischen. Abul Haseen wurde durch die Familie Abencerrages vom Throne gestossen, und Abdeli erhielt seine Stelle. Jener ersuchte

suchte die Spanier um Hülfe. Von diesen wurde Abdeli geschlagen und gefangen genommen. Der Pabst, für welchen die Zersetzung des unchristlichen Königreichs Granas da ein sehr angenehmer Gedanke war, verswilligte der Isabella und threm Gemahle Ferdinand Kriegsteuern von den Kirchen. Ferdinand warb für das gesammelte Geld Schweizer an, und rückte (1483) in das Gebiet von Granada ein. Er fand jedoch einen so nachdrücklichen Widerstand, daß er es für ratsam hielt, dem Abdeli seine Freyheit zu geben. Der nachtheilige Vertrag, den dieser mit Ferdinand geschlossen hatte, machte ihn aber bey vielen von seinen Landsleuten zum Gegenstande des Hasses. Daher wurde ihm auch, als der blinde Vater Abul Haseen nicht mehr regieren konnte, dessen Bruder Abdallah Zegal (der Röhne) als Nachfolger derselben vorgezogen; Abdeli hatte jedoch noch so viele Anhänger, daß der Oheim das Reich mit ihm theilen mußte.

Der mit dem Abdeli geschlossene Vertrag wurde nicht gehalten. Ferdinand setzte daher den Krieg fort. Seine Truppen ers-

ober-

oberten (1487) Malaga und das ganze westliche Gebicht von Granada. Abdallah gestieh so sehr ins Gedränge, daß er Cadiz und andre Orter (1490) den Spaniern einräumte, und sich blos mit einem Theile des Gebirges Alpujarras begnügte. Aber schon im folgenden Jahre (1491) war er seiner traurigen Lage in Spanien so überdrüßig, daß er mit seiner Familie nach Afrika gieng.

Abdell, der nun allein herrschte, sah sich fast ganz auf die Hauptstadt eingeschränkt. Er äusserte gegen Ferdinand heimlich den Wunsch, dessen Vasall zu werden; aber Ferdinand und Isabella hatten sich einmahl vorgenommen, Granada ganz zu besitzen. Die Granader waren jedoch aber auch eben so entschlossen, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben. Ferdinand schloß Granada (vom März 1491 an) so standhaft ein, daß sein Lager sich in eine befestigte Stadt verwandelte. Nach sechs Monathen (im Nov.) mußte Abdell, um nicht zu verhungern, in die Übergabe willigen. Er räumte (1492 Jan.) die Stadt und das Land Granada der Krone Castiliens ein, und bestieg

dung sich einen Landstrich in den Alpujarren aus. Zum letztenmahle übersah er die herrliche St dt., von der er sich scheiden mußte, von einer Anhöhe. Thränen entquollen seinen Augen. „Du weinst,“ sagte seine Mutter zu ihm, „mit Recht über den Verlust der Stadt, die du nicht besser vertheidigt hast!“ Er blieb nicht lange in Spanien.

Die überwältigten Granader wurden anfangs mit nachsichtsvoller Schonung behan delt. Man ließ denen, die in Spanien bleiben wollten, die Ausübung ihrer Religion und ihrer Gesetze; man befreite sie sogar auf drey Jahre von allen Abgaben. Aber diese gütigen Gesinnungen wurden durch den warmen Religionsfeind des Königspaars bald verdrängt. Diesen Eifer entzündeten hauptsächlich Mendoza und Ximenes.

Don Petro de Mendoza, Erzbischof von Sevilla, und Cardinal, schon Heinrichs IV vornehmster Minister, regierte auch un ter Ferdinand und Isabella mit dem unein geschränktesten Unsehn. Dieses Unsehn war bey dem damahlichen traurigen Zustande Spaniens,

nions, wo Sittenverderbnis und schwache Regierung den Wohlstand der Nation untergraben hatten, höchst nothwendig. An diesem Zustande war aber auch die große Menge von Mahomedanern und Juden im südlichen Spanien Schuld. Mendoza drang daher auf die Eroberung von Granada, und auf die Verbannung der Nichtchristen; sein Tod (1495) hinderte ihn aber, seine Entwürfe selbst auszuführen.

Des Mendoza Stelle nahm Franz Ximenes ein. Ximenes war von einer zwar edlen, aber nicht reichen Familie. Desto größer aber war der Reichthum seiner Geistesgaben. Die ergiebigen Pfründen, die er schon erlangt hatte, vertauschte er gegen die strenge Lebensart eines Capuziners, und er stellte den Capuziner so musterhaft vor, daß er nicht nur Provinzial seines Ordens, sondern (1492) auch Beichtvater der frommen Königin Isabella wurde. Auch am Hofe galt Ximenes blos für einen gelehrten, frommen und strengen Klosterbruder ohne Weltkenntniß, und ohne die Absicht, sein Glück zu machen. Nach dem Tode des Mendoza,

der

der ihn an den Hof gebracht hatte, wurde er zum Erzbischof von Toledo erwählt; aber nur der Befehl des Oberhauptes der Christenheit konnte ihn zur Annahmung dieser sehr einträglichen Würde bewegen. Die Einkünfte derselben widmete er den Armen, und wenn er in der Folge seine öffentliche Erscheinung mit Pracht verknüpfte, so blieb er im Innern seines Palastes doch noch immer der strengste Franciscaner; so trug er noch immer sein hárnes Gewand am Leibe, so schlief er noch immer auf der bloßen Erde, so daß er noch immer nicht kostbarer, als ein anderer Klosterbruder. Eben dies erworb ihm das ganze Vertrauen der Isabella, das er auch so sehr verdiente. Eine größere Mäßigung, einen größern Eifer für die Gerechtigkeit und für das Beste des Staates, sah man nicht leicht vereinigt. Selbst der ränkevolle Ferdinand konnte sich seiner Leitung nicht entziehen. Wenn er Mahomedaner und Juden streng verfolgte, so that er dies blos in der Überzeugung, daß ihre Verfolgung und Ausrottung für Spaniens Wohlfahrt nothwendig wäre.

Fer-

Ferdinand hatte, gleich bey dem Antritt; te seiner Regierung, mit Hälfe des Erzbischofs Mendoza, eine Art von kirchlicher Policey angeordnet, die, blos vom Könige abhängig, die abtrünnigen Christen ausforschen und bestrafen, die mit der päpstlichen Inquisition weiter nichts als den Nahmen, und die Strenge der Strafen, gemein haben sollte. Spanien, und besonders Andalusien, war damahls mit so vielen öffentlichen und heimlichen Juden und Mahomedanern angefüllt; es wurden dem Christenthume heimlich so viele untrenn, daß man es einem so eifrigkatholischen Fürstenpaare, als dem Ferdinand und der Isabella, nicht verdenken kann, wenn sie die Ausbreitung des jüdischen und mahomedanischen Glaubens zu verhindern suchten. Besonders geschäftig zeigten sich aber die Juden, die reichsten Bewohner Spaniens, die Verehrer ihres Glaubens zu vermehren. Die gemeinen Spanier pflegten die zum Judenthume übergangenen Christen Marranen (verschnittene Schweine) zu nennen. Um die Ausbreitung derselben zu verhindern, wollten Ferdinand und Isabella die Juden völlig ausrotten.

Ein

Ein heiliges Amt, das sic (1478) zu Sevilla niedersetzen, verbrennte daher Keizer und Abtrünnige. Ferdinand that dieses, ohne den Papst um seine Einwilligung zu fragen. Der Papst zeigte sich darüber sehr unwillig; als aber Ferdinand alle seine Unterthanen vom päpstlichen Hofe abrief, so ließ es der Papst, dem die Verfolgung und Ausrottung der Keizer doch immer eine angenehme Empfindung verursachte, geschehen, daß das heilige Amt in Sevilla seine Inquisition fortsetzte. Im folgenden Jahre (1483) wurde ein General-Inquisitor über Aragonien, und endlich (1491) über ganz Spanien, angesezt. Man ordnete demselben ein blos vom Könige abhängiges Collegium zu, dem die Unter-Inquisitionstribunale der Provinzen unterworfen waren. Die Kamillaren, oder die Spione desselben, mischten sich unbemerkt unter das Publicum, und mancher rechtschaffne Bürger hatte, ehe er sichs versah, das Unglück, daß ein Inquisitionsprozeß über ihn verhängt wurde.

Die lebhafteste Verfolgung aber trug die Juden. Unter diesen gab es viele, die große Reich;

Reichthümer besaßen. Die meisten waren jedoch ein schmähtiges, mit bösen Krankheiten behaftetes Volk, dem man die Verbreitung der Liebeseuche Schuld gab; ein Volk, das sich alle möglichen Beträgereien zur Pflicht gemacht zu haben schien. Gegen diese Leute war die Strenge im Ganzen vielleicht nicht ungerecht. Sie mussten sich entweder (seit 1492) entschließen, das Christenthum anzunehmen, oder in Zeit von sechs Monathen auszuwandern. Gold, Silber und Edelsteine durften sie nicht mitnehmen. In Aragonien wurde ihnen, unter dem Vorwande, daß sie schuldig wären, ihr Vermögen weggenommen. Auf 30000 Judenfamilien verließen nun Spanien, wo sie und ihre Vorfahren so lange glücklich gelebt hatten. Sie zerstreuten sich in viele Länder; 83000 Juden nahm der König von Portugal auf, nachdem ihm für jeden Judenkopf 8 Ducaten bezahlt worden waren. Viele gingen nach Italien, nach Rom, wo sie sich unter dem päpstlichen Hofbeamten, ja selbst unter den Bischöfen, Stellen zu verschaffen wußten. Viele blieben als Heuchele christen in Spanien zurück. Manche, die

in

in andern Ländern gar nicht hatten unterskommen können, ließen sich in Spanien tauschen. Bald glaubte man aber Ursache zu haben, die Bekehrung derselben nicht mehr zu gestatten.

Die Reihe, verfolgt zu werden, kam aber auch an die mahomedanischen Mauren. Diese genossen in Aragonien fast alle bürgerlichen Rechte. Denen in Granada hatte man zu ihrer Auswanderung drey Jahre Zeit gegeben. So lange konnte aber der feurige Bekehrungsfeuer der Isabella, des Talavera, ihres Beichtvaters, und des Erzbischofes Ximenes, nicht warten. Man wollte Spanien auch von den Mahomedanern reinigen. Viele folgten dem Veyspiele ihres letzten Königes Abdelt, und giengen nach Afrika. Denen, die in Spanien, besonders in den Alpujarren, zurückblieben, gab man ein Einverständniß mit den Mahomedanern in Afrika Schuld. Man glaubte sich nun berechtigt, sie gleichfalls zur Annahme des Christenthumes zu zwingen. Das königliche Ehepaar bagab sich, um diese Bekehrung desto nachdrücklicher zu betreiben, selbst

selbst nach Granada. Viele Mauren ließen sich taufen. Die Bewohner der Alpujarren bewiesen sich aber noch immer freyheitliebend. Man suchte sie nun durch die Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zu bringen. Es schickten hierauf wieder viele nach Afrika über, wo sie, als geschworne Feinde der Spanier, ihre Küsten heimsuchten, und ihre Schiffahrt sidierten. So entstand der Krieg mit dem sogenannten Barbereskern (oder Überren) in Nordafrika.

Die Spanier wurden durch den Ximesnes, der die Mauren in Afrika züchtigen wollte, über das mittelägyptische Meer geführt. Sie griffen hier vorzüglich die Küstenstädte von Marocco an. Es gab hier (um 1500) mehrere kleine Staaten, die zum Theil dem Beherrschter von Fez unterworfen waren. Mahomet ben Achmet, ein Maure aus der Provinz Dara, der, seiner vermeinten Abkunft von dem Propheten Mohamed ungeachtet, oder als Scherif, bisher einen glücklichen Räuber vorgestellt hatte, entwarf den kühnen Plan, von der Religion unterstützt, zum Beherrschter aller Mauren in der

Ver-

Barberey sich emporzuschwingen. In dieser Absicht ließ er (1506) seine drey Söhne als Pilger nach Mecca wandern, damit sie durch die Religion gleichsam eine höhere Würde empfangen möchten. Als sie wieder zurückgekommen waren, ließen die Mauren von allen Seiten herbe, um die drey jungen Heiligen, nebst ihrem Vater, den alten Heiligen, zu sehen, um sich von ihnen Segen und Unterricht zu erbitten. Der jüngste wurde Erzieher des Prinzen zu Fez, und der mittlere erhielt die Aufsicht über die Schulen. Hierdurch bahnten sie sich zu einem wichtigen Einflusse auf die Regierung der Mauren den Weg. Unter andern reizten sie den König von Fez zu einem Kriege gegen die Portugiesen, welche die afrikanischen Mauren ihre ausgezeichnete Macht manchmal hatten empfinden lassen. Alphons V ließ (1462) den berühmten Prinzen Heinrich mit einer Flotte von 200 Schiffen, und einer Armee von 20000 Mann, nach Afrika übersehen. Die Portugiesen eroberten Alcaszar, und Alphons, der endlich (1470) selbst mit 25000 Mann nach der Barberey übersezt, bemächtigte sich der Stadt Tanger.

Der

Der Sohn Johauns II., dessen Tod (1495) wahrscheinlich durch Gift beschleunigt wurde, Emanuel, der unter den Königen von Portugal mit Recht der Große genannt werden kann, schloß (1513) mit Spanien einen Vergleich, durch welchen er ihm Afrika überließ.

Hier hatte Ximenes schon seit mehreren Jahren große Eroberungen zu machen gesucht. Nachdem die spanischen Truppen (1505) schon Marzarquivir eingenommen hatten, nahm Ximenes (1509) auf eigne Kosten, einen Feldzug nach Afrika vor. Sein General war Peter Navarro. Ximenes wollte aber seinen Kriegsleuten selbst Muth einlösen. Er schnallte über seine feyerliche Priesterkleidung einen Degen, schwang sich auf sein Pferd, und erschien von einigen Mönchen begleitet, das erzbischöfliche Kreuz vor sich her, vor der Fronte der Armee. Die muthwilligen Soldaten lachten aber über den Priesterhelden, und die Officiere gaben ihm den wohlmeynenden Nath, lieber in der Festung für sie zu behren. Sie eroberten Oran, und im folgenden Jahre (1510)

fielen

fielen ihnen noch die Städte Bugie (Budscha) Algier und Tripolis in die Hände. Auch Tripolis war so sehr in Furcht gesetzt, daß es zum Tribute sich bereitwillig zeigte.

Günftes Kapitel.

Karls VIII und Ludwigs XII von Frankreich unglückliche Feldzüge in Italien.

Die Aufmerksamkeit Ferdinands und des Ximenes wurde aber von Afrika auf Italien hingezogen, wo die Franzosen weitauß sehende Eroberungsplane auszuführen suchten. Ihre Bemühungen, diese Plane durchzusetzen, fangen sich von der Regierung Karls VIII, des Nachfolgers Ludwigs XI, an *). Karl hatte von seinem Vater eine schlechte Erziehung bekommen. Vom Hause abgesondert

*) Theil VIII, S. 203.

bert, lebte er, auf dem Schlosse Amboise blos von gemeinen Leuten umringt, und unter der Aufsicht untauglicher Lehrer. Mit einem kleinen und schwächlichen Körper, verband er eine große Einbildung von seinen vorzüglichen Eigenschaften, verband er einen lächerlichen Stolz. Bey dem Tode seines Vaters war er erst 14 Jahre alt; dennoch wagte er es, des Widersprechens seines Staatsrathes ungeachtet, die Regierung zu übernehmen. Bey seinen wenigen Kenntnissen, und seiner geringen Erfahrung, konnte er die Hilfe anderer gar nicht entbehren. Dies benützte seine herrschsüchtige Schwester, die Herzogin Anna von Bourbon, sich der Regierung zu bemächtigen. Der darüber sehr mißvergnügte Oheim des jungen Königes, der Herzog von Orleans, vereinigte sich desswegen mit den Feinden Frankreichs, dem Herzog von Bretagne, und dem österreichischen Maximilian; er wurde jedoch in der Schlacht bey St. Aubin (1488) gefangen. Der junge Karl, der seine Schwester und die Großen regieren ließ, blieb indessen in allem unwissend, nur nicht in Helden- und Rittergeschichten, und in Ausschweifungen.

Gene mochten ihm auch wohl die Lust eingeschöpft haben, einen Helden, einen Eroberer zu spielen.

Seine Gemahlin, Anna von Bretagne, hatte ihm schon den Besitz eines ansehnlichen Landes verschafft *). Er wollte aber sein Reich auch in Italien vergrößern; er wollte in dieser Absicht die Ansprüche des Hauses Anjou auf beyde Sicilien, besonders auf Neapel, geltend machen. Sein Vater und seine Vormundschaft hatte sich von der Behauptung dieser Rechte weislich zurückgehalten; der eitle Karl dachte sich aber die Eroberung Italiens so leicht und so glänzend, daß er der Neigung, sie zu vollenden, nicht widerstehen konnte. Am meisten lockte ihn jedoch Ludwig, der wegen seiner braunen Gesichtsfarbe Moro (der Mohr) genannt wurde, nach Italien.

Dieser Ludwig Moro, der seine Herrschaftsbegierde und Nachsucht durch die feinste List und Verstellung in Ausübung zu bringen suchte, regierte über das Herzogthum Mayenland,

* Theil VIII, S. 245.

land, weil der eigentliche Herzog, sein Neffe, Johann Galeazzo, der Sohn des ermordeten Galeazzo Maria *), als ein einfältiger, fast blödsinniger Prinz, zur Verwaltung der Staatsgeschäfte gar keine Anlage hatte. Anfangs brachte es Cecco, der Vertraute der Bona, der Mutter des jungen Herzogs, das hin, daß sich Moro entfernen müste. Die leichtsinnige und ausschweifende Bona ließ sich aber von ihrem Liebhaber, dem schönen Telesino, bereiten, den Moro wieder zurückzurufen. Nun mußte erst Cecco den Tod eines Missethäters sterben; hernach kam die Reihe an die Bona, die Regenschaft zu verlieren. Moro stellte seitdem den Vormund des jungen Herzogs vor. Doch er wollte selbst Herzog seyn.

Den Weg hierzu bahnte sich Moro mit einer listigen Politik. Durch eine gute Polizey, durch eine unpartheyische Gerechtsameitspflege, durch die Aufführung kostbarer Gebäude, durch die Hochachtung, die er gelehrt und verdienstvollen Männern bewies, gelang es ihm, sich das Zutrauen der Männer

* Theil VIII, S. 128.

länder zu erwerben. Allmählig besetzte er die vornehmsten Stellen mit seinen Künftlingen. Um sein Ansehen zu festigen, schloß er mit der Republik Venedig, der er durch seine Friedensvermittlung (1484) aus einem lebhaften Gedränge herausgeholfen hatte, ein Freundschaftsbündniß. Die Stadt Genua mußte (1488) die mayländische Oberherrschaft anerkennen. Moro stellte wirklich den Herzog von Mayland vor; indessen behielt er die Maske noch immer so weit vor, daß er seinen Neffen eine reizende Prinzessin heyrathen ließ, die seine eigne Hand ausgeschlagen hatte.

Doch eben dieser junge Herzog sollte noch ein Opfer seiner Herrschaft werden. Moro suchte zur Beförderung dieser Absicht den neuen Kaiser Maximilian in sein Interesse zu ziehen. Er ließ 1493 ihm heimlich seine Nichte Blanca Marie, eine Schwester des Johann Galeazzo antragen. Die Summe von 440000 Ducaten, die sie als Heyrathsgut bekommen sollte, hoben die Besonderlichkeiten, die sich Maximilian, wegen der Ungleichheit des Standes (denn die Prinzessin

war doch von keinem alesfürstlichen Hause) machen konnte. Für 100000 Ducaten, die in der gedachten Summe begriffen waren, machte sich Maximilian verbindlich, den Moro und dessen Nachkommen mit Mayland zu belohnen, und den jungen Herzog, seinen künftigen Schwager, also unterdrücken zu helfen. Man entschuldigte dieses Verfahren durch den Grund, daß Johann Galeazzo vor der Herzogswürde seines Vaters gehohren sev. Moro begnügte sich aber nicht damit, Mayland zu beherrschen, und in Oberitalien den mächtigsten Fürsten vorzustellen. Er wollte auch das Schicksal des übrigen Italiens lenken. Er wollte, besonders seine Feinde, den König von Neapel, und den Herzog von Florenz, demüthigen.

Hier hatte (1464) der Herzog Cosmus seinen Enkel Lorenz zum Nachfolger gehabt. Der kluge Lorenz wollte den habfsüchtigen Papst Sixtus IV., der seine vielen Söhne und Vettern, auf Kosten der übrigen Fürsten Italiens, zu versorgen wünschte, seine Pläne nicht ausführen lassen. Er brachte in dieser Absicht zwischen Florenz, Mayland

Mayland und Venetia eine Verbindung zur Absicht. Sixtus schwor ihm nun den Untergang zu.

Unter den florentinischen Familien, die über das Ansehen der Medici am meisten eifersüchtig waren, zeichnete sich besonders das Haus der Pazzi aus. Mit diesem ließ sich (1478) der Papst in ein Einverständniß ein, um eine für den Lorenz und seinen Bruder Julian verderbliche Revolution durchzuführen. An der Ausführung derselben nahmen zwey Vettern des Papstes, Nahmens Mari, und der Erzbischof Salviati von Pisca, Anteil. Lorenzo und Julian sollten ermordet werden. Zum Tage dieser That bestimmte man das Fest der h. Reparata (28. April). Während des Hochamtes, während daß der Priester die geweihte Hostie zur Anbethung empor hob; während daß die Gläcke der frommen Versammlung auf die ehrwürdige Handlung gehestet waren, stürzte der liebenswürdige Julian, von vielen Dolchstichen durchbohrt, nieder. Lorenz entging dem Tode, weil der für ihn bestimmte Mörder fehl stieß. Der Erzbischof

Salvi-

Salviati, der im Staatspalaste beschäftigt war, die Beamten der Republik für die Revolution zu gewinnen, wurde von dem Gonfaloniere (dem Oberpauerherrn) Petrucci in Verhaft genommen, und, gleich andern Mitverschwörern, zum Fenster hinausgehängt. Lorenzo, der bey dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise von der Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger empfing, konnte die Wuth des Volkes nur mit großer Mühe besänftigen. So sehr, durch den unglücklichen Ausgang dieser Verschwörung, Sixtus IV beschämmt war, so hörte er doch nicht auf, gegen den Lorenzo alle Feindseligkeit zu beweisen; auch brachte er, von dem Könige von Neapel unterstützt, den Lorenzo, der unter seinen Mitbürgern, noch immer mächtige Feinde hatte, in eine so große Verlegenheit, daß derselbe, wie man erzählt, heimlich nach Neapel gieng, um sich dem Ferdinand in die Armee zu werfen. Genug, Ferdinand söhnte sich (1480) mit ihm aus, und da die Türken, mit welchen Venetia um diese Zeit Friede geschlossen hatte, die Stadt Otranto eroberten, und ganz Unteritalien in Schrecken versetzten, so schloß nun

nun der Papst mit dem Lorenzo gleichfalls Frieden. Der edle Medici trug seitdem zur Erhaltung der Ruhe von Italien sehr viel bei. Nichts beweiset dies überzeugender, als die Kriege, die bald nach seinem Tode (1492) in Italien ausbrachen.

Der alte König Ferdinand von Neapel, der zu demselben die erste Veranlassung gab*), bemühte sich erst in seinem hohen Alter, bey seinen Unterthanen, die er gedrückt und ausgesogen hatte, sich wieder Zutrauen zu erwerben. Dies glückte ihm jedoch nicht. Die mißvergnügten Baronen des Reichs erregten einen Aufstand, und nun ließ Ferdinand, nachdem er sich mit ihnen zum Scheine wieder ausgesöhnt hatte, viele von denselben zum Ehrenmahl in sein Schloß einzuladen, und ermorden. Nicht lange hernach (1494 Jan.) erfolgte sein Tod. Sein Sohn Alphons hatte nun das Schicksal, von Karl VIII angegriffen zu werden.

Ludwig Moro, der ihm dieses Schicksal zuzog, bestach Karls VIII vornehmste Räthegeber,

*) Theil VIII, S. 251.

geber, den Seneschal von Beaucaire, (den ehemaligen Kammerdiener du Pesc) und den Finanzminister Brissonet, durch Geschenke und große Versprechungen so glücklich, daß sie, in Verbindung mit einigen neapolitanischen Flüchtlingen, die Unternehmung auf Neapel als sehr leicht vorstellten. Es fehlte jedoch Karl zur Ausführung dieser Unternehmung an Geld. Seine Lustbarkeiten und seine Freygebigkeit verzehrten schon gar zu große Summen, und seinen baaren Vorrath von 300000 Livres verschlang die Ausrüstung der Flotte. Vergebens ertheilten die Vorsteher der Stadt Paris dem unüberlegsamen König den Rath, diesen Krieg, von dem man sich für das Reich keinen Vortheil versprechen konnte, zu unterlassen. Man borgte von der Stadt Genua 100000 Livres, für welche man, auf nicht mehr als 4 Monathe, 14000 Livres Interessen bezahlte! Karl lebte indessen in der Gesellschaft der Hofdamen sehr angenehm. Die beste Zeit zum Feldzuge verstrich. Ein großer Theil des aufgebotenen Adels zog wieder nach Hause. Karl, den die Pest von Brissonets Hause entfernte, fieng an, die Neigung für den Krieg zu verlieren.

lleren. Fast schien alles zurückzugehen, als Karl (1494 am 22. Aug.) sich plötzlich zu Pferde setzte, und den Alpen zueilte. Auf seine schnelle Entschließung wirkte seine Schwester, Anna von Bourbon, die nach Hof gekommen war, um ihn von den Ausschweifungen der Wollust abzu ziehen, wirkten die dringenden Vorstellungen Ludwigs Moro, und besonders des Cardinals Julian de la Rovere, der nicht eher ruhete, als bis Karl wirklich aufbrach.

Der König von Neapel hatte jetzt weiter keinen Freund, als den neuen Papst Alexander VI (seit 1491). Der letzte, ein Spätmahr, Rahmens Rodrigo Borgia, der mit einer Mätresse mehrere Kinder gezeugt hatte, unter welchen sich Cäsar Borgia und Lucretia befanden, beschimpfte sich durch die vielfältigsten Beweise der abscheulichsten Denkart. Er ließ unter andern durch falsche Zeugen beschwören, daß sein Sohn Cäsar, den er zum Cardinal erheben wollte, der Sohn eines andern sey. Der König von Neapel machte sich verbindlich, das Interesse seiner Familie durch glänzende Ehrenstellen, ansehnliche Fürstens-

stenthümer, und reiche Brände, zu befördern. Dagegen ließ er ihm die Beleihung über Neapel, und die Krönung angedeihen; er schenkte ihm auch den Tribut, den die Könige von Neapel dem päpstlichen Stuhle entrichten mußten; er ermunterte den Peter von Medici, den Nachfolger des Lorenzo, der französischen Armee den Durchzug zu verwehren, und es sicherte dem Könige Ferdinand von Spanien den Ertrag einer Kreuzbulle zu, damit er den König von Neapel mit einer Flotte unterstützen könnte. Diesem sollte sogar der Großsultân Bajezeth II beystehen. Dem Könige Karl drohete Alexander mit dem Banne, und Brissonet wurde durch die schöne Aussicht, einen Cardinalshut zu bekommen, bewogen, dem Könige den Krieg zu widerrathen; allein Beaucaire blieb dem Interesse des Moro getreu. Dieser verschaffte dem Könige Karl 50000 Ducaten, die ein Kaufmann aus Mayland vorschloß, und für die sich die vornehmsten Herren Frankreichs verbürgten. Da Alphons einen Theil seines Heeres, in Verbindung mit den päpstlichen Truppen, gegen den Po vorrückte ließ, um einen Versuch auf Genua zu machen, und sich Maylands-

noch

noch vor Karls Anzuge zu bemächtigen, so war die französische Hülfe dem Moro um so nöthiger.

Karls Heer versammelte sich bey ~~Ast~~, einer dem Herzog von Orleans gehörigen Stadt. Es wuchs auf 30 bis 40000 Mann an. Sein Geschütz bestand aus 400 Kanonen, unter welchen sich 140 schwere befanden, die auf Lavetten lagen. Der Anfang dieses Feldzuges kündigte sich nicht sehr glücklich an. Karl verlor auf dem Marsche nach Italien seinen besten Feldherrn. Der saure Wein und die rauhe Bergluft Oberitaliens behagte den Franzosen gar nicht. Karl bekam die Kinderblätter. Dadurch wurde der Fortgang der Unternehmungen abermahls gehemmt. Die freiwilligen Edelleute, welche die Hoffnung zu neapolitanischen Lehrgütern in großer Anzahl zur Armee gelockt hatte, übten aus langer Weile allerley muthwillige Streiche aus. Karls Unternehmungen versperrte aber auch der beständige Geldmanngel. Um demselben wenigstens auf einige Zeit abzuhelfen, lieh er von der Herzogin von Savoyen, und dem Markgrafen von Monti-

Montferrat, Juwelen, die er für 27000 Ducaten wieder verpfändete.

Karl rückte hierauf bis Pavia vor. Hier fand er den Johann Galeazzo nicht allein krank, sondern gleichsam gefangen. Auf den Knien liegend, mit zerrissenen Haaren und empor gehobenen Händen, bath Isabella, dessen Gemahlin, den Moro, um die Veränderung seines Schicksals. „Es sey nicht zu ändern“ war Moro's Antwort, und nicht lange hernach starb Johann Galeazzo, vielleicht als ein Opfer der Herrschaft seines Onkels.

Den Durchzug durch Toscana erschwerete Karin die Freundschaft, die Peter von Medici, des (1492) gestorbenen Lorenzo Nachfolger, für den neapolitanischen Alfons fühlte. Er musste sich jedoch, nach einem lebhaften Widerstande entschließen, zum Könige von Frankreich ins Lager zu kommen, ihm 200000 Ducaten als ein Darlehn auszuzahlen, und Livorno, Pisa, und andere Orter, einzuräumen. Pisa wurde von Karin für frei erklärt. Ueber diesen unglücklichen Ausgang der Verbindung mit Neapel geriet das Volk

in Florenz in eine solche Wuth, daß es den Peter, nebst seinen Brüdern, aus der Stadt jagte; daß es in der Folge auf den Kopf des ersten einen Preis setzte; daß es die vorz trefflichen Sammlungen von Antiken, Kunstuwerken, geschriebenen und gedruckten Büchern, welche die Mediceer angelegt hatten; theils zerstreute, theils vernichtete. Den Regenten zu Florenz stellte nunmehr der von Gott sich berufen fühlende Mönch Savonarola vor.

Karl marschierte indessen nach Rom. Der h. Vater Alexander VI rechnete auf die Hülfe des Bzim (Oschem) Bajazeths II Bruder. Aber dennoch hielt Karl in der Neujahrsnacht (1495) bey dem Scheine der Fackeln, und bey kriegerischer Musik, seinen Einzug. Alexander flüchtete in die Engelsburg. Viele Cardinale gaben Karl den Rath, den schändlichen Pabst abzusehen; er wollte sich aber nicht mit dieser Sache befassen. Indessen ließ er es den Pabst und die Cardinale doch fühlen, daß sie mit dem mächtigen Könige von Frankreich zu thun hatten. Sie mußten, nachdem die Vergleichsbedingungen im vollen Consistorium schon dictirt waren, auf Karls

An-

Unkunft ziemlich lange warten. Nun erst leistete er dem Pabst die gewöhnliche Obedienz, die man am päpstlichen Hofe so gern für eine Huldigung erklärte. Eine Abbildung derselben hieng man in einem Zimmer der Engelsburg auf, wo sie aber kein Franzose so leicht zu sehen bekam. Der Pabst mußte dem Könige einige Sicherheitspläze einräumen, mußte ihm die Ueileitung über Neapel ertheilen, mußte endlich sowohl den Bzim, als den Cäsar Borgia, ausliefern. Allein Bzim starb auf dem Marsche, wie man sagt, vergiftet, und Cäsar entwischte.

Die neapolitanische Armee setzte dem Einrücken der Franzosen einen geringen Widerstand entgegen. Wie konnte sie aber auch einen großen Muth beweisen, da ihr König Alphons sich indessen in einem sizilischen Kloster verbarg? Er starb hier als ein bührender Sünder. Seinem Nachfolger Ferdinand II fehlte es ganz an den Eigenschaften, welche bey der damaligen gefährlichen Lage des neapolitanischen Reiches unentbehrlich waren. Es fehlte daher an allen Vertheidigungsanstalten. Keine Stadt verweigerte den Franz-

Galletti Weltg. 9t Th.

E zosen

zogen den Einzug, selbst Neapel nicht. Ferdinand floh, nachdem er blos die Festungen der Hauptstadt mit Garnisonen versehen hatte, auf die gegenüber liegende Insel Ischia. Karl zog hierauf (1495 Febr.) gleichsam im Triumph, und im kaiserlichen Ornate, in Neapel ein. In kurzer Zeit war fast das ganze Reich erobert. Karl ließ sich, dem päpstlichen Widersprüche zum Trotze, zum Könige von Neapel krönen. Schon schmeichelte sich der eitle und unerfahrene Fürst mit der Eroberung des ganzen griechischen Kaiserthumes! Von dem Glücke des ersten Feldzuges berauscht, überließ sich Karl ganz sorglos blos dem Genusse des sinnlichen Vergnügens, und sein Spiel blieb von seinen Franzosen natürlich nicht unangetastet.

Während daß sich nun die französische Armee in Neapel durch ihre Zuchtlosigkeit auslöste; während daß sich die Franzosen durch ihren galanten Mutwillen, durch ihren Nebermuth, bey den Neapolitanern äußerst verhafst machten, arbeitete der listige Moro, der Florenz und Neapel nun genug gezüchtigt sah, an der Ausführung des Planes, die

Franz-

Franzosen wieder aus Italien zu vertreiben. Zur Förderung dieses Planes schloß er nicht nur mit dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Spanien, dem Kaiser Maximilian I., und dem Freystaat Venedit, sondern auch mit dem Pabst, eine Verbindung, die man die heilige Union nannte.

Karl, der es bey seiner nicht sowohl durch Gefechte, als durch Krankheiten, sehr verminderten Armee nicht wagen durfte, sich den Rückweg durch Oberitalien versperren zu lassen, eilte mit 10000 Mann nach den Alpen. Er hielt sich aber in Toscana zu lange auf. Dadurch gewannen seine Feinde Zeit, ihm mit vereinigter Macht entgegen zu ziehen. Vey Fornovo, nicht weit von Parma, sah sich Karl von 60000 Mann so eingeschlossen, daß er sich mit seinen braven Franzosen durchschlagen mußte. So kam er glücklich nach Asti. Der Herzog von Orleans, der, anstatt ihm Verstärkung zu bringen, Mayland angriff, wurde von allen Seiten umringt. Karl ruhete, von Orleans und Neapel gleichsam abgeschnitten, zu Turin, in den Armen eines artigen Frauenzimmers,

von den ausgestandenen Mühseligkeiten aus. Einem ansehnlichen Heere von Schweizern, das ihm zu Hülfe zog, traute man so wenig, daß man sich, zum großen Verdrüsse der Schweizer, mit dem Moro lieber verglich.

Die in Neapel ihrem Schicksale überlassenen Franzosen waren nicht im Stande, bey dem Besitze dieses Reiches sich zu behaupten. Von den Einwohnern, die sie immer besser kennen lernten, weder geliebt noch gefürchtet, sondern vielmehr gehaßt und verachtet, hatten sie noch überdies zwey mit einander gar nicht übereinstimmende Oberbefehlshaber, den trägen, unklugen Montpensier, und den raschen und mutigen Aubigny. Die Venezianer bemächtigten sich der unbesetzten Seestädte; der König Ferdinand rückte, von einer spanischen Armee und Flotte unterstützt, von Calabrien aus immer weiter vor. Die Franzosen ließen sich (im Jul.) durch eine List aus Neapel herauslocken, wo nun Ferdinand aufgenommen wurde. Die Franzosen, die durch Krankheiten, und Mangel an Bedürfnissen immer schwächer wurden, mußten fast das ganze Land räumen. Mont-

pensier

pensier starb, und Aubigny ertröste noch (1496) den Abzug mit fliegenden Fahnen. So endigte sich Karls VIII. große Unternehmung gegen Neapel!

Der seiner Liebeshändel eben so sehr, als seiner Liebschaften Überdrüftige Karl, fieng nun an, einen guten König zu machen. Er saß selbst zu Gericht; er hörte die Klagen und Beschwerden seiner Untertanen mit vieler Bereitwilligkeit an; er bemühte sich sogar, der Staatsverwaltung eine verbesserte Einrichtung zu geben. Aber während seiner lobenswürdigen Neuerungen von Regentensorgfalt, überraschte ihn (1498 am 17. April) der Tod.

Karl VIII. hatte Ludwig XII., einen Enkel des ermordeten Herzogs von Orleans *), zum Nachfolger, der, 36 Jahre alt, in der Schule der Widerwärtigkeiten, und der großen Welt, gebildet, das Zutrauen der Nation nicht nur durch Abstellung ihrer Beschwerden, gute Anstalten, und Verminderung der

Ab-

*) Theil VIII., S. 42.

Abgaben, sondern auch durch eine sorgfältige Wirthschaft, rühmliche Policey und Gesetze, und durch Anordnung eines Staatsrathes, sich zu erwerben wußte. Sein erster Minister, Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, wußte mit vieler Schläufigkeit seinen König zu lenken, während daß dieser selbst zu regieren glaubte. Amboise theilte die Staatsverwaltung mit der Königin, der Anna von Bretagne, Karls VIII Wittwe, gegen die Ludwig XII seine erste Gemahlin, Karls VIII Schwester, vertauschte.

Ludwig XII hatte von seiner Großmutter Valentine Ansprüche auf Mayland geerbt *). Diese wollte er jetzt geltend machen. Er suchte daher nicht nur den Pabst und Benedict, sondern auch Heinrich VII von England, Ferdinand den Katholischen von Spanien, den Kaiser Maximilian, und dessen Sohn, den Herzog Philipp den Schönen, und noch andre Fürsten mehr, in sein Interesse zu ziehen. Vornehmlich wünschte er aber, ein ansehnliches Heer von braven

Schweizern

*) Theil VIII, S. 192.

Schweizern in seinen Sold zu bekommen. Ein Theil der Eidgenossen (Bern, Schwyz, Lucern und Unterwalden) hatte sich zwar schon mit dem Herzoge Moro in einen Subsidien-Tractat eingelassen; sie entsagten aber demselben, und machten sich verbindlich, für $4\frac{1}{2}$ Fl., die jeder Gemeine monathlich bekommen sollte, dem Könige von Frankreich ein beträchtliches Heer zu stellen.

Der Pabst hoffte von Ludwigs XII Zuge nach Italien für seinen Sohn, dem Cäsar Borgia, Vorteil zu ziehen. Er suchte diesem, so wie seinen andern Söhnen, zu einem Staate zu verhelfen. Der eigenmütige Cäsar wollte aber recht viel besitzen. Er ließ daher seinen ältern Bruder, dem der Vater Benevento, und andre Länder des Kirchenstaates abgetreten hatte, heimlich durch Meuchelmörder umbringen, und in die Tiber werfen. Cäsar, der nun den Cardinalshut gegen die Würde eines Herzogs von Romagna vertauschte, that dem neuen Könige Friedrich von Neapel, des Alphons Nachfolger, den Antrag, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Friedrich schlug sie ihm

ihm aber ab, weil er in dem Vater, dem Pabste, einmahl doch den Beförderer seines Unterganges sah. Der rachsüchtige Alexander schloß sich jetzt um so mehr an Frankreich an. Ludwig XII räumte dem Cäsar den Bezirk von Valence, mit dem Titel eines Herzogthumes, ein.

Moro both alles auf, um sich gegen die ihm drohende Gefahr etwas in Sicherheit zu setzen. Er reizte die Türken, Benedict feindselig zu behandeln; er gab dem Kaiser Maximilian Geld, um deutsche Söldner für ihn anwerben zu lassen. Allein Maximilian verthat das Geld, und die Söldner blieben aus. Ludwigs Heer rückte in dessen (1499) heran; 1600 Lanzen und 13000 Mann Fußvolk, nebst einem großen Zuge von Geschütz, die den Jacob von Trivulzio, einen vertriebenen Mayländer, und den Aubigni, zu Oberbefehlshabern hatten. Der bey seinen Unterthanen verhaftete Moro konnte mit seinen Soldtruppen so wenig Widerstand thun, daß, in Zeit von drey Wochen, ganz Mayland, fast ohne Schwerdtschlag, in den Händen der Franzosen war.

Moro

Moro eilte, in der Festung zu Mayland eine starke Besatzung zurücklassend, mit seinen Kindern und Schätzen nach Deutschland. Sein Oberbefehlshaber in der Festung verkaufte (im Oct.) sie dem Ludwig, der den Trivulzio zum Statthalter von Mayland machte. Auch Gepua unterwarf sich.

Naum hatte sich jedoch Ludwig, nebst dem größten Theile seines Heeres, entfernt, als die Mayländer, durch des Trivulzio unbesonnenes Verfahren, gereist, zu den Waffen griffen, und dem Moro, der mit schweizerischen Fußvolke, und burgundischer Reiterey herbeikam, das Land wieder erobern holfen. Als die Heere beyder Theile bey Novara einander gegen überstanden, erschielte das Kriegsvolk der Schweizer von seiner Regierung den Befehl, nach Hause zu kommen. Ludwigs Generale wußten es jedoch so einzurichten, dieser Befehl nur den schweizerischen Truppen im maylandischen Solde bekannt gemacht wurde. Diese traten daher den Abzug an, und Moro, der sich von ihnen verlassen in großer Verlegenheit sah, brachte es kaum dahin, daß er unter ihuen

unter ihnen verkleidet sich mit fortschleichen durfte. Allein es standen auf seinen Kopf 500 Kronenthaler. Ein Schweizer aus Uri, Rudolf Thurmann, verriet ihn bey dem Vorbeymarschieren den Franzosen durch ein Zeichen. Ludwig XII., der den gefangnen Moro keines Gehörs würdigte, sah, als gemeiner Soldat verkleidet, denselben, ohne daß er wußte, in Lyon einzischen. Moro brachte die übrigen Jahre seines Lebens in dem engen Kerker des Schlosses Loches in Berry zu. Thurmann, der ihn verrathen hatte, wurde von seiner Obrigkeit streng bestrafft.

Mayland befand sich nun in der Gewalt Ludwigs XII. Seine Truppen verhälften dem Cäsar Borgia zum Besitze von Romagna, Perugia, Urbino und Camerino. Der Völkewicht wurde aber an dem langen Besitze dieser und anderer Länder durch den Tod verhindert, den er sich (1503) durch ein aus Verschen genommenes Gifft zugezogen hatte. Sein Vater Alexander VI überlebte ihn nur kurze Zeit.

Ludwig

Ludwig XII. wollte aber noch mehr in Italien erobern. Auch das Königreich Neapel reizte seine Habsucht. Vey dieser Unternehmung hatte er jedoch an dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Spanien einen mächtigen Mitbewerber. Da er es nun für besser hielt, die Hälfte des neapolitanischen Reiches sicher, als das ganze unsicher zu besitzen, so schloß er (1500) Nov.) mit dem Ferdinand einen vorläufigen Theilungsvertrag, nach welchem Ludwig die Hauptstadt, nebst Terra di Lavoro und Abruzzo, Ferdinand aber Apulien und Calabrien, bekommen sollte. Ferdinand, der den Friedrich durch den angebothenen Beystand täuschte, besetzte mehrere Festungen. Wie groß war aber Friedrichs Entsezen, als, nach der Ankunft des französischen Heeres bei Rom, (1501) Jul.) das schreckliche Geheimniß sich aufklärte! Friedrich, der lieber mit dem edlern Ludwig XII., als dem listigen Ferdinand, zu thun haben wollte, ergab sich dem Albigni, der ihn auf die Insel Ischia ziehen ließ. Ludwig versprach ihm den Bezirk von Maine, nebst einem Jahresgehalt von 30000 Livres; den Besitz des ersten

ersten erlaubte ihm aber das Parlament nicht. Friedrich starb auch schon nach einigen Jahren (1504) als der letzte König der bisherigen aragonischen Königsfamilie von Neapel und Sizilien, in Frankreich. Ein unehelicher Abkömmling dieses Hauses, der Prinz Ferdinand von Kalabrien, hatte noch die Stadt Tarento in seiner Gewalt. Diesem versprach Ferdinand Gonsalvo de Cordova, der Großkapitän Ferdinands des Katholischen, freien Abzug, wenn er die Stadt übergeben würde. Er bestätigte dieses Versprechen durch einen Eid, und dennoch wurde der Prinz nach Spanien geschickt.

Der schlaue Cordova verhalf seinem Neffen zum Besitz des ganzen Reiches. Die beiden Oberbefehlshaber vereinigten sich über das Eigenthum der Provinz Capitanata, in Ansehung deren in Theilungsvertrage nichts ausgemacht worden war. Aubigny drängte den Gonsalvo so zurück, daß ihm, außer Barletta, nichts mehr übrig blieb; dieser wurde jedoch von allen Seiten so verstarkt, daß er bald wieder vorrücken konnte. Die französische Armee in Neapel

Neapel wurde hingegen durch Mangel an Bedürfnissen, durch Krankheiten, und durch die Unzulänglichkeit ihrer Oberbefehlshaber, in einen immer ohnmächtigeren Zustand versetzt. Aubigny, dem Nemours vorgesetzt wurde, wollte sich dessen Aufführung nicht unterwerfen, und setzte den Feldzug in Kalabrien allein fort. Nemours beförderte durch seine Unbesonnenheit den Untergang der Armee. Die zerstreuten, unter keinem gemeinschaftlichen Oberbefehle stehenden Franzosen, konnten den vereinigten, gut angeführten Spaniern keinen hinreichenden Widerstand entgegen setzen. Aubigny wurde (1503) geschlagen und gefangen, und Nemours verlor nicht allein den Sieg, sondern auch das Leben. Die Franzosen, die keine Generale, keine Vorräthe, und kein Geld hatten, mußten den Spaniern Neapel, und noch andre Orter, überlassen. Ludwig XII., den Ferdinand der Katholische, durch seine listigen Unterhandlungen, lange genug getäuscht hatte, ließ zwar drey neue Heere marschieren; aber die Römer hielten die Zufahre, und die Finanzminister das Geld, auf. Der armselige Überrest der neapolitanischen Armee mußte nun

nun auch die letzte Festung Gaeta übergeben. Ferdinand verstattete ihnen nicht einmal einen freyen Abzug. Fast alle vornehme Familien Frankreichs waren, durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmung auf Neapel, in Trauer versetzt. Den Ludwig selbst stürzte Gram und Anger in eine tödliche Krankheit.

Die so sehr gekränkte Kriegsche re der Franzosen rettete damals noch zwey von ihren bravsten Offizieren, Ludwig d'Ars, und Peter von Bayard. Jener behauptete sich in Basilicata. Als ihn Ludwig ohne Unterstützung ließ; als er ihm das Land zu räumen befahl, nöthigte er erst die Spanier, die Belagerung der Stadt Venosa, wo er eingeschlossen war, aufzuheben, sodann zog er langsam, in Schlachtordnung und mit fliegenden Fahnen, überall Kriegssteuern ausschreibend, nach Frankreich zurück. Sein König gieng dem Helden entgegen. Er überließ ihm die Wahl seiner Belohnung. D'Ars batte um weiter nichts, als daß ein Mann von bewährter Tapferkeit, der nicht einmal sein Freund war, nach Frankreich zurückkehren dürfte.

Bay-

Bayard, aus Dauphine, ein echter Ritter, mit dem edelsten Herzen, und dem zartesten Ehrgesühle, bewies bey mancher Gelegenheit eine so außerordentliche Uner schrockenheit, daß ihn seine Zeitgenossen den Ritter ohne Furcht und Tadel *) nannten. Als die französische Armee in das Mayländische einztrat, jagte er an der Spitze von 50 Freywilligen, 200 Feinde aus einer Stadt heraus, und rennte, sie verfolgend, ganz allein bis in die Hauptstraße, wo man ihn gefangen nahm. Ludwig Moro wurde durch seine Uner schrockenheit so sehr in Erstaunen gesetzt, daß er ihn ohne Lösegeld in Freyheit setzte. Ein andermahl erlegte Bayard, obgleich krank, einen spanischen Offizier, im Zweykampfe. Er und noch ein anderer französischer Offizier siegten über 13 Spanier. Einst vertheidigte er ganz allein eine Brücke gegen 200 Spanier, und rettete dadurch das französische Heer. Er wurde zwar von den Spaniern gefangen, von seinen Landsleuten aber wieder befreit. Seine edle Uneigennützigkeit bewies Bayard mehr als ein-

*) Le chevalier sans peur et sans reproche.

einmahl. Sein Rittmeister de Ligny schenkte ihm Silbergeräthe, die 300 Mark am Werth hatte; Bayard wollte sie aber nicht behalten, weil sie das Eigenthum von Anführern gewesen waren. Er theilte sie daher unter seine Kameraden aus. Eben das that er, als es ihm einst 15000 Ducaten Beute trug. Er glaubte überhaupt, nichts für sich allein behalten zu dürfen.

Sechstes Kapitel.

Maximillans unglücklicher Schweizerkrieg. Ligue zu Cambray. Franz I siegt bey Marignano.

Italien blieb noch lange der vornehmste Schauplatz der europäischen Krüge. Jetzt gab das reiche und mächtige, aber auch stolze und eroberungssüchtige Venetig, zum Ausbruche eines neuen Krüges die Veranlassung. Die vornehmsten Monarchen von Europa, der Kaiser, der Papst, die Könige von Frankreich und Spanien, glaubten Ursache zu haben, an der Unterdrückung dieses Freystaates gemeinschaftlich zu arbeiten.

Der Pabst Alexander VI hatte erst Pius III., der nur einige Tage auf dem päpstlichen Throne saß, und hernach Julius II., den ehemaligen Cardinal de la Rovere, der vorher ein Bettelmönch gewesen war, und für einen wackern Trinker galt, zum Nachfolger. Von diesem wurde der von Ludwig XII. verlassene Cäsar Borgia, mit Hülfe Ferdinands des Katholischen, unterdrückt. Man nahm den Cäsar (1504) zu Neapel in Verhaft, und schickte ihn nach Spanien. Von hier entwischte er nach Navarra, wo er (1508) in dürtigen Umständen stark. Julius II nahm, von 24 Cardinalen begleitet, das Hochwürdigste vor sich her, alle Ländere des Kirchenstaates, die sich Cäsar angemessen hatte, wieder in Besitz. Dem Kirchenstaate hatte aber auch Benedig beträchtliche Bezirke entzogen. Um sie wieder zu bekommen, schloß Julius mit Maximilian I und Ludwig XII eine Verbindung.

Maximilian hatte an den Kriegen in Italien bisher keinen glücklichen Anteil genommen. Zwar half er bey Fornovo Karl VIII in Verlegenheit bringen; als er aber

(1496)

(1496) einen neuen Zug nach Italien vornahm, um die Unabhängigkeit der Stadt Pisa gegen Florenz zu behaupten, so mußte er von der Belagerung von Livorno mit großem Verlust wieder abziehen. Sein Ansehen wurde aber durch einen ungünstigen Krieg mit den Schweizern noch mehr verminder.

Zwischen den Schweizern und dem Schwabenbunde, einer Verbindung der schwäbischen Fürsten und Städte, herrschte eine gewaltige Abneigung, welche durch die großen Freiheiten, die sich die Eidgenossen ammaßen, hauptsächlich erzeugt wurde. Durch den Schwabenbund ließ sich nun Maximilian versetzen, einen Versuch zu machen, ob er die Schweizer der deutschen Oberherrschaft wieder unterwerfen könnte. Er hat ihnen daher den Antrag, die Aussprüche des von ihm gesetzten Reichskammergerichts anzuerkennen. Er wagte diesen Antrag um so eher, da die Cantone der Verbindung mit dem deutschen Reich noch nicht ausdrücklich entsagt, da sogar einige derselben auf seinen ersten Reichstag Abgeordnete geschickt hatten.

Die Schweizer, die durch ihre Theilnahme an den italienischen Kriegen zwar vieles Gold gewonnen, aber auch viele tapfere Leute eingebüßt, und thre Sitten verschlimmert hatten, die fühlten ihren Bund, der (1480) noch durch die Städte Freiburg und Solothurn vergrößert worden war, so besiegte und so mächtig, daß sie dem Kaiser Troß hielten zu können glaubten. Da sich nun Graubünden, welches sich gleichfalls an die Eidgenossen enger angeschlossen hatte, mit Tyrol im Streit verwickelte, so both dieß zum Ausbruche des Krieges bald eine Gelegenheit dar. Dieser Krieg wurde, wegen der Erbiterzung beyder Theile, mit unmenschlicher Hestigkeit geführt. Ein Theil von Tyrol verwandelte sich in eine Einstde, und die Schweizer, welche von den Schwaben durch schimpfliche Reden noch mehr gereizt worden waren, brennten alle Schlosser und Dörfer längs der deutschen Gränze ab. Maximilian war hingegen mit seinen ansehnlichen Heeren nicht so glücklich, in das Gebiet der Schweizer eindringen zu können. Die Schweizer siegten in zehn Gefechten, und töteten, auf 20000 Schwaben und Oestreicher. Endlich wurde (1499) Sept.) zu Basel

Basel Friede geschlossen. Die Schweizer bekamen das Landgericht Thurgau. Sie erwirbten sich aber, welches ungleich wichtiger war, den Vortheil, daß ihre Unabhängigkeit vom Hause Oestreich nie wieder angesuchten würde.

Maximilian, der in diesem, so wie in seinen meistern Kriegen, unglücklich war, weil es ihm gewöhnlich an Kriegsvolk, und noch gewöhnlicher an Geld fehlte, wollte hierauf nach Italien ziehen, um die Kaiserkrone zu empfangen, und dem Könige von Frankreich das Herzogthum Mayland zu entreissen. Als sein Venedig versagte seinem Hoere den Durchzug; auch wollte es an einer Verbindung gegen Frankreich keinen Anteil nehmen. Der darüber aufgebrachte Maximilian erklärte die Venezianer in die Reichsacht. Da er aber doch nicht gleich ein Heer hatte, um den stolzen Senat von Venedig seinen Zorn fühlen zu lassen, so mußte er den Zug nach Italien noch auf einige Zeit verschieben. In dessen gab ihm einer seiner Minister, wahr, scheinlich Mathäus Lang, ein eben so kennzeichnender und kluger als einnehmender und ge-

geschätzter Mann, den Rath, den Kaisertitel ohne Krönung anzunehmen. Maximilian nannte sich indessen doch nur einen Erwählten römischen Kaiser. Der Papst Julius II. gestand ihm diesen Titel um so williger zu, da er sich nach dem Augenblicke, den Kaiser in der Nähe zu sehen, ohnedies nicht sehr sehnte. Seit der Zeit hat sich kein deutsches Reichsoberhaupt, Karl V. ausgenommen, in Italien zum Kaiser krönen lassen, und wie vieles Geld, und wie vieler Verdruf, ist den deutschen Kaisern dadurch nicht erspart worden!

Maximilian brachte endlich 1500 Reiter und 4000 Mann Fußvolk zusammen. Mit diesen drang er (1508 Febr.) glücklich in das venezianische Gebiet, bis Verona, vor. Seine Kriegssasse war jedoch bald erschöpft, und seine Soldaten schliefen sich wieder davon. Die Venezianer fielen, von den Franzosen unterstützt, in das Friaul und Istrien ein, und eroberten Gradisca, Görz, Triest, Fiume. Maximilian musste sich verbindlich machen, den Besitz dieser Orte den Venezianern drey Jahre hindurch ruhig zu überlassen. Die

Kräns

Krankung, die er darüber empfand, vermehrte noch der Triumph-Einzug, den Venetia seinem Generale Alviano gestattete. Eine Gelegenheit, an den übermuthigen Venezianern sich zu rächen, kam ihm daher sehr erwünscht.

Ludwig XII. hatte den Venezianern zwar Beystand geleistet; aber seine Truppen sollten ihnen blos das Verlorne wieder erobern helfen. Nun ließ er sich durch den Cardinal Amboise sogar bereden, an einer Verbindung gegen Venetia, die Julius II. verschworen hatte, Anteil zu nehmen. Ferdinand der Katholische trat derselben bei, weil er von dem Papst die Beleihung über Neapel zu erhalten wünschte, und weil ihn Maximilian dazu aufforderte. Des letztern Tochter, Margrethe, Statthalterin der Niederlande, war diejenige, die, in Verbindung mit dem Cardinal Amboise, das Bündniß gegen Venetia hauptsächlich zur Richtigkeit brachte. Es wurde auf einem Congresse zu Cambray (1508 Febr.) unterzeichnet, und man heilte schon im voraus jedem von den verbündeten Monarchen dasjenige zu, was ihm von den Venezianern war entzogen worden.

Der

Der Ausführung des zu Cambray verabredeten Planes setzten sich aber bald große Schwierigkeiten entgegen. Maximilian hatte nicht nur mit Venedig erst auf drey Jahre Waffenstillstand geschlossen, sondern er war auch wie gewöhnlich weder mit Kriegsvolk, noch mit Geld, versehen. Die deutschen Reichsstände bezeigten sich aber sehr unbereitwillig, dem Kaiser Geld und Kriegsvolk zu geben. Dem Pabste war es blos darum zu thun, dasjenige wieder zu bekommen, was die Venezianer dem Kirchenstaate entrissen hatten. Dagegen wünschte er die Kriegskräfte der vornehmsten europäischen Monarchen gegen die Türken in Bewegung zu sehen. Auch wollte er das zu Cambray geschlossene Bündnis lange nicht genehmigen. Er both dem Senat von Venedig, der die Gewissheit des Bündnisses von ihm zuerst erfuhr, sogar Friesen an. Ferdinand der Katholische fand das selbe seinem Interesse auch nicht recht angemessen. Er wollte dem Maximilian, dem er nicht trauen durfte, keine Gelegenheit geben, zu einer größern Macht zu gelangen. So wenig die Bündnisgenossen es nun aufrichtig meynten, so ließen sie doch durch ihre Ge

Gesandten zu Burgos in Spanien (1509 März) auf der geweihten Hostie, den Vertrag zu Cambray beschwören.

Der venezianische Senat erschrak über das große Bündniß, das ihm den Untergang seines Staates zu drohen schien, so wenig, daß er alle Friedensvorschläge Julius II und Ludwigs XII verwarf. Der Angriff wurde also wirklich beschlossen. Der Pabst kündigte den Venezianern seine feindseligen Gesinnungen durch eine Bambulle an. Auf seinen Antrieb rückte Ludwig vierzehn Tage vor der verabredeten Zeit (15. April) ins Feld. Das reiche Venedig stellte seinen Feinden ein ansehnliches Heer von Candioten, Arnauten und Croaten entgegen. Es konnte sowohl zu Wasser, als zu Lande, einen Angriff seiner Feinde aushalten. Diese rückten jedoch zu seinem Glücke nicht alle auf einmahl an. Dennoch setzte Ludwig XII mit seinen 40000 Mann die Venezianer schon in groÙe Verlegenheit. Petigliano und Alviano, ihre Feldherren, stimmten, wegen der Verschiedenheit ihres Charakters, so wenig mit einander überein, daß ihre Unternehmungen unmöglich gelins

gelingen konnten. Dies zeigte sich besonders in der Schlacht bey Agnadello im Maylandischen (14. May) wo Alviano, vom Petigiano verlassen, geschlagen und gesangen wurde. Da Venetia nun seine besten Krieger verloren hatte; da es diejenigen, die ihm übrig blieben, zurückzehren mußte, um die Stadt von der Landseite her zu decken, so eroberte Ludwig XII das ganze italienische Gebiet von Venetia, und er würde, wenn ihn der Rest seiner Bundesgenossen nicht daran verhindert hätte, die Eroberung vollendet haben.

Ludwigs Bundesgenossen wollten aber Venetia nicht sowohl vernichten, als nur demütigen. Die Armee des Papstes, die dem Kriegsstande zur Unchre gereicht; setzte sich zwar auch in Bewegung; der h. Vater ließ jedoch den Venezianern noch Zeit zur Besserung. Ferdinand der Katholische erwartete mehr von seinen Räten, als von seinen Waffen. Maximilian, dem die Reichstände kein Geld geben wollten, bekam endlich von dem reichen Kaufmann Jacob Fugger in Augsburg ein Darlehn

von 17000 Ducaten; auch ließen ihm seine Bundesgenossen einige Subsidien Gelder auszahlen. Er brachte mit diesem Gelde so viele Leute zusammen, daß er verschiedene kleine Heere gegen Venetia konnen anrücken lassen. Er selbst kam bis nach Trient, wo er, für 100000 Speciedhalter, dem Könige Ludwig die Beleihung über Mayland ertheilte.

Da Maximilians Truppen nicht nur Friuli und Istrien, sondern auch venezianische Dörfer, besetzten, so fühlte der Senat zu Venetia seine Bedräzung so innig, daß er sich auf die Vertheidigung des Dogado, oder des eigentlichen Bezirkes der Hauptstadt, einzuschränken beschloß. Maximilian eroberte daher auch Verona, Vicenza, ja selbst Padua. Ferdinand nahm indessen die Seestädte, die das Ziel seiner Wünsche waren, in Besitz, und auch Julius II hatte schon mehr, als er verlangte.

Die gemäßigteten, oder vielmehr politischen Absichten des Papstes, und des Königs von Spanien, retteten Venetia von seinem Untergange. Schon vor Maximilians Einrücken in Italien hatten Julius und Ferdinand

unter sich festgesetzt, daß Venedig erhalten, und die Macht Ludwigs und Maximilians eingeschränkt werden sollte. Ferdinand und Julius wollten daher auch nicht Venedig selbst angreifen lassen. Maximilian, den der edle Giustiniani, Venedigs Gesandter, auf den Knieen liegend um Frieden bat, rechnete auf die Eroberung der Hauptstadt Venedig mit solcher Zuversicht, daß er schon wegen der Theilung unterhandelte; es fehlte ihm jedoch bald an Geld, und an guten Soldaten, und Julius beredete ihn deswegen um so leichter zu dem Versprechen, mit der Abstellung eines ansehnlichen Gebietes sich zu begnügen, und die Verbindung mit Ludwig aufzugeben. Ludwig gleng indessen nach Frankreich zurück, nachdem er seine Länder besetzt, und dem Kaiser einige Hülfsstruppen zurückgelassen hatte.

Maximilian, der sich so oft in seinem Leben anders besann, setzte den Krieg gegen Venedig fort. Die Venezianer, die vor seinen schlecht bezahlten Soldaten sich wenig fürchteten, hatten die Stadt Padua durch einen Ueberfall wieder in Besitz genommen.

Jetzt

Geht erschien aber Maximilian mit einem Heere von 40000 Mann, das durch Kriegsvolk der Bundesgenossen, und durch Freywille, beträchtlich verstärkt wurde. Der Plan zu Venedigs Eroberung war gut entworfen; aber zur Ausführung derselben fehlte es an Flotten und Geld. Man belagerte (Aug.) Padua mit 106 Kanonen. Die Besatzung bestand, unter Petiglano's Anführung, aus 16000 Mann, an welche sich viele Edle und Freywillige anschlossen. Schon hatte das Geschütz einen so breiten Theil der Festungsarbeiten niedergeissen, daß 1000 Mann in Einer Linie eindringen konnten. Allein die deutschen Edelleute hielten sich für eine Schande, mit den Lansquenets und den Franzosen zu Füße zu stürmen. Maximilian wurde darüber so unwillig, daß er (im Oct.) die Belagerung aufhob. Ferdinand der Katholische hatte indessen Venedig und Padua mit Leibensmitteln versehen. Maximilian, auf allen Seiten von Verräthern umringt, die dem Petiglano alle seine Entwürfe verrückten, fühlte den Einfluß der schlimmen Herbstwitterung, und würde, ohne Frankreichs Beystand, fast alle seine Eroberungen wieder verloren haben.

Alle

Alle Vorstellungen Maximilians und Ludwigs hielten den Papst nicht zurück, das reuige Venetien (1510 Febr.) wieder zu Graubünden anzunehmen, ja sogar ein Bündnis mit demselben zu schließen. Er wollte es nun auch mit dem Kaiser wieder aussöhnen. Als daher in der Reichsversammlung zu Augsburg (im März), in welcher Maximilian von den Reichständen Geld und Kriegsvolk zu erhalten wünschte, der französische Gesandte die deutschen Fürsten auf die Nothwendigkeit, das mächtige Venetien unterdrücken zu helfen, aufmerksam machte, both der päpstliche Nunius alle seine Veredelamkeit auf, um sie vom Gegentheile zu überzeugen. Er musste sich jedoch entfernen. Der venezianische Gesandte wurde gar nicht vorgelassen, und Paul Wohner, ein Kaufmann, der heimlich Brieße des Senats an die Fürsten austheilte, hatte das Schicksal gehängt zu werden. Dennoch bewilligten die Reichstände dem Kaiser nicht mehr als 8000 Mann, deren Austrüfung sehr langsam betrieben wurde.

Den Ludwig XII., Benedigs furchtbarsten Feind, hielt der Verlust des Cardinals von Amboise, seines vornehmsten Ministers, und

die

die Uneinigkeit, in die er mit den Schweizern gerathen war, von der nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges gegen Venetien, ab. Amboise starb (1510 Mai) erst 50 Jahre alt, wie er bald Papst zu werden glaubte. Er war einer der reichsten Privatpersonen seiner Zeit. Seinen Verlust fühlte Ludwig XII. um so unersetzlicher, weil er weder selbst regieren konnte, noch wollte. Amboise war gleichsam die Seele dieses Krieges gewesen, und der Papst wurde in seinen unfreundschaftlichen Gesinnungen gegen Ludwig XII. durch die Bereitlung seiner Hoffnung, die Verlassenschaft des Cardinals in seine Hände zu bekommen, noch mehr gestärkt.

Diese unfreundschaftlichen Gesinnungen bewies er, indem er die Schweizer von Frankreich abzuziehen suchte. Der kostbare, zehnjährige Bund, den Ludwig XII. mit denselben geschlossen hatte, war nun (1510) zu Ende gegangen. Die Schweizer verlangten aber jetzt für jeden Canton doppelt so viel, als vorher, nämlich 2000 Goldthaler (10000 Livres). Ludwig XII., der aus Graubünden, Wallis und Deutschland wohlfeilere

Sbd:

Soldner zu bekommen wußte, wollte daher den Subsidien Vertrag nicht wieder erneuern. Julius II., der schon seit einigen Jahren eine Leibwache von 200 Schweizern hatte, brachte es nun durch den Bischof von Sitten in Wallis, Mathias Scheiner, der Cardinal zu werden wünschte, dahin, daß ihm die Hämpter der Schweizer-Cantons auf 5 Jahre 6000 Soldner versprachen. Jeder Canton sollte jährlich 1000 rheinisch Gulden erhalten.

Ohne Schweizer, und ohne den Cardinal Almboise, setzte Ludwig XII. den Krieg gegen Venetien nicht lange mehr sehr thätig fort. Dennoch befanden sich die Venezianer noch in einem ziemlich lebhaften Gedränge, weil sie ihren unersetzlichen General Petrucciano verloren, und weil es ihnen an Geld und gutem Kriegsvolke fehlte. Doch Maximilian, der, während daß er zu Augsburg mit Jagden, Mummereyen, und andern Lustbarkeiten, Tonnen Goldes durchbrachte, und für eine einzige schöne Rüstung 20000 Gulden zahlte, seine Soldaten verhungern, oder davon laufen, und Näuber werden ließ,

der

der wurde für Venetien ein immer weniger furchtbarer Feind.

Niemand half jedoch dem venezianischen Senat mehr aus seinem Gedränge, als der Pabst. Dieser hatte den Entschluß gefaßt, die Barbaren (so nannte er die Deutschen und Franzosen) aus Italien zu vertreiben, um sich desto leichter zum Oberherrn derselben zu machen. Er fieng daher einen Eroberungskrieg mit den kleinen Staaten seiner Nachbarschaft an. Die Reihe kam zuerst an den Herzog von Ferrara und Modena; die Franzosen eilten ihm jedoch noch zu rechter Zeit zu Hilfe. Genna konnte Julius II., der sich eitel genug schon den Beynahmen Cäsar beylegte, aller geweihten Flaggen und Wimpel, und aller Unterstützung Venetiens ungeachtet, nicht erobern. Ein Corps von Schweizern, das der Bischof Scheiner für den Pabst nach Italien gebracht hatte, wurde von den Franzosen so umsezt, daß es in große Stöth gerieth. Als der päßliche Sold ausblieb, mußte sich Scheiner nach Rom schleichen. Dennoch weigerte sich Julius, einem Vergleiche mit Ludwig XII.

die Hand zu biethen. Weil er in dem Wahne stand, Gott würde ihm gewiß beystehen, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Einem Gesandten des Herzogs von Savoien, der sich zum Friedensunterhändler anboth, ließ er als einen Spion foltern. Seinen Trok erzeugte hauptsächlich die indessen mit Ferdinand dem Katholischen geschlossene Verbindung. Ferdinand machte sich für die Beleihung mit Neapel verbindlich, jährlich 2000 Ducaten zu zahlen, und alle 3 Jahre einen weißen Zelter zu liefern.

Ludwig und Maximilian wurden indessen einig, den Päpst in einer Kirchenversammlung absecken zu lassen. Maximilian schmeichelte sich schon mit dem Gedanken, die Pabstwürde mit der Kaiserkrone verbinden zu können. Man berief eine Kirchenversammlung nach Pisa. Diese Unstalten schlüggen jedoch den Muth des alten, siebzigjährigen Pabstes so wenig nieder, daß er vielmehr, von allen Cardinalen begleitet, selbst zu Felde zog. Bey der Belagerung von Mirandola wagte er sich sogar in die Lausgräben, um das Geschütz anzuordnen; auch

zog er an der Spitze der Soldaten, über das niedergestürzte Stück der Festungswerke, in die Stadt ein. Zweymahl war er aber der Gefahr, gefangen zu werden, sehr nahe. Das erstemahl hätte ihn der französische Oberbefehlshaber in Bologna, und das zweytemahl der berühmte Bayard, bald erwischt. Die Mühseligkeiten des Feldzuges bewirkten, daß der alte Mann ein heftiges Fieber bekam. Dennoch schwelgte er, und — wurde wieder gesund. Der französische Obergeneral Chammont starb dagegen (1511) in dem blühendsten Alter. Julius II fieng nun aber an, die gefährlichen Folgen seiner kriegerischen Eitelkeit zu empfinden. Der Marshall Trivulzio, der (im May) in den Kirchenstaat eindrang, schlug die schlechten Soldaten des Pabstes ohne große Mühe, eroberte Bologna, und machte schon Anstalten, den Pabst in Rom aufzusuchen, als er von seinem König, auf den die Gemahlin und die Achtung für den h. Vater wirkte, den Befehl erhielt, nach Mayland zurückzukehren, und einen Theil seines Heeres zu verabschieden. Julius II erholt sich nun bald wieder von der Angst, die er ausgestanden

hatte. Der Kirchenversammlung zu Pisa setzte er eine andre im Lateran *) entgegen. Die Cardinale, die an jener Anteil nahmen, bekamen ihren Abschied. Maximilian wollte mit der pisanischen Versammlung gar nichts mehr zu thun haben. Ferdinand erklärte sich ganz dagegen. Die Bürger zu Pisa fiengen an zu lernen, und die wenig Prälaten, die versammelt gewesen waren, entflohen.

Julius wagte es nun mit Ferdinand dem Katholischen und Venetig (1511 Oct.) ein förmliches Bündniß, eine heilige Liga, zu schließen, welche die Beschützung der Kirche, die Verhinderung einer Kirchentrennung, und die Wiedereroberung der verlohrnen päpstlichen Länder zur Absicht haben sollte. Man erklärte ganz politisch, daß der Zutritt für den Kaiser und England offen stände. Gegen Frankreich wollte man also allein Krieg führen.

Der Plan zu dem Feldzuge der Vereinigten schien ganz gut entworfen. Cardona,

*) Die Ansicht dieser Kirche gewährt die Ersignete des 8ten Theiles.

na, der Vicekönig von Neapel, sollte mit der Hauptarmee Bologna einnehmen, die Venezianer Brescia erobern, und die Schweizer das Mayländische besiezen. Nun erschien aber das französische Heer, unter der Anführung des Gastons von Foix, Herzogs von Nemours, Ludwigs Schwestersohnes. Der erst 22jährige Held entfernte die Schweizer durch List und Geld, warf sich während eines Schneegestöbers in die belagerte Stadt Bologna, trieb die Belagerer weg, eiste mit 6000 Mann dem Schlosse in Brescia zu Hülfe, erschlug 8000 Feinde, und that dieses alles in Zeit von 14 Tagen. Julius riß sich vor Angst darüber den Bart aus. Gaston belagerte hierauf Ravenna. Das Heer der Vereinigten wollte es entsezen. Dies zog am ersten Ostertage (1512 am 11 April) ein schreckliches Treffen nach sich, in welchem fast alle Oberführer beyder Theile ihren Tod fanden. Die Franzosen siegten zwar; aber auch ihr vortrefflicher General starb den Tod eines Helden. Es stürzte, indem er mit 20 Gens d' Armes gegen zwey abziehende Haufen von spanischen Fußvolk ansprengte, vom Pferde, und starb

starb von vielen Wunden durchbohrt. Nasvenna und ganz Romagna kam nunmehr in die Gewalt der Franzosen.

Anna, Ludwigs Gemahlin, nahm an dem lebhaften Gedränge, in welchem sich der Papst befand, einen innigen Anttheil. Es that ihr wehe, ihren Gemahl an Gott und dessen Stellvertreter, sich versündigen zu sehen. Sie gab sich daher alle Mühe, Ludwigs Kriegsanstalten zu vereiteln. Vorzüglich gelang es ihr, die Wiederanfüllung der Kriegscasse zu verhindern. Die deutschen Soldner, die nicht bezahlt wurden, giengen nun wieder nach Hause. Der neue Obergeneral, la Palisse, besaß wenig Ansehn. Die Schweizer ließen sich durch die heilige Liga gewinnen, die ehemahlige Verbindung mit Oestreich zu erneuern, und 6000 Mann zu stellen. Diese wuchsen, wegen der schönen Aussichten zur Beute, bis auf 20000 an. Die Franzosen waren, besonders nach dem Abmarsche der Deutschen, die ihr bestes Fußvolk ausmachten, zu schwach, um ihren vielen Feinden hinlänglichen Widerstand zu thun. La Palisse flüchtete, nachdem

dem er die wichtigsten Dörfer mit Besitzungen versehen hatte, mit dem armseeligen Überrest des französischen Heeres über die Alpen. Fast ganz Mayland entzog sich nun der französischen Gewalt.

Die Schweizer, die das Unglück der Franzosen am meisten befördern halfen, wußten sich für ihre Verdienste recht gut belohnt zu machen. Sie brandschatzten nicht nur, wo sie hinkamen; sie eigneten sich auch ganze Landstriche zu. Einige Cantone nahmen 4 zum Mayländischen gehörende Landvoigteyen in Besitz; die Graubündner mästeten sich Chiavenna und das Weltlin an. Genua wurde von der französischen Herrschaft wieder befreit. Der Papst, der jetzt nicht allein den König Ludwig in den Bann that, sondern auch in ganz Frankreich den Gottesdienst untersagte, bekam seine Provinz Romagna wieder. Auch Modena und Reggio fielen dem Papste zu. Florenz wurde durch die Spanier gendthigt, die Regierung des Hauses Medici wieder herzustellen. Ferdinand der Katholische wurde durch die französische Provinz Navarra befriedigt. Eigentlich

gentlich waren es aber nur Ferdinand und Julius, die bey diesem Ausgange der Sache gewannen. Maximilian verlangte, außer der Erfüllung anderer Punkte, die man ihm zu Cambray versprochen hatte, das Herzogthum Mayland für seinen Enkel Karl; die Mitglieder der h. Liga gönnten es ihm aber nicht. Auf den Rath des Cardinals Julian von Medici erklärte der Papst den Maximilian Sforza, Ludwig Moro's Sohn, zum Herzog von Mayland. Die Schweizer, die das Land im Besitz hatten, ließen sich die Einräumung desselben aber gut bezahlen. Sie bedungen sich sogleich 200000 Ducaten, und acht Jahre hindurch jährlich 25000, so denn noch 40000, aus. Der junge Herzog, der heimlich nach Mayland kam, wurde von den Amtmannen und Schuldheissen der Cantone eingesezt, und empfing aus den Händen des Amtmanns von Zug die Schlüssel der Stadthore. Der Papst, der dem Prinzen Maximilian zum Herzogthume Mayland verhalf, eignete sich Parma, Piacenza, Asti, Modena und Reggio zu. Er überlebte aber das Vergnügen dieses Besitzes nur kurze Zeit (st. 1513 Febr.). Sein Nach-

Nachfolger war Johann von Medici, unter dem Nahmen Leo X. Die Cardinale rechneten darauf, daß er, obgleich erst 36 Jahre alt, wegen einer unheilbaren Fistel, nicht gar lange leben würde.

Der neue Herzog Maximilian blieb aber nicht lange in Mayland ruhig. Ludwig XII. der sich (1513 März) mit Veneditz verglich, und mit Ferdinand dem Katholischen einen Waffenstillstand schloß, ließ unter Tremouille ein neues Heer nach Italien ziehen. Dieses rückte von Abend her gegen Mayland an, während daß die Venezianer es von Norden her angriffen. Vlos Como und Novara blieben unerobert. In der letztern Stadt befand sich der Herzog selbst mit 8000 Schweizern. Diese rückten (Jun.) ohne Geschütz und Reiterey, gegen die noch einmal so starken Franzosen geschlossen an, nahmen ihnen ihre Festungen wieder ab, und jagten sie abermals aus Italien heraus. Mit schrecklicher Unbarmherzigkeit behandelten sie die Mayländer, die mit den Franzosen im Einverständnisse gewesen waren. Ein Theil derselben besetzte die Festungen,

die

die übrigen zogen, mit Beute wohl beladen, wieder nach Hause. Benedig wurde durch die Spanier und Maximilians Kriegsvolk in groÙe Noth gebracht, und da nun auch Heinrich VIII von England Ludwig XII feindlich behandelte, so muÙte dieser seine Unternehmungen in Wallen aufgeben.

Jetzt wurden die Niederlande der Schausplatz des Krieges. Heinrich VIII belagerte die französische Festung Terouane. Maximilian hatte eine beträchtliche Geldsumme von ihm empfangen, um ein Hülfskorps anzuwerben. Er hatte aber das Geld verthan, und nun kam er ohne Armee, und diente, gleich einem andern Capitain, für den täglichen Sold von 100 Thalern. Ludwigs XII Gens d' Armes rückten an, um die bedrängte Festung mit neuen Lebensmitteln zu versehen. Die Feinde lauerten thnen (17. Aug.) bey dem Dorfe Guinegate auf. Jene ergriffen sogleich die Flucht. Man nennte es daher das Sporen-Treffen *). Nun eroberten die

Eng:

*) La journée des esperons.

Engländer nicht nur Terouane, sondern auch Tournay.

Ludwig XII wurde jetzt auch von dem Kaiser Maximilian angegriffen. Dieser benutzte eine zwischen den Obrigkeitcn und den Unterthauen der Schweiz ausgebrochne Unersnigkeit, um sich eine bedeutliche Hülfsarmee zu verschaffen. Unter den Mitgliedern der Obrigkeitcn gab es viele Anhänger der Franzosen. Die Gemeinen waren ihnen hingegen gar nicht geneigt. Noch weniger waren es diejenigen, die aus Italien zurückkehrten. Darüber brach fast in allen Cantonen eine Empörung aus, und nun brachte es Maximilian, durch englisches Geld, dahin, daß die Schweizer sich verbindlich machten, ihm die französische Provinz Burgund erobern zu helfen. Die Schweizer rückten nun mit 30000 Mann vor Dijon, welches Tremouille selbst vertheidigte. Dieser wußte durch Geschenke und Versprechungen die Anführer der Schweizer so zu gewinnen, daß sie wieder abgezogen.

Ludwig XII war indessen der Kriege so überdrüßig, daß er sich mit seinen bisherigen

gen Feinden verglich. Am ersten gelang es ihm mit dem Pabste, dem er die gegen ihn gerichtete Kirchenversammlung zu Lyon aufopferte. Ferdinand den Katholischen gewann er durch das Versprechen, allen seinen Rechten auf Neapel zu entsagen. Heinrich begnügte sich mit Doppik und einer Million Kronen-Thaler. Der alte, kränkliche Ludwig, der noch einen Sohn zu haben wünschte, heyrathete dessen junge und schöne Schwester Marie. Aber es war kein günstiges Zeichen, daß Ludwig seinem Vermählungsseyerlichkeit von einem Duhebeitchen zuschen müste. Die Aenderung seiner Lebensart, die Ludwig seiner jungen Gemahlin zu Gefallen vornahm, war Ursache, daß sein Tod sich frühzeitiger (1515) einstellte. Hätte Ludwig XII weniger unnütze Kriege geführt, so würde er den Nahmen des Vaters des Vaterlandes, den er sich durch seine sonst gute Regierung erwarb, mit vollem Rechte verdient haben.

Ludwigs XII Nachfolger, Franz I, Herzog von Valois, einer der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, das schönste Muster eines

eines echten, von Muth und Ehrgefühl ganz begeisterten Ritters, fand an dem italienischen Kriegsschauplatze ein viel zu lebhaftes Interesse, als daß er die Unternehmungen auf denselben nicht hätte eifrig fortführen sollen. Es war sein innigster Wunsch, die trozigen Schweizer zu bemüthigen, Mayland und Neapel wieder zu erobern. Mayland und andre Länder Oberitaliens befanden sich noch immer in der Gewalt der Schweizer, welche mit dem Pabste, dem Kaiser Maximilian und Ferdinand dem Katholischen in Verbindung standen. Sie erhielten von denselben einen großen Sold. Daher wollten sie sich mit Frankreich in gar keine Unterhandlungen einlassen; daher waren sie entschlossen, den Franzosen das Einrücken in Italien aus allen Kräften zu verwehren. Sie besetzten die Alpenpässe, durch welche sich die Franzosen den Weg nach Oberitalien bahnen mußten, und zogen ein großes Heer zusammen.

Die Franzosen kamen aber demungeachtet nach Italien. Den Weg dahin öffnete ihnen die Stadt Genua, die sich dem Könige von

von Frankreich, dessen Seemacht ihr zu furchtbar war, von neuem unterwarf. Die Franzosen drangen jedoch auch über die Alpen herüber. Die Schweizer machten sich, durch ihr stolzes und hartes Verfahren, bey dem Herzoge von Savoyen und dessen Untertanen verhaft. Diese schnten sich nach ihrer Entfernung. Ein von dem Herzoge hierzu bestellter Alpenjäger führte das französische Hauptheer auf Wegen, über welche noch kein Kriegsvolk gezogen war, durch aussgefüllte oder gar gebrückte Thäler und Abgründe, über gesprengte Felsen — durch die Pässe von Demont und Cont — in das Mayländische, wo sie, während der Zeit, daß ein kleineres französisches Heer von Genua her bis an den Po vordrückte, so schnell vordrangen, daß den Schweizern zu ihrer Vereinigung gar keine Zeit übrig blieb. Diese waren von allen ihren Bundesgenossen verlassen. Der König von Spanien wartete wie gewöhnlich die Umstände ab; der Kaiser hatte noch kein Kriegsvolk zusammenbringen können, und der Papst war zu einem für ihn vortheilhaftesten Vergleiche bereit.

Denz

Dennoch hielt es Franz I für rathsam, mit den Schweizern Friede zu machen. Er versprach ihnen einen guten Sold. Für die von dem Mayländischen abgerissenen Länder sollten sie 300000 Kronenthaler erhalten. Franz und seine Officiere gaben alles Geld her, was sie entbehren konnten, und die Geldwagen waren schon auf dem Wege, als der Bischof Scheiner mit den Subsidien-Summen des Papstes, der den König von Frankreich noch länger beschäftigt zu sehen wünschte, noch zu rechter Zeit anlangte, um durch Geld, Veredtsamkeit und Ansehen den Vergleich zu verhindern.

An die Stelle desselben trat nun ein blutiger Kampf. Franz hatte eine Armee von 50000 Mann, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war, deren Vertrauen durch die einsichtsvollsten Feldherren, durch den mutigsten Adel, belebt wurde. Sie stand bey dem Städtchen Marignano, nicht weit von Mayland. Die Schweizer rückten gegen Abend (14. Sept.) ohne Trommeln, fast ohne Geschütz und Reiterey, aus Mayland außerst schnell und unaufhaltsam vor.

Schon

Schon hatten die Franzosen einen Theil ihrer Kanonen verloren. Schon waren beyde Heere einander so nahe, daß sie nur eins auszumachen schienen. Das mörderische Gefecht dauerte noch bis vier Stunden in die Nacht fort. Franz ruhte auf einer Kanone. Alles, was ihn labte - war ein Trunk schlechtes Wasser. Mit anbrechendem Tage sammelten sich beyde Heere zum neuen Kampfe. Vergebens suchten die Schweizer einmahl nach dem andern einzudringen. Um 9 Uhr des Morgens zogen sie endlich, um die Hälfte geschwacht, ihre Verwundeten in der Mitte, ihre wenigen Kanonen auf dem Rücken, nach Mayland zurück. Von hier eilten sie, nachdem sie die Cittadelle besetzt hatten, nach Hause. Der über seinen Sieg höchste ersfreute Franz ließ sich von Bayard auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlagen.

Der Herzog Maximilian Sforza konnte, ohne Hilfe der Schweizer, sich nicht behaupten. Er räumte den Franzosen die Festungen von Mayland und Cremona ein, und durchlebte seine letzten 20 Jahre als ein Prizvatmann in Frankreich. Der Papst machte Friede.

Parma und Piacenza, das er bisher im Besitze gehabt hatte, wurde wieder mit dem Herzogthume Mayland vereinigt. Auch Modena und Reggio mußte der Papst dem Herzog von Ferrara zurückgeben. Dagegen wurde das Herzogthum Urbino seiner Willkür überlassen. Mit den Schweizern schloß Franz I einen ewigen Frieden, einen beständigen Subsidientractat. Er erhöhte die Zahrgelder der Cantone, und bezahlte ihnen für ihre alten Forderungen 700000 Goldkronen.

Benedig wollte nun, durch den Beystand der Franzosen aufgemuntert, die Bezirke, die sich noch in der Gewalt des Kaisers befanden, wieder erobern. Allein Maximilian rückte (1516 März) mit 30000 Mann so schnell und unaufhaltlich vor, daß er Brescia entsetzen, und Mayland belagern konnte. Der Connétable Karl von Bourbon wurde von der Übergabe der lehtern Stadt, nur durch die Vorstellungen der Venezianer, abgehalten. Den Franzosen marschierten nun zwar 13000 Schweizer zu Hilfe; aber diese wollten nicht gegen ihre Brüder. (15000

Mann) in Maximilians Solde fechten. Diese dachten eben so. Da sie nun Maximilian auch nicht ordentlich bezahlen konnte, so befand er sich in einer ängstlichen Verlegenheit. Er gieng unter dem Vorwande, Geld zu holen, nach Trident. Die Schweizer suchten den rückständigen Sold durch Plünderung zu ersezzen, und zogen wieder nach Hause. Ihrem Beysspiele folgten die deutschen und die spanischen Truppen, und schon im April war der ganze Feldzug geendigt. Maximilian gab den Venezianern Verona für 20000 Ducaten, und 300000 Kronenthaler, die er ihnen schuldig war, wieder zurück. Man schloss hierauf (1517 März) zu Cambray einen allgemeinen Frieden. So endigte sich der achtjährige Krieg gegen Venetig, nachdem er zwar nicht dessen Untergang bewirkte, aber ihm doch die Hälfte seines Gebietes, nebst 5 Millionen Ducaten, gekostet hatte.

Sie

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Spanien und England bis zu den italienischen Kriegen zwischen Karl V und Franz I. — Maximilians deutsche Regierung.

Italien blieb noch lange ein vorzüglichster Zummelplatz der habbüchigen und ehrgeizigen Leidenschaften der europäischen Monarchen. Diejenigen, die auf demselben die Hauptrollen spielten, waren Karl V, Franz I und Heinrich VIII.

Karl V war der Enkel Maximilians I, und der burgundischen Marie. Sein Vater, Philipp der Schöne *), heyrathete eben so

glück-

*) Theil VIII, S. 249.

glücklich, als Maximilian. Er wurde der Gemahl der Prinzessin Johanne, einer Tochter Ferdinands des Katholischen, und der Isabella, welche Castilien und Aragonien vereinigten *), und den Mauren das Königreich Granada entrissen. Johanne hatte noch einen Bruder, hatte noch eine ältere Schwester. Jener, Johann, war an die Margrethe, die Schwester Philipps des Schönen, und diese, Isabella, an dem Kronprinzen von Portugal vermählt. Beyde starben in ihrer Jugend, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Prinzessin Johanne wurde dadurch die einzige Erbin der spanischen Monarchie. Ihr Gemahl Philipp brachte es nun leicht dahin, daß ihn die spanischen Reichsstände für den Nachfolger Ferdinands und der Isabella erklärten.

Für den muntern Philipp aber war das steife Wesen des spanischen Hofes, war das Benehmen seiner Gemahlin bald unerträglich. Johanne, die eben so wenig körperliche Reize, als vorzügliche Eigenschaften des Geistes besaß

*) Theil VIII, S. 76.

saß, verband mit ihrer brüderlichen, gar zu sehr ins Ländelnde fallenden Liebe zu dem schönen Philipp eine höchst argwöhnische Eifersucht, zu der sie wohl manchmal Ursache haben möchte. Philipp konnte dem Verdrüß und Ekel, den er darüber empfand, endlich so wenig widerstehen, daß er, aller Vorstellungen, aller Bitten der Johanne und Isabella ungeachtet, in der Mitte des Winters (1502) nach den Niederlanden reisete. Die nervenschwache Johanne verfiel gleich nach seiner Abreise in eine sehr schwermüthige Stimmung. In dieser gebahr sie (1503) ihren zweyten Sohn Ferdinand, nachdem der erste Karl drey Jahre vorher (1500) in die Welt versetzt worden war. Im folgenden Jahre (1504) starb die eben so kluge als tugendhafte Isabella. Johanne gieng nun zu ihrem Gemahle nach den Niederlanden.

Ferdinand der Katholische hatte jetzt die Freude, auch über Castilien allein zu regieren. Er sollte, nach der letzten Verordnung seiner Gemahlin Isabella, die Staatsverwaltung Castiliens so lange führen, bis der Enkel

Enkel Karl das 20ste Jahr würde erreicht haben. Dagegen hatte er sich aber verbindlich machen müssen, der Johanne und ihren Erben in der Behauptung der Thronfolge niemahls hinderlich zu seyn. Allein der schlaue, argwöhnische, hartherzige Ferdinand hatte bey den castiliat'schen Herren so wenig Liebe und Zutrauen, daß thnen seine Regentschaft gar nicht angenehm war. Um so leichter wurde es für Philipp den Schönen, der die vormundschaftliche Regierung für seinen Sohn Karl selbst zu übernehmen wünschte, den castilischen Adel für sein Interesse zu gewinnen. Ferdinand suchte sich nun mit Hülfe Ludwigs XII von Frankreich zu behaupten. Er schloß daher mit demselben (1505) ein Freundschaftsbündniß, das durch Ferdinands Vermählung mit der Prinzessin Germaine de Foix, der achtzehnjährigen Nichte Ludwigs XII, und durch des letztern Verzichtleistung auf Neapel, besiegigt wurde.

Philippe ließ sich aber dadurch von der Ausführung seines Planes, die Regentschaft von Castillien zu übernehmen, nicht abhalten. Nachdem er sich mit Ludwig XII zum Scheitern

ne verglichen hatte, segelte er (1506), begleitet von seiner Gemahlin, mit einer zahlreichen Flotte von den Niederlanden nach Spanien. Ein heftiger Sturm trieb ihn an die englische Küste. Hier hielt ihn Heinrich VII, Ferdinandem dem Katholischen zu Gefallen, über drey Monathen auf. Endlich landete Philipp in Spanien, und der castilische Adel schloß sich bald so zahlreich an ihn an, daß Ferdinand der Katholische genötigt wurde, die Regierung über Castillen niederzulegen. Philipp und Johanne hatten nun das Vergnügen, sich für Beherrscher von Castillien erklärt zu sehen. Allein Philipp genoß dieses Vergnügen nicht länger, als drey Monathen. Ein Fieber, das er sich durch seine Unmäßigkeit zugezogen hatte, tödtete ihn (am 25ten Sept.) im 29sten Jahre seines Alters.

Johanne hatte sich während der ganzen Krankheit ihres Gemahls, den sie so leidenschaftlich liebte, nicht von seinem Bett entfernt. Als er gestorben war, vergoss ihre Augen keine Thräne, entschlüpfte ihrer Brust kein Seufzer. Ganz stumm bewies sie für den Leichnam des Entseelten eben die jährlinge

liche Sorgfalt, die sie ihm bey seinem Leben gewidmet hatte. Hast konnte sie sich nicht entschließen, ihn begraben zu lassen, und noch immer beobachtete sie denselben mit Empfindungen der Eifersucht. Ihre Gemüthsstimmung machte sie völlig unsäglich, die Regierung zu übernehmen, und dennoch wollte sie die Verwaltung derselben keiner andern Person aufrägen. Die castilianischen Grossen, die sich deswegen in Verlegenheit befanden, entschieden endlich für Ferdinand, der sich Mühe gab, durch eine zwar gelinde, aber doch feste Regierung, Ley der Nation sich mehr Liebe und Zutrauen zu erwerben.

Der schlaue Ferdinand hatte zur Vergrößerung der spanischen Monarchie nicht wenig vertragen. Ausser dem Königreiche beyder Sicilien, erworb er auch noch Navarra, und verschiedene Städte auf der Küste der Berberey. Ximenes, Ferdinands vortrefflicher Minister, zog (1509) ob er gleich Geistlicher und Cardinal war, selbst nach Afrika, und eroberte Oran und andre Städte mehr. Das kleine Königreich Navarra

nahm Ferdinand seinem letzten Brüder Joachim von Albrecht, dem Gemahle der Erbin desselben, der mit Frankreich im Einverständnisse lebte, mit hinterlistiger Gewalt weg. Dass er nun alles dieses dem Karl hinterlassen sollte, war ihm ein sehr unangenehmer Gedanke. Es freute sich daher gar sehr, als er mit seiner jungen Gemahlin Germaine noch einen Prinzen zeigte. Als ihm diesen ein frühzeitiger Tod wieder raubte, ließ er sich von seinen Leibärzten Starkungsmittel verschreiben; aber seine Hoffnung, den erlittenen Verlust zu ersetzen, wurde dennoch getäuscht, und sein eignes Lebendende erfolgte um so eher (1516).

Ferdinands Nachfolger, sein Enkel Karl, befand sich damals erst im 16ten Jahre seines Alters. Neben seine Erziehung hatte seine Vaterschwester, Margrethe von Österreich, und Margrethe von York, Karls des Kühnen Wittwe, die Aufsicht geführt. Sein Großvater Maximilian, der die vormundschaftliche Regierung über die Niederlande führte, bestellte Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, zu seinem Hofmeister, und den

den Adrian von Utrecht zum Lehrer. Der letzte brachte ihn durch seine pedantische Lehrart eine Abneigung gegen die Wissenschaften bey; Chievres lenkte aber doch noch seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Vaterlandes, und der angränzenden Länder, und auf das Studium der Regierungswissenschaft. Uebrigens verrieth Karl in seinen jüngern Jahren wenig Thätigkeit und Unternehmungsgedest. Als er älter wurde, zeigte er sich gewöhnlich ernsthaft und gesetzt; zeigte er eine kalte Politik, die weniger seinem Herzen, als seinem Verstande zur Ehre gesecherte. Sein Körper war ansehnlich und schön gebaut.

Ferdinand der Katholische hatte den Cardinal Ximenes zum einstweiligen Regenten von Spanien verordnet. Ximenes, der von einer vornehmen, aber nicht reichen Familie abstammte, erwarb sich als Franciscanermönch, durch sein strenges und musterhaftes Leben, einen solchen Ruf der Heiligkeit, daß ihn die fromme Königin Isabella zum Weichvater wählte. Nun war es ihm leicht, Erzbischof von Toledo zu werden; und dennoch

noch konnte ihn zur Annahmung dieser Würde nur ein päpstlicher Befehl bewegen. Der Erzbischof behielt die Lebensart eines Franciscaners aber noch immer bey. Dabey erworb er sich das Vertrauen der Isabella und ihres Gemahls in einem so großen Maße, daß sie ihm einen Theil der Regierung übertrugen. Der junge König Karl schickte zwar seinen Lehrer Adrian nach Spanien, um die Staatsverwaltung mit ihm zu teilen; aber Ximenes blieb dennoch der eigentliche Regent.

Karl hatte Ursache, mit der Regierung des Cardinals Ximenes sehr wohl zufrieden zu seyn. Ximenes brachte es dahin, daß die mit der Regierungsveränderung unzufriedenen Großen den Karl für ihren König erkannten, daß der mächtige und übermächtige Adel in Schranken bleiben mußte; daß der König Johann von Navarra sein Land nicht wieder erobern konnte. Allein Adrian, und andre niederländische Minister, die Karl nach Spanien geschickt hatte, machten durch ihre eigenmäßige Verfahrungsart, und durch den Verkauf der wichtigsten Staatsämter, Karls Regie-

Regierung bey der Nation so verhaft, daß Ximenes den jungen König recht dringend bat, selbst nach Spanien zu kommen. Er kam endlich (1517), nachdem seine niederländischen Minister seine Reise nach Spanien noch einige Zeit aufgehalten hatten.

d.

Karl wurde von dem Herrn von Chies, und vielen andern vornehmen Niederländern, nach Spanien begleitet. Der spanische Adel eilte ihm von allen Seiten entgegen. Auch Ximenes befand sich unter denselben; er wurde jedoch so frank, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte. Vergebens bat er Karl um einen Besuch. Die niederländischen Minister desselben fanden nicht für ratsam, es zu diesem Besuch kommen zu lassen. Ximenes fühlte sich deswegen empfindlich gekränkt. Aber noch inniger kränkte ihn ein Schreiben Karls, das seiner so nützlichen Thätigkeit plötzlich ihr Ende bestimmte, das ihm die Erlaubniß gab, in seinem Erzstift der Erholung zu pflegen. Ximenes überlebte diese Kränkung nur wenige Stunden

Karls

Karls Regierung wurde nun den Spaniern immer verhaßter. Seine niederländischen Minister eigneten sich die wichtigsten Staatsbedienungen zu; auch schätzten sie große Schäze, die sie in Spanien gesammelt hatten, aus dem Lande. Die vornehmsten Städte schlossen zur Behauptung ihrer Vorrechte und Freyheiten einen Bund. Karl, der im Lande herumreiste, um sich als König anerkennen zu lassen, um Geld beyzutreiben, hörte die Vorsstellungen, die ihm gemacht wurden, ganz kaltblütig an. Aber seine Aufmerksamkeit zog auch damals ein Gegenstand auf sich, der ein weit größeres Interesse für ihn hatte. Karl wünschte Kaiser zu werden, und dazu both ihm der Tod seines Großvaters Maximilian eine günstige Gelegenheit dar.

Maximilian, der zwar glücklich im Herzrathen aber nicht glücklich in seinen Kriegen war, hat sich um Deutschlands Ruhe und Sicherheit lobenswürdige Verdienste erworben; doch kann man diese Verdienste nicht ganz auf seine Rechnung schreiben. Maximilian, der von einer nach Worms zusammens

menberufenen Reichsversammlung Mannschaft und Geld verlangte, um seine Kaiserrechte in Italien mit Nachdruck behaupten zu können, erhielt die gewünschte Unterstützung nicht eher (1494), als bis er ernstliche Anstalten mache, den Landfrieden zu befestigen, und einen Obergerichtshof für das deutsche Reich, ein sogenanntes Kammergericht, anzurufen. Man theilte, um die Vollziehung der Ausprüche desselben zu sichern, und Ruhe und Ordnung in den einzelnen Ländern glücklicher zu erhalten, ganz Deutschland in zehn Kreise.

Ungeachtet aber Maximilian die Wünsche der Reichstände erfüllt hatte, so nahmen sie an seinen italienischen Feldzügen doch keinen sehr bedeutenden Anteil. Doch hassen deutsche Söldner dem Könige Ludwig XII. Mayland erobern. Maximilian selbst erndete von seinen italienischen Feldzügen wenig ein. Der beständige Geldmangel, mit dem er kämpfte, zeigte sich auch bey seinem Tode wirksam. Maximilian reisete, an einem schleichendem Fieber frank, von Augsburg nach Innspruck. Hier hielten die Bür-

ger seine Wagen und seine Pferde an, um die Bezahlung einiger Höfeschulden von ihm zu erzwingen. Diese Kränkung machte auf Maximilians schwächeren Körper den erschütterndsten Eindruck. Vergebens suchte er seine zerstörte Gesundheit durch die Jagd und die Reiherbeize wiederherzustellen; der Tod überraschte ihn (1519 am 12. Jan.).

Maximilians Körper war von mittlerer Größe, gut gebaut, durch alle möglichst Uebungen der Kräfte äußerst gewandt, durch die Mühseligkeiten der Jagd und des Krieges im höchsten Grade abgehärtet. Er, der den Gefahren der Gemsen- und Bärenjagd so bereitwillig Trotz both, fand in dem feinen Genusse, welchen Musik und Dichtkunst gewähren, ein empfindliches Vergnügen. Bis ins tote Jahr fiel es ihm schwer, deutlich zu sprechen; dennoch erwarb er sich in der Folge eine eben so angenehme als einbringende Veredtsamkeit. Sein Lehrer Engelbrecht hatte ihm, durch seine unvernünftige Lehrart, das Griechische und Lateinische zu einem Gegenstande des Ekels gemacht. Dennoch lernte er noch so viel Latein, daß er in

In dieser Sprache Vorträge an die Reichsversammlung thun konnte. Seine meisten Kenntnisse erwarb sich Maximilian durch den Umgang mit einsichtsvollen, gelehrten und geschickten Künstlern. Hätte er in seinen Handlungen mehr Überlegung und Gelehrtheit bewiesen; hätte er manche Unternehmung, die ihm gar keinen Vortheil brachte, weniger standhaft fortgesetzt; hätte er mit dem Gelde wirthschaftlicher umzugehen gewußt, so würde er unter der Reihe der vorzüglichsten Kaiser eine Stelle verdienen. Seine Familie verehrt in ihm einen der größten Förderer ihrer Macht. Er war es, der ihr den Besitz der Niederlande, der ihr ein Amwirtschaftsrecht auf Ungarn und Böhmen verschaffte.

Maximilians Erben waren seine Enkel Karl und Ferdinand. Jener bewarb sich um die Ehre, sein Nachfolger in der Kaiserwürde zu werden. Aber nach dieser Ehre strebten noch zwey andre Monarchen, Franz I von Frankreich und Heinrich VIII von England. Jener bewies besonders vielen Eifer, sich der Stimmen der Kurfürsten

zu

zu versichern; die meisten dachten jedoch patriotisch genug, ihre Wahl nicht auf einen ausländischen Fürsten fallen zu lassen. Sie trugen die deutsche Krone dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen an. Dieser hatte aber zu wenig eitles Selbstvertrauen, um in dem Besitze der Kaiserwürde sich glücklich zu denken. Er gab sich vielmehr alle Mühe, die Stimmen seiner Mitkurfürsten für den König von Spanien, einen Fürsten von deutscher Herkunft, zu vereinigen. So gelangte Karl V (1519 Jun.) zu dem Glücke, einen römisch-deutschen Kaiser vorzustellen. Seine bedenklich große Macht bewog jedoch die Kurfürsten, ihn Einschränkungen seiner reichsoberhauptlichen Regierung, oder eine sogenannte Wahlcapitulation, unterschreiben zu lassen.

Neben Karl V und Franz I spielte Heinrich VIII von England keine unbedeutende Nebenrolle. Sein Vater, Heinrich VII, der, nach jenem langen Bürgerkriege zwischen der weißen und rothen Rose den königlichen Thron wieder befestigte *), versah es nur

*) Theil VIII, S. 232.

darin, daß er seinen Haß gegen das yorkische Haus nicht großmuthig genug unterdrückte, daß er selbst seine liebenswürdige Gemahlin Elisabeth mit mürrischem Kaltstinn behandelte. Er zog sich deswegen manchen unangenehmen Handel zu. Die Gegenparteien stellte mehr als einen vermeynten Prinzen auf, der ihm den Thron streitig zu machen suchte.

Ein Anhänger derselben, Simon, ein schlauer und unternehmender Geistlicher zu Oxford, beredete den Sohn eines Beckers, Lambert Simnel, einen funfzehnjährigen Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, die Rolle eines Prinzen aus dem yorkischen Hause zu spielen. Zu dieser Rolle bahnte man ihm den Weg durch die Sage: der Herzog Richard von York, Edwards IV Sohn, habe seinem mörderischen Oheim zu entfliehen gewußt, und sich bisher in England verborgen gehalten. In der Folge mußte er den aus dem Tower entwischten Warwick, den Sohn des Herzogs von Clarence, vorstellen *). Er trat zuerst in Irland

*) Theil VIII, S. 226.

land auf, wo sein Vater viele Anhänger gehabt hatte. Auch wurde er sogleich als König anerkannt, und als Eduard VI gekrönt. Man hatte die Witwe Edwards IV, Heinrichs VII Schwiegermutter, eine unruhige und chrfältige Dame, wegen eines Einverständnisses mit den Empörern, in dem Verdacht. Heinrich ließ sie daher in ein Kloster einsperren. Er zog ihre Güter ein, und sie starb in dürftigen Umständen. Uni das Publicum in England auf den falschen Warwick aufmerksam zu machen, wurde der echte durch alle Straßen von London geführt. Dies that in England eine hinlängliche Wirkung. Simnels Anhang wurde jedoch durch den Grafen von Lincoln, einen Schwesternsohn Edwards VI, der sich vor Heinrich VII fürchtete, ansehnlich verstärkt. Lincoln bekam von seiner Tante Margrethe, Karls des Kühnen Witwe, einer feurigen Dame, die den Heinrich VII, wegen seiner Verfolgung der yorkischen Familie, äußerst verabscheute, 2000 deutsche Soldner. Simnel und seine Anhänger wagten es hierauf (1487) in England vorzutrecken. Bey Stock in Nottingham erfolgte zwischen ihnen und Heinrichs

richs Armeen ein Treffen. Die Tapferkeit der Deutschen machte den Sieg lange zweifelhaft. Endlich wurden die Empörer von dem Kriegsglück aber ganz verlassen. Von 6000 ihrer Krieger waren 4000 getötet. Unter diesen befand sich Lincoln. Simnel und Simon hatten das Unglück, gefangen zu werden. Heinrich VII behandelte sie mit kluger Großmuth. Den Simon ließ er, als einen Geistlichen, blos in eine enge Verwahrung bringen; Simnel stellte erst einen Küchenjungen, und hernach einen Faltererer, vor. Andre Theilnehmer an dieser Empörung wurden aber nicht so gnädig behandelt, und manche strafte Heinrich VII blos aus Habsucht.

Heinrich VII hatte aber bald mit einem neuen vermeinten Kronprätendenten zu kämpfen. Die verwitwete Herzogin von Burgund ließ wieder einen andern Richard auftreten. Warbek, ein bekehrter Jude von Tournay, hatte einen Sohn, Mahmens Pepter, den die Flämänner Perterkin oder Perkin nennen. Dieser Perkin sah seinem Vater, dem Könige Eduard VI, sehr ähnlich

sich. Man wunderte sich über diese Neunlichkeit um so weniger, da Eduard VI mit Perkins Mutter in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse gestanden haben soll. Dieser Perkin, der durch mancherley Abwechslungen des Glücks seine Talente gut ausgebildet hatte, musste nach die Nöte des Herzogs Richard von York spielen, der, wie man sagte, dem Gefängnisse entwischt war. Auch dieser Abentheuer trat zuerst in Irland auf, wo er sich Richard Plantagenet nannte. Auf Antrieb der Margrethe, lud ihn Karl VIII von Frankreich nach Paris ein, wo er ihm einen schönen Palast, nebst einem anscheinlichen Jahrgehalt, und sogar eine Leibwache, anwies. Perkin verdiente diese ausgezeichnete Behandlung durch sein kluges und edles Benehmen, wodurch er sich allgemeine Liebe erwarb. Mehr als hundert englische Edelleute kamen zu ihm nach Paris. Als Karl VIII sich mit Heinrich VII verglich, verlangte dieser zwar Perkins Auslieferung; Karl willigte aber blos in dessen Entfernung. Perkin gieng nun nach Flandern, zu seiner Tante Margrethe, die gar kein Bedenken trug, ihn öffentlich für ihren Vetter zu erklören,

klären, und ihm einen Hofstaat und eine Leibwache zu geben. Viele englische Lords schlossen sich jetzt an ihn an.

Heinrich VII gab sich indessen alle Mühe, den Tod Richards von York zu beweisen. Dies gelang ihm zwar nicht ganz; er erfuhr indessen doch alle Umstände der Verschwörung, selbst von einigen Theilnehmern, und er unterließ es nicht, die englische Nation mit denselben bekannt zu machen. Dennoch wagte es der muthige Perkin, der nicht lange stille sitzen konnte, mit einem Haufen von 600 Abentheuern in der Provinz Kent zu erscheinen; die dem Heinrich ergebenen Edelleute nöthigten ihn aber bald, sich wieder zu entfernen. Er machte hierauf einen Versuch, in Irland sich festzusezen. Auch hier war er jedoch unglücklich, weil Heinrichs VII Feinde schon wieder unterschicket waren.

Perkin gieng nun nach Schottland, wo ihn der König Jacob IV, Heinrichs VII Feind, so freundhaftlich aufnahm, daß er ihn sogar mit einer nahen Verwandtin, Katharine

tharine Gordon, einer außerordentlich schönen und liebenswürdigen Dame, vermählte. Jacob führte ihn nun an der Spitze eines Heeres nach dem nordlichen Theile von England. Die Engländer waren aber von dem Perkin schon zu genau unterrichtet; auch haßten sie dessen schottischen Beschützer, und dessen mutwillige Krieger, zu sehr, als daß diese Unternehmung hätte glücklich ausfallen können. Heinrich VII war über diesen Angriff auch so wenig bekümmert, daß er ihn blos als einen Vorwand benutzte, um von seinen Unterthanen Geld zu erpressen. Jacob hielt es daher für ratsam, einen Waffenstillstand einzugehen, und dem Perkin eine heimliche Entfernung anzurathen.

Perkin durste jetzt nicht mehr nach den Niederlanden kommen, weil Philipp der Schöne, der Sohn seiner Gönnerin Margrethe, mit Heinrich VII sich verglichen hatte. Er verbarg sich daher einige Zeit in den isländischen Eindden. Seines mühvollen Lebens endlich überdrüßig, beschloß er aber noch einen Versuch zur Verbesserung seiner traurigen Lage zu machen. Er reiste die über

über Heinrichs VII Regierung mißvergnügten Einwohner von Cornwallis zu einer Empörung. Bald schlossen sich 3000 derselben an ihn an, und er legte sich den Nahmen Richard IV bey. Heinrich VII rückte nun selbst mit einem großen Heere gegen ihn an. Ganz England schien sich zum Untergange eines Unglücklichen, der ehemals die Liebe seiner Bewohner iheilte, vereinigen zu wollen. Perkin wollte die 7000 brauen Leute, die sich unter seiner Fahne versammelt hatten, der überlegnern Menge nicht preis geben. Er zog sich daher in einen heiligen Wald zurück. Seine Krieger streckten hierauf das Gewehr. Der Katharina Gordon wies Heinrich VII, in dessen Hände sie jetzt geriet, einen Fahrgehalt, nebst einer annehmlichen Stelle unter den Damen des Hofes, an. Ueberlegsam genug wollte Heinrich den Perkin nicht mit Gewalt aus seinem Heiligthume herausreissen lassen. Aber er überredete ihn so glücklich, daß er sich ihm übergab. Nun spottete er seiner, als er in London einzog; nun nthigte er ihn, eine Beschreibung seines Lebenslaufes öffentlich abzulesen; nun verurtheilte er ihn

zu einer ewigen Gefangenschaft. Perkin entwischte zwar; er mußte sich aber wieder stehlen, und sich in den Tower einsperren lassen. Hierauf machte er, im Einverständniß mit dem gleichfalls gefangnen Warwik, den Anschlag, den Aufscher des Gefangnisses zu ermorden, um Desto sicherer entfliehen zu können; aber dieser Anschlag wurde zu früh entdeckt. Perkin, der seiner guten Eigenschaften wegen ein besseres Schicksal verdient hatte, endigte nun sein Leben am Galgen (1499 Nov.). Auch Warwik wurde hingerichtet.

So glücklich unterdrückte Heinrich VII diejenigen, die ihm den Thron streitig machen wollten! Aber er besaß auch das Zutrauen der Nation, welches seine glückliche und friedliche Regierung allerdings verdiente. Man kann im Grunde weiter nichts als seine hartnäckige Feindschaft gegen das Haus York, und seinen Eigennutz, an ihm tadeln. Er erpreßte so viel, und sparte so gut, daß er einen Schatz von 1,800000 Pfund Sterlingen sammeln konnte. Sein Tod erfolgte im 52sten Jahre seines Alters (1509 April) an der Auszehrung.

Heinrichs VII ältester Sohn Arthur sollte die Katharine von Aragonien, Ferdinands des Katholischen Tochter, heyrathen; der vortreffliche Prinz starb aber, vom Volke geliebt und betrauert, ehe er diese Heyrath vollziehen konnte. Nun mußte sich sein jüngerer Bruder Heinrich, ein Knabe von 12 Jahren, entschließen, mit der 6 Jahre alten Katharine, deren reiche Mitgift Heinrich VII nicht wieder herangeben wollte, das Verlöbniß zu feyern. Dieser Heinrich wurde jetzt König.

Heinrich VIII war, als er die Regierung antrat, 18 Jahre alt. Mit einem schön gebauten, sehr biegamen Körper vereinigte er einen muntern, gut gebildeten Geist, aber auch vielen leidenschaftlichen Ungezüm, der den meisten Handlungen seiner Regierung das Gepräge der Sonderbarkeit aufdrückte. Die Vergnügen der Sinnlichkeit hatten für den jungen König einen mächtigen Reiz. Jeder Besorgerer derselben erwarb sich seine Gunst. Dies benützte der schlaue Wolsey, um sich zu Heinrichs VIII erstem Minister zu erheben.

Wol-

Wolsey, der Sohn eines Metzgers von Ipswich, (der Hauptstadt in Suffol) den die Natur mit hervorstechenden Fähigkeiten ausgerüstet hatte, war Kaplan Heinrichs VII. Der Bischof Fox von Winchester machte den jungen König auf den talentvollen Mann aufmerksam; bald sah er sich aber von demselben verdrängt, weil der 40jährige Geistliche den Lieblingsneigungen Heinrichs VIII sehr glücklich zu schmeicheln wußte. Wolsey wurde Erzbischof von York; er vereinigte den Besitz von noch mehrern andern Bistümern. Der Pabst machte ihn zum Cardinal. Wolsey unterhielt nun einen Hofstaat von 800 Personen, unter welchen sich Ritter und andre Edelleute befanden. Er ließ, wenn er ausging, als Cardinal und Erzbischof, zwey Kreuze vor sich hertragen. Die übrigen Minister machten ihm endlich alle Platz, so daß er ganz allein regierte. Sein Einfluß auf die übrigen europäischen Händel war daher ziemlich bedeutend. Dies empfand Franz I. Er hatte in Schottland die Gegenparthey von der Schwester Heinrichs VIII, Margrethe, Jacobs IV Gemahlin, unterstützt; er hatte, was noch mehr war, dem Wolsey das

Bis:

Bisthum zu Tourney genommen. Dieser beredete daher seinen König, sich mit dem Kaiser Maximilian zu verbinden, und Franz sah bald die Nothwendigkeit ein, sich Wolsey's Freundschaft zu erwerben. Der Admiral Bonnivet, den er deswegen nach England schickte, hatte viele Mühe, seine Absicht zu erreichen. Heinrichs VIII Tochter Marie wurde an den Dauphin verlobt. Sie sollte Tournay zur Mitgift bekommen. Franz zahlte 60000 Kronenthaler. Wolsey erhielt, zur Entschädigung wegen des Bisthumes zu Tournay, einen Jahrgehalt von 12000 Livres.

Ach:

Achtes Kapitel.

Die beyden ersten Kriege zwischen Karl V und Franz I.

Franz I brauchte Wolsey's und Heinrichs VIII Freundschaft und Unterstützung wegen des Krieges mit dem Kaiser Karl V. Es kränkte den ehrgeizigen Franz gar zu sehr, daß ihm Karl die Ehre der Kaiserwürde entrissen hatte. Karl V mißgönnte dagegen dem Könige von Frankreich den Besitz des schönen Herzogthums Mayland, auf welches er, als König der Lombardey, ein größeres Recht zu haben glaubte. Franz, der den König Heinrich VIII zur Theilnahme an dem Kriege in den Niederlanden zu bereden wünschte, lud ihn

zu

zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Calais ein. Durch die Nachricht von dieser Zusammenkunft wurde Karl V so beunruhigt, daß er, um die Pläne seines Gegners Franz zu vereiteln, auf seiner Reise von Spanien nach den Niederlanden, den Heinrich durch einen Besuch in seinem Lande überraschte. Der eitle Heinrich, der über die Ehre dieses Besuches ganz entzückt war, neigte sich jetzt auf Karls Seite um so bereitwilliger hin. Seine Neigung bestimmte um so leichter sein Minister Wolsey, der zu den 3000 Ducaten Jahrgehalt, die ihm Karl schon vorher angewiesen hatte, noch 7000 bekam, und dabei mit der Hoffnung zur päpstlichen Würde geschmeichelt wurde.

Die verabredete Zusammenkunft zwischen Heinrich und Franz erfolgt aber dennoch. Der Schauplatz derselben war eine schöne Ebene zwischen Ardres und Guines. Der Adel beider Reiche wettelferte in der kostbaren Pracht so sehr, daß man diese Gesegend das Lager vom Goldstoff zu nennen pflegte. Ritterspiele durften von einer solchen Versammlung nicht ausgeschlossen bleißen.

Selbst die beyden Könige ließen sich in einen Kampf ein. Aber schon auf der Heimreise legte Heinrich bey Karl zu Gresselingen seinen Gegenbesuch ab, und seine Neigung für Karl wurde immer entschiedener.

Die feindseligen Gesinnungen, die Karl und Franz gegen einander hegten, äußerten sich immer deutlicher. Franz unterstützte die Söhne des Königs von Navarra heimlich mit Truppen, damit sie sich ihres schlecht vertheidigten Königreiches wieder bemächtigen könnten. Auch stand er dem Robert von der Mark, Fürsten von Bouillon, der, nach der Weise des Mittelalters, seinem Lehns-herrn Karl einem Fehdebrief zugeschickt hatte, mit Truppen bey. Heinrich VIII und Wolsey suchten zwar den völligen Ausbruch des Krieges durch einen Vergleich zu verhindern, aber Karl V verlangte das schon von seinem Großvater Maximilian völlig abgetretene Burgund wieder zurück. Franz brach hierauf die Unterhandlungen ab. Wolsey begab sich von Calais, dem Orte der Unterhandlungen, nach Brügge, wo er, mit dem Rat-

ter und dem Wabste, ein gegen Frankreich gerichtetes Bündniß schloß. Karl sollte Heinrichs Tochter Marie heyrathen. Dagegen wollte England Frankreich mit 40000 Mann angreifen.

Wäre der verabredete Plan recht ausgeführt worden, so hätte Franz in große Noth gerathen können. Karl hatte in den Niederlanden, an der Maas, bereits 40000 Mann im marschfertigen Zustande. Er hatte noch eine besondere Armee an der Oberschelde. Aber auf Heinrichs Heer wartete er immer vergebens. Franz that ihm daher nachdrücklichen Widerstand, und da Karls schlecht bezahlte Soldaten sich wieder verließen, so blieben ihm zuletzt nicht mehr als 6000 Mann übrig. Hätte ihn nun Franz, wie sein Connétable Bourbon ihm riet, entschlossen angegriffen, so würde dieser Krieg bald entschieden worden seyn. Aber Franz versäumte diese gute Gelegenheit. Seine Aufmerksamkeit war freylich hauptsächlich auf Italien gerichtet, wo der Pabst mit Karl V die Verabredung getroffen hatte, das Herzogthum Mayland den Franzosen wieder zu entreissen,

und

und dem Prinzen Franz Marie Sforza als ein Reichslehn zuzuwenden.

Franz, dem es an guten inländischen Fußvolke fehlte, erneuerte (1521 May) den Subsidien-Vertrag mit den Eidgenossen, die ihm 6000 Soldner zugestanden, welche sich bald bis über 20000 vermehrten. Karl, der gleichfalls brave Schweizer in Sold zu nehmen wünschte, hatte den Verdruf, abgewiesen zu werden. Doch sein Bundesgenosse, der Pabst Leo X., hatte einen beträchtlichen Haufen von Schweizern in seinem Dienste. Wider diese wollten die Schweizer, die sich bey der französischen Armee in Italien befanden, nicht fechten. Die Schweizer, die bey dem Heere der Vereinigten dienten, blieben hingegen stehen, weil der Bischof Scheisner die an sie abgeschickten Vothen ihrer Obligkeit bestochen hatte. Lautrec, der Oberbefehlshaber dieser Armee, geriet darüber in eine so große Verlegenheit, daß er den Feinden Mayland, und fast das ganze Land, überlassen musste. Die Freude, die Leo X darüber empfand, zog ihm (1521 Dec.) ein tödtliches Fieber zu.

Mit dem Tode des Pabstes hörten auch die Zuflüsse in die Kriegskasse der Vereinigten auf. Manche Truppen wurden nun abgedankt. Venedig, welches schon wankte, blieb der Verbindung mit Frankreich treu. Die Schweizer, die sich über Scheiners Vertrag ärgerten, schlossen sich an Frankreich jetzt um so fester an. Franz benütze diese für ihn günstigen Umstände abermals nicht. Er dachte zu bald an den Frieden. Karl gewann dadurch Zeit. Karl gewann besonders Zeit, seinen alten Lehrer, und nachmalischen Minister, Adrian, (1512 Jan.) auf den päpstlichen Thron erheben zu lassen. Das Volk der Stadt Rom schimpfte auf den unbekannten Ultramontaner oder Nichtitalianer. Und doch zeigte Adrian VI während seiner kurzen Regierung sich als einen so eifrigen Freund des Friedens und Rechtes, und doch glaubte er (was wenige Päpste glaubten), daß sein Reich nicht von dieser Welt wäre.

Adrian gab zur Fortsetzung des Krieges kein Geld her. Prosper Colonna, der alte Obergeneral der Vereinigten wollte daher die Truppen schon auseinander gehen lassen, und

Lautrec

Lautrec, der nun wieder ein Heer, und besonders ein ansehnliches Corps von Schweizern hatte, befand sich in einer vortheilsten Lage, wenn der rachsüchtige mayländische Kanzler Morone nicht Mittel gefunden hätte, den Geldwagen, die Lautrec aus Frankreich erwartete, den Weg zu versperren; oder wenn, wie andre erzählen, die königliche Mutter Louise das für die Armee bestimmte Geld nicht zu elguen Händen genommen hätte *). Die ungestümen Schweizer verlangten aber ihren Sold, oder ein Treffen. Lautrec mußte sich daher (1522 April) entschließen, die Spanier, die sich bey Bicocco, einem nicht weit von Mayland entfernten Dorfe verschanzt hatten, anzugreifen.

Allein die Spanier hatten vieles Geschick. Von den anrückenden Schweizern wurden schon in der Ferne ganze Reihen niedergeschossen. Ihre voranziehenden Befehlshaber fielen sämtlich von den Kugeln der spanischen Scharfschützen durchbohrt. Der traurige Ueberrest der Schweizer gieng nach

Aa 2

Hause.

* Der Finanzminister Semblay kam darüber an den Galgen.

Hause. Lautrec besetzte, so viel er konnte, und zog sich gleichfalls nach Frankreich zurück. In kurzer Zeit war ganz Mayland für Franz I verloren. Die ausgebliebenen Geldwagen waren aber an diesem Unglück nicht allein Schuld. Lautrec machte manchen Fehler. Diesen durste ihm aber Franz, der Liebhaber seiner Schwester, nicht sehr hoch anrechnen. Das den Franzosen abgenommene Herzogthum Mayland wurde nun zwar, der getroffenen Verabredung gemäß, dem Prinzen Franz Sforza, zuerkannt; er stellte aber eigentlich nur den Statthalter des Kaisers vor. Dieser verlangte für die aufgewendeten Kriegskosten eine Entschädigung von 1200000 Ducaten.

Karl konnte sich mit der Eroberung Maylands begnügen. Er wollte aber seinen Gegner Franz völlig entkräften und demütigen. Heinrich VIII gab zur Beförderung dieser Absicht eine Flotte, und ein ansehnliches Heer, her. Jene verwüstete die französische Küste, und dieses zog sich wieder zurück, ohne eine Unternehmung von Bedeutung ausgeführt zu haben. Franz sah sich daher von neuen im

Stand:

Stand, ein Heer nach Italien marschieren zu lassen.

Aber Franz hatte jetzt das Unglück, daß der Connétable von Bourbon, sein bester General, zum Kaiser übergang. Auch hieran war seine Mutter Louise^a Schuld. Sie hätte das Haus Bourbon, und der Connétable hatte daher manche Kränkung erfahren. Als seine Gemahlin gestorben war, fand ihn Louise auf einmahl so liebenswürdig, daß sie ihm ihre Hand antrug. Seine Weigerung reizte ihre gekränkte weibliche Eitelkeit zur Rache. Sie zog ihm wegen seines Vermögens einen Rechtshandel zu, der ihm den Besitz derselben untersagte. In der Berufung both Bourbon dem Kaiser Karl seine Dienste gegen sein Vaterland an. Karl, der über seinen Antrag sehr erfreut war, versprach ihm seine Schwester Eleonore, nebst einer reichen Mitgift, versprach ihm Provence und Dauphiné als ein Königreich. Doch Franz erfuhr die für ihn so gefährliche Verabredung. Der edel denkende Monarch sagte das, was er erfahren hatte, dem Connétable selbst. Er suchte ihn durch Großmuth

muth wieder zu gewinnen. Bourbon stellte sich frank, um von der Theilnahme an dem mayßländischen Feldzuge befreyt zu seyn. Die Folgen seines Planes äusserten sich aber bald offenbarer. Franz sah sich zu strengern Maßregeln genöthigt. Bourbon, der bisher immer beobachtet wordn war, konnte, kaum von einem einzigen Getreuen begleitet, und in einem armeligen Aufzuge, nach Franche Comté entwischen. Von hier gieng er, durch Oberdeutschland, nach Italien.

Hier rückten eben (1523) dreyzig tausend Franzosen ein. Ihr Oberbefehlshaber Bonnivet, der geschmeidigste Hofmann, der viels geltendste Günstling, hatte, außer kriegerischen Muth, wenig andre Talente eines Generals. Indessen besetzte er, da der Widerstand der Vereinigten nicht sehr bedeutend war, das ganze Herzogthum Mayland, bis auf die Hauptstadt. Nun hatte aber sein Kriegsglück schon sein Ende erreicht. Der alte kaiserliche Obergeneral Colonna starb, und bekam den thätigen und entschlossenen Pescara zum Nachfolger. Beyde Heere waren zwar durch ansteckende Krankheiten vermindert

vermindert worden; aber die Kaiserlichen erhielten zu rechter Zeit Verstärkungstruppen, die sie in den Stand setzten, den Franzosen alle Zufuhre abzuschneiden, und ihre Vereinigung mit den anziehenden Schweizern zu verhindern. Bonnivet geriet darüber in eine so bedrängte Lage, daß er sich (1524 April), durch das Thal von Aosta, nach Frankreich zurückziehen mußte.

Auf diesem Rückzuge endigte der Ritter Bayard sein Heldenleben. Der verwundete Bonnivet trug ihm und einem andern Offiziere, der Vandenesse hieß, das gefährliche Geschäft auf, die gegen die abziehenden Franzosen eindringenden Spanier mit der möglichsten Anstrengung zurückzuhalten. Aber die Schüsse der spanischen Hakenschützen fielen zu nahe. Erst stürzte Vandenesse, und gleich darauf auch Bayard. Dieser bereitete sich nun eben so ritterlich, als er alles in seinem Leben gethan hatte, auch zum Uebergang in die andre Welt vor. An einem Baum gelehnt, beichtete er, weil kein Priester in der Nähe war, seinem Haushofmeister. Das Crucifix stellte der kreuzförmige Griff

Griff seines Schlachtschwertes vor. Die Spanier schlugen ein Zelt über ihn auf; auch brachten sie ihm einen Priester. Pescara und Bourbon bezeugten ihm das innigste Mitleiden mit seinem Schicksale. Dem letztern sagte der sterbende Held noch eine bittere Wahrheit. „Ich bin nicht zu bedauern, weil ich als rechtschaffener Mann sterbe, während daß Sie, gnädiger Herr, ihrem Eide zuwider, gegen ihren König und ihr Vaterland die Waffen ergriffen haben!“

Karl V und Bourbon hielten die französische Macht durch das in Italien erlittene Unglück für so geschwächt, daß sie einen Einfall in Frankreich vorzunehmen beschlossen. Bourbon wollte Lyon angreifen; Karl bestand jedoch auf der Belagerung von Marseille. Heinrich VIII versprach diese Unternehmung mit Geld und Truppen zu unterstützen. Hierauf marschierten 18000 Mann kaiserliche Truppen, von Pescara angeführt, über die Alpen. Franz hatte Marseille mit einer zahlreichen Besatzung versehen, hatte bey Avignon ein großes Heer zusammengezogen, hatte aus der umliegenden Gegend alle

Lebens-

Lebensmittel zwangshaffen lassen. Die ausgehungerten und entkräfteten Kaiserlichen konnten daher die Belagerung von Marseille nicht fortführen. Sie mußten, besonders da Heinrich VIII zur Erfüllung seines Versprechens keine Anstrengungen unternommen hatte, sich eilig nach Italien zurückziehen.

Schon im Herbst des vorigen Jahres (1523 Sept.) war der Papst Adrian VI, zur großen Freude der Römer, gestorben. Sein Nachfolger wurde, so wenig Karl V und Heinrich VIII es auch wünschten, der Cardinal Julius von Medici. Dieser, Clemens VII, suchte zu verhindern, daß keine auswärtige Macht in Italien das Übergewicht erhalten möchte. Er gab daher die Verbindungen auf, und er bemühte sich, den Frieden zu vermitteln. Aber Franz glaubte, seiner Ehre wegen, Mayland behaupten zu müssen, und am Ende sahen es der Papst und Venetien gern, daß Franz über den Berg Enis selbst nach Italien zog, um den Kaiser nicht zu sehr emporkommen zu lassen.

Franz

Franz sah sich bald im Besitze von Mayland, welches der zu sehr geschwächte Pescara nicht vertheidigen konnte. Jetzt beschloß er, der herannahernden Herbstzeitreibung ungeachtet (28. Oct.) die Belagerung von Pavia. Er hatte sich mit der schönen Donna Clarissa zu Mayland zu lange beschäftigt, und darüber die Gelegenheit, Pavia und Lodi ohne große Anstrengung in seine Gewalt zu bekommen, versäumt. Jetzt war aber Pavia, eine der stärksten Festungen, mit 4000 von guten Offizieren angeführten Deutschen besetzt. Die langwierige Belagerung verschaffte der kaiserlichen Armee Zeit, sich wieder zu erholen. Bourbon versetzte alle seine Kostbarkeiten, und ließ noch von seinem Freunde, dem Herzog von Sassovon, so viel, daß er 15000 Landsknechte die Sittich und Freundsberg für den Kaiser angeworben hatten, in seinen Dienst nehmen konnte. Aber es fehlte noch immer an Geld, um dem Heere seinen rückständigen Sold auszuzahlen. Man brachte es dahin, daß die Soldaten angelobten, noch einen Monath auf den Sold zu warten. Ihr ganzer Trost war die reizende Aussicht zur Beute. In dessen

dessen rückte man dem verschanzten Lager der Franzosen drey Wochen hindurch immer näher.

Franz hatte nicht Leute genug, um den Angriff der Kaiserlichen abzuwarten. Sein durch manches Gefecht schon merklich geschwächtes Heer wurde, durch den Abzug von 6000 Graubündnern, die wieder nach Hause giengen, und durch eben so viele andere Truppen, die das schlecht vertheidigte Neapel erobern sollten, noch stärker vermindert. Die treulosen Hauptleute, besonders die italienischen, hielten auch öfters kaum die Hälfte von den Leuten, die sie bezahlt bekamen. Bey diesen Umständen gaben die alten und erfahrenen Officiere ihrem Könige den Rath, sich zurückzuziehen. Allein Franz hielt es seiner Ehre nachtheilig, einem Treffen auszuweichen. Auch munterte ihn Bonivert zur Beharrlichkeit auf. So kam es (1525 am 14. Febr.) zu der berühmten Schlacht bey Pavia.

Überlegenheit des kaiserlichen Heeres, vornehmlich an gutem Fußvolke, ließ den König

König Franz, der seine Vertheidigung nicht vorsichtig genug anordnete, nicht lange auf die Entscheidung seines Schicksals warten. In Zeit von einer Stunde befand sich die ganze französische Armee in Verwirrung. Die spanischen Hakenköpfe schossen einen französischen Generalmee, schossen einen Hauptmann der Schweizer nach dem andern, nieder. Die schwarze Garde, die einen vorzüglichlichen Theil des französischen Heeres ausmachte, wurde von Sittichs und Freundsbergs Landsknechten umringt, und, als Verräther des deutschen Vaterlandes, ohne Barmherzigkeit niedergestossen. Das Gedränge der Franzosen vermehrte noch ein doppelter Ausfall der Besatzung von Pavia, vermehrte die Untreue Alancrons, der gerade im gefährlichsten Zeitpunkte mit 400 Lanzen sich zurückzog. Franz, der mit außerordentlicher Unerstrocknenheit den ungleichen Kampf fortführte, befand sich in der dringendsten Gefahr. Für seine Rettung opferten sich seine besten Officiere, opferte sich selbst Bonnivet, auf. Franz bemühte sich, die Brücke über den Tescino zu erreichen. Bald umringten ihn aber auf allen Seiten Reiter und

und Hakenköpfe: sein Pferd wurde verspundet; er fiel in einen Graben, und er sah endlich keinen andern Ausweg, als die Gefangenschaft, übrig. Er übergab seinen Degen dem neapolitanischen Vicekönig Lanoy, der ihn, auf den Knieen liegend, und des Königs Hand küßend, empfing, und gegen den feindigen vertauschte. Der Degen des gefangenen Königes wurde die Belohnung des tapfern Freundsbergs. Die Brücke über den Tescino war eingerissen. Dies vollendete den Untergang des französischen Heeres. Fast der ganze Adel desselben war gesödötet oder gefangen. Franz schrieb an seine Mutter Luise: „alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“

Karl der V ärgerte sich darüber, daß dieser herrliche Sieg seinen Generälen und dem Mangel zugeschrieben werden mußte; daß ihm nun, außer einem Zuge gegen die Türken, weiter keine Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, übrig blieb. Offenklich erklärte er sein Vergnügen nur darüber, daß dieser Sieg, wie er hoffte, der Christenheit den Frieden verschaffen würde. Alle offens:

öffentlichen Freudensbezeugungen blieben ein gestellt.

Dass es Karl aber nicht sowohl um die Wiederherstellung des Friedens, als um die eigennützige Benutzung des Sieges bey Parma zu thun war, das zeigte sich sehr in die Augen fallend. Der Papst, Venedig und Florenz mussten dem Vicekönig Lannoy Geld summen geben, die ihn in den Stand setzten, das siegreiche Heer zu befriedigen, und die deutschen Landsknechte, so wie die italienischen Truppen, abzudanken. Die grossen und kleinen Staaten Italiens mussten die Vergleiche, die Lannoy im Mahnen des Kaisers mit ihnen schloss, mit 600000 Ducaten erkaufen. Karl glaubte sich nun zwar nicht verbunden, die von Lannoy abgeschlossenen Verträge zu genehmigen; das Geld gab er aber doch nicht wieder heraus.

Karls V Bundesgenosse, Heinrich VIII und sein Minister Wolsey, fanden es nicht für ratsam, den Untergang des gefangnen Franz vollenden, und Karls Macht in eben dem Verhältnisse befördern zu helfen. Sie thaten

thaten dem Kaiser allerley Vorschläge, welche die Einschränkung seiner gar zu eigennützigen Plane zur Absicht hatten. Er sollte auf die Mitgift der Prinzessin Marie, der Tochter Heinrichs, verzicht leisten; er sollte dem Heinrich Syenne erobern helfen, er sollte ihm den gefangnen Franz ausliefern. Diese Bedingungen stimmten aber mit den Früchten, die Karl von seinem damaligen Kriegs glücke einzuerndten hoffte, gar nicht überein.

So wenig des gefangnen Königes Mutter Luise, die von ihm während seiner Abwesenheit bestellte Reichsverweserin, den Muth sinken ließ, und so sehr es ihr auch glückte, die Liebe, die die Franzosen für ihr Vaters land und ihre Regierung von jeher gefühlt haben, recht lebhaft rege zu machen; so sehr sie sich bestrebte, neue Regimenter anzuwerben, die Gefangnen auszulösen, und die Schulden zu bezahlen; so wenig konnte sie doch ihren sehnlichen Wunsch, ihren Sohn recht bald wieder in Freyheit zu sehen, unterdrücken. Sie both daher dem eigennützigen Karl höchst vortheilhafte Bedingungen an. Ihr Sohn sollte seinen Ansprüchen auf Mayland

land und Neapel entsagen, des Kaisers Schwester heyrathen, und die östreichischen Rechte auf das Herzogthum Burgund anerkennen, das letztre aber als Mitgift der Prinzessin Eleonore behalten. Diese Anerkennungen waren für Karl aber noch nicht befriedigend genug. Er wollte Burgund für sich selbst haben; der Connétable sollte Provence und Dauphiné als ein besondres Abgängreich bekommen, und der König von England bestiegt werden.

Als Franz, der in dem Castel der malerischen Stadt Pizzighetone verwahrt wurde, seines Gegners Karl unbarmherzige Bedingungen erfuhr, wurde er darüber so aufgebracht, daß er feierlich erklärte, lieber ewig in der Gefangenschaft bleiben, als diese Bedingungen erfüllen zu wollen. Endlich stöhnte ihm Lannoy, der Vizekönig von Neapel, dem seine Bewachung beschwerlich fiel, den Wunsch ein, sich nach Spanien bringen zu lassen, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Karl würde durch das Mittel dessen über sein Schicksal sich zu weniger harten Bedingungen bewegen lassen. Lannoy brach,

brachte ihn hierauf, längs der französischen Küste, deren Anblick ihm Thränen heraußlockte, nach Spanien. Hier befand er sich erst zu Xativa (jetzt San Felipe in Valenzia) in einem Staatsgefängnisse. Von da brachte man ihn nach Madrid.

Franz sah jedoch seine Erwartung von dem günstigen Erfolge der Reise nach Spanien getäuscht. Karl äußerte nicht das geringsste Verlangen, ihn zu sehen. Während daß er dem Bourbon mit ausgezeichnetter Achtsamkeit entgegen gieng, könnte er seinem unglücklichen Gegner Franz nicht einmal einen kleinen Besuch. Franz mußte erst vor Verdruß frank werden. Karl kam nun (im Sept.) zweymahl zu ihm. Aber alles, was er zu ihm sagte, waren blos Worte des seinen Hofmannes, der an seinem traurigen Schicksal Anteil zu nehmen schien. Karl wollte, durch seinen Minister Gattinara aufgemuntert, von seinen harten Bedingungen durchaus nicht abgehen.

Franz ließ seine Schwester, Margrethe von Alancón, nach Spanien kommen, um Galletti Weltg. 9r Th. 6 den

den Unterhandlungen mit Karl V eine günstigere Richtung zu geben. Als auch dieses Mittel vergebens war, unterschrieb er eine Urkunde, durch die er der Königswürde feierlich entsegte, und sie dem Dauphin übertrug. Karl blieb jedoch unerschütterlich, und Franz mußte sich daher endlich entschließen, den von Karl vorgeschriebenen harten Vertrag zu unterzeichnen. Aber während daß er unterzeichnete (1526 am 14. Jan.) ließ er, im Beyseyn der Seinigen, von einem Notarius eine Protestation¹ gegen den geschlossenen Frieden aussetzen. Dennoch beschwore er die Erfüllung desselben am Altare, verbürgte er sich für sie mit seinem Ehrenworte. Aber der Pabst hatte ihm heimlich schon die Losprechung vom Eide zugesagt.

Franz wurde nun an die franzößische Gränze gebracht, und (18. März) gegen seine beyden jüngern Söhne, die Unterstützer der Vollziehung, ausgewechselt. Bevollmächtigte des Kaisers begleiteten ihn bis nach Paris, um sich im Nahmen ihres Monarchen das Herzogthum Burgund abtreten zu lassen. Allein die Stände von Burgund, die Franz

des

deswegen hatte vorladen lassen, erklärtten, daß sie in die Abtretung ihres Landes durchaus nicht einwilligen könnten.

Franz hoffte durch einen neuen Krieg mit Karl V in eine so günstige Lage zu kommen, daß er sich der Erfüllung des madrider Friedens ganz entziehen könnte. Diese Hoffnung gewährte ihm eine große gegen den Kaiser geschlossene Verbindung, die Karls Habsucht erzeugte. Der neue Herzog von Mayland, Franz Sforza, mußte nicht nur sogleich 100000 Ducaten bezahlen, und zur Erlegung von 500000 in gewissen Terminen sich verbindlich machen, sondern Pescara verlangte, außer Parma und Lodi, noch die Einräumung von einigen andern wichtigen Dörfern. Ueber diese Forderungen wurde des Herzogs Kanzler Morone so erbittert, daß er den Plan zu einem großen Bündnisse gegen den Kaiser entwarf. An diesem Bündnisse nahm der Pabst, England und Benedig Antheil. Es wurde, der Theilnahme des Pabstes wegen, die heilige Liga genannt. Man verlangte, Karl sollte für ein billiges Lösegeld die franzößischen Prinzen, die sich

für ihren Vater in die Gefangenschaft gegeben hatten, in Freyheit setzen, und dem Herzoge von Mayland alles wieder zurückgeben. Franz, den der Papst von dem Karl gelessteten Eide los sprach, trat dieser Verbindung (im May) erst heimlich bey.

Karl, der dem Franz wegen seiner Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe machte, ließ seine Truppen in Italien, die, seit Pescara's Tode, von Bourbon allein angeführt wurden, gegen Mayland anrücken, und da der Herzog von Urbino, der erste General der Verbündeten, der Oberbefehlshaber der venezianischen Truppen, seine Armee von 20000 Mann zu schwach hielt, um den Entschluss von Mayland wagen zu können, so musste der Herzog (im Jul.) auch die Cittadelle übergeben, und kaum war er noch so glücklich, der Gefangenschaft zu entgehen. Auch der Papst geriet in große Noth. Eine Gegenparthey, an deren Spitze der Cardinal Pompeo Cossonna, schon Clemens VII Gegner bey der Papstwahl, stand, brachte einige tausend Mann liederlichen Gesindels zusammen, mit welchen sie (im Sept.) den Papst überfielen,

und

und den Vatican, so wie andre Paläste, plünderten. Clemens musste sich verbindlich machen, seine Truppen von dem Heere der Liga abzurufen. Er hielt aber sein Wort nicht; doch war der Krieg gegen den Kaiser unbedeutend, weil der leichtsinnige Franz und der eingebildete Heinrich^o zu wenig Thätigkeit bewiesen, weil die Italiener zu unentschlossen waren, und der Papst kein Geld hergeben wollte.

Aber an Geld fehlte es auch der kaisерlichen Armee. Bourbon bediente sich sogar der Foltern, um den reichen Mayländern Geldsummen abzupressen; er schonte selbst die Kirchenschäze nicht. Der achtzigjährige Morone bezahlte sein Leben und seine Freyheit mit 200000 Ducaten, und machte seitdem den Kriegszahmeister des kaisерlichen Heeres. Einen Theil des zusammengebrachten Geldes wendete Bourbon dazu an, um den tapfern Ritter Freundsberg zur Anwerbung von 12000 Mann Landsknechten zu reden. Bald zog Freundsberg mit 35 Fahnen, jede zu 300 Mann, nach Italien hin. Aber die Truppen der Liga hatten die Al-

penz

penwege so sorgfältig besetzt, daß Freundsberg allen seinen Muth und alle seine Standhaftigkeit aufzubieten mußte, um nach Italien zu kommen. Er gieng, in der Mitte des November, durch das auf der Westseite des Gardasees befindliche Thal Sabia. Diesen Weg hatte noch nie ein Heer betreten. Freundsberg hatte, als er in Italien anlangte, keine Reiterey, kein Geschütz, keine Magazine, kein Geld. Nur 1500 von seinen Leuten waren mit Schießgewehren versehen. Ueberall umringte ihn ein stärkerer Feind; überall stellten sich ihm schlechte Wege, reissende Flüsse; feste Plätze entgegen. Dennoch drang er immer vorwärts; dennoch kam er, durch das Gebiet von Mantua, durch Ferrara, dessen Herzog ihn mit Geld, Lebensmitteln und 8 Kanonen versah, bis an die Trebia.

Hier (1527 Jan.) wartete er sehnischstvoll auf die Vereinigung mit den spanischen Truppen des Kaisers; diese wollten aber, weil sie ihren rückständigen Sold nicht erhalten hatten, das Mayländische durchaus nicht verlassen, und es verlossen noch zwey Monate,

nathe, ehe ein Theil derselben sich mit den deutschen Lanzenknechten vereinigte. Nur die Hoffnung, die große und reiche Stadt Rom zu plündern, schlug den Muth der Soldaten wieder nieder. Bourbon und Freundsberg setzten sich mit 1000 Deutschen, 5000 Spaniern und 4000 Italienern in Bewegung, um, wahrscheinlich auf Karls V Befehl, den Papst für seine Theilnahme an der Verbindung mit dem Kaiser zu züchtigen. Wie sehr erschrocken aber ihre Soldaten über die Nachricht, daß der Vicekönig Lannoy mit dem Pabst einen Waffenstillstand geschlossen hätte! Die Deutschen und die Spanier äußerten ihre Unzufriedenheit darüber so gewaltsam, daß Bourbon in Freudsbergs Hauptquartiere flüchten, daß er in einem Stalle seine Zuflucht suchen mußte. Freudsberg selbst wurde, als er im Ringe, oder Kreise, die Soldaten zur Ruhe aufforderte, vom Schlag gerührt. Er mußte das Heer verlassen.

Bourbon, den Morone endlich wieder mit etwas Geld versehen hatte, glaubte an den von Lannoy geschlossenen Waffenstillstand nicht

nicht gebunden zu seyn, weil er seine Besfehl unmittelbar vom Kaiser erhielt. Er setzte daher seinen Marsch nach Rom fort. Sein Herr wurde durch den Abgang der meisten Italiener, die nicht gegen den Pabst marschieren wollten, vermindert. Bourbon bahnte sich durch das von den Truppen der Liga überall besetzte Italien, über den Alpen, einen höchst beschwerlichen Weg. Die Deutschen und die Spanier zogen die 8 Kanonen, die ihr ganzes Geschütz ausmachten, abwechselnd selbst über die Berge. So kam Bourbon bis nach Arezzo, wo er rechts Florenz, und links Rom bedrohte. Da er sich mehr dorthin zu ziehen schien, so verließtete er das Heer der Liga, in jene Gegend zu marschiren. Nun zog er aber ganz unvermuthet, ohne alles Geschütz, auf der geraden Straße, über Montepulciano und Viterbo, nach Rom.

Seine Ankunft vor Rom (5. May) verursachte das lebhafteste Erstaunen. Bourbon verlangte Durchzug, Lebensmittel und Sold, um nach Neapel zu ziehen. Clemens VII war mit dem schlechten Vertheidigungszustand

de Roms so wenig bekannt, oder er rechnete auf die nahe Ankunft der französischen Armee mit so großer Zuversichtlichkeit, daß er eine abschlägliche Antwort wagte. Da er sein Kriegsvolk vorher abgedankt hatte, so blieb ihm weiter nichts übrig, als einen Haufen von Kutschern, Säntenträgern, und andern dergleichen Leuten, anzuwerben. Dieser 5000 Mann starke Haufe sollte die große Stadt Rom vertheidigen. Unterhalb Rom hatte die Parthey der Colonna ein 10000 Mann starkes Gesindel zusammengebracht. Clemens hatte daher nicht einmahl die Gelegenheit zu entfliehen. In Rom gab es auch noch viele Anhänger des Kaisers. Des Pabstes Verlegenheit war daher sehr groß.

Um so leichter konnte es Bourbon wagen, des schlecht befestigten Roms sich durch einen Sturm zu bemächtigen. Noch am Abend seiner Ankunft zeigte er von den umliegenden Anhöhen den beutelustigen Soldaten die herrlichen Palläste Roms. Am andern Morgen (6. May) ließ er seine Deutschen und Spanier anrücken. Ein starker Mor-

gennebel begünstigte ihre Annäherung. Sie erstiegen die Mauern. Bourbon, der sich an der Spitze der spanischen Colonne befand, riß, über den Widerstand der Schweizergarde und der alten Soldaten des Pabstes unwillig, einem seiner Krieger eine Sturmsleiter aus der Hand, und wurde, indem er hinaustieg, von einer Musketenkugel tödlich verwundet. Er ließ seinen Körper mit einem Mantel bedecken, um seinen Tod geheim zu halten. Aber sein Tod reizte die Stürmenden zur Rache an. Clemens lag, während dieser für ihn so gefährlichen Auftritte, vor dem Altare der Peterskirche auf den Knieen, den Höchsten um den Steg anschließend. Von hier eilte er furchtsam in die Engelsburg. Die in Rom hereinstürmenden Kaiserlichen hieben auf 4000 Menschen nieder, und übersetzten sich hierauf allen Ausschweifungen des schrecklichsten Muthwillens, und der abscheulichsten Zuchtlosigkeit. Sechs Tage hindurch war Rom ein Schauplatz wüthender Soldaten, die kein Alter, keinen Stand, und keinen Ort schonten. In der Peterskirche, und in den herrlichsten Zimmern des Vaticans, band man Pferde an, denen man

Bücher und Urkunden unterstreute. Die deutschen Protestanten, die sich unter den kaiserlichen Truppen befanden, die sich übrigens menschenfreundlicher und gemäßiger, als die Italiener und Spanier, betrugen, suchten die römische Geistlichkeit durch manchen Muthwillen zu kränken. Sie führten z. B. einige Cardinale, in ihrem Ornate auf großen Hunden und Eseln reitend, in der Stadt umher; sie verkleideten sich selbst als Cardinale, und wählten Luthern öffentlich zum Pabst. Clemens VII hätte durch schleunige Unterhandlungen den Lauf dieser Schreckensauftakte hemmen können; aber hartnäckig wollte er lieber den nahen Annmarsch des Heeres der Liga abwarten. Ein kleiner Haufe von Reitern sollte ihn aus der Engelsburg wegbringen; aber er wollte von der ganzen Armee befreyst seyn. Der Herzog von Urbino war mit derselben wirklich in der Nähe; aber um sich an dem Pabst, der ihn beleidigt hatte, zu rächen, zog er sich wieder zurück,

Die Engelsburg, der Zufluchtsort des Pabstes, wurde hierauf von den Kaiserlichen noch

noch enger eingeschlossen. Der Prinz Philipp
bert von Oranien, den sie zu ihrem Ober-
anführer gewählt hatten, war nicht vertrau-
gend, seine Leute zu einer bessern Kriegs-
zucht zu bewegen. Der Missbrauch der Le-
bensbedürfnisse zog bald einen dringenden
Mangel, und ansteckende Krankheiten, nach
sich, die das Elend der Bewohner Rom's
vollendeten. Eben diese Ursachen aber nö-
thigten (7. Jun.) den Pabst, in ernstlichere
Unterhandlungen einzutreten. Er versprach
dem kaiserlichen Heere 400000 Ducaten zu
bezahlen, und ihm alle seine Festungen ein-
zuräumen. Bis zur Erfüllung dieser Be-
dingungen sollte er aber in der Engelsburg
in der Verwahrung bleiben. Die Kaiserli-
chen zogen nun aus Rom in die umliegende
Gegend, und die mehren Städte hatten
jetzt das traurige Schicksal der Hauptstadt.
Die Nänke des Pabstes, der den geschlosse-
nen Vergleich nicht erfüllte, waren Ursache,
daß sie zum zweyten Mahle nach Rom ka-
men. Jetzt wurden auch alle Schäze unter
der Erde zusammengeplündert, und Rom's
höchst unglückliche Lage dauerte noch sechs
Monathe lang. Clemens VII wurde wäh-
rend

während der Zeit in der Engelsburg scharf
bewacht.

Die Nachricht von der unehrbiethigen
Behandlung des Oberhauptes der Kirche er-
füllte alle echten Katholiken mit Entsezen
und Unwillen. Die spanischen Bischöfe stell-
ten den Gottesdienst ein, und begaben sich
in Trauerkleidern an den Hof, um den Kais-
ser zur Schonung des h. Vaters aufzufors-
tern. Karl, dem die Meynung der from-
men Christenheit doch nicht so ganz gleich-
gültig war, stellte wegen der bedrängten
Lage des Pabstes, in der sich derselbe, wie
er vorgab, ohne seine Schuld befand, eine
Hoftrauer an, und ließ dessen Befreyung
vom Himmel durch öffentliche Gebete, und
feierliche Umgänge, erscheinen. Er suchte sich
auch durch ein eigenhändiges, weitläufiges
Schreiben bey dem Pabst zu rechtfertigen,
und alles auf seine Generale zu schieben.
Eben diese erhielten aber während der Zeit
von ihm den Befehl, den Pabst nicht eher
in Freiheit zu setzen, als bis er die Erfül-
lung des Vergleiches durch hinlängliche Ge-
selt würde verbürgt haben. Clemens VII
vers

verzögerte jedoch die Erfüllung des Vergleiches, weil er dem Anzuge eines ansehnlichen französischen Heeres entgegen sah.

Wolken hieß es jetzt für nothig, der kaiserlichen Macht in Italien mit Nachdruck entgegen zu arbeiten. Daher beredete er nicht nur seinen König, an dem Kriege gegen den Kaiser ernstlicher Antheil zu nehmen; sondern er riefte auch selbst nach Frankreich, um die Erfüllung der geschlossenen Verbindung zu betreiben. Franz ließ eine Armee von 40000 Mann, unter Lautrec, über die Alpen ziehen. Das bis auf die Hälfte zusammengeschmolzene kaiserliche Heer in Rom durfte sich derselben nicht entgegen stellen; auch wollten die Soldaten Rom durchaus nicht eher verlassen, als bis sie ihren Sold empfangen haben würden. Den Franzosen kostete es daher keine große Anstrengung, Genua, Alessandria, Pavia, und das übrige mayländische Gebiet zu erobern. Die italienischen Staaten benützen die Noth, in der sich der Papst befand, ihr Land durch ansehnliche Theile des Kirchenstaates zu vergrößern. Die Venezianer besetzten Ravenna

und

und andre päpstliche Dörter, um sie, wie sie behaupteten, gegen andre Angriffe zu sichern. Die Florentiner wagten es, von der Herrschaft des Hauses Medici sich zu befreien. Die Herzoge von Urbino und Ferrara eigneten sich gleichfalls manches von dem päpstlichen Lande zu.

Aller diesen war das Bündniß, das Franz I und Heinrich VIII geschlossen hatten, eben so unerwartet, als unangenehm. Der Papst wurde durch dasselbe aus seiner großen Verlegenheit herausgerissen. Der Kaiser geriet mit Frankreich und England in einen neuen Krieg. Diese machten so große Forderung an ihn, daß er sie nicht eingehen konnte, und nun schickten sie ihm (1528 Jan.) eine Kriegserklärung zu. Karl war über seinen Gegner Franz äußerst aufgebracht. Er beschuldigte ihn, sein Wort auf eine niederträchtige Weise gebrochen zu haben; er wollte, wenn er sich dies zu leugnen unterstünde, es ihm mit dem Degen in der Hand beweisen. Franz warf Karl nicht gleichfalls Lügen vor; er blieb ihm seine Schimpftreden nicht schuldig. Er verlangte sogar

sogar; daß er den Ort des Zweykampfes bestimmen sollte. So ernstlich war es aber Karl um den Duell nicht zu thun, und es blieb daher bey bittern Erklärungen, die man einander durch Herolde zuschickte.

Karl konnte seine Kriegsmacht nicht gleich ansehnlich verstärken. Die französische Armee unter Lautrec drang daher immer weiter vor. Die kaiserlichen Truppen in Rom durften es nun nicht länger wagen, ihren Aufenthalt daselbst fortzusetzen. Sie ließen sich von dem Papst die Einräumung einiger Festungen, und die Bezahlung von 350000 Kronenthalern, versprechen. Clemens hatte aber kaum die Hälfte dieser Summe bezahlt, als er (1527 Dec.) seiner Wache entwischte. Die Kaiserlichen wurden durch seine aberwahlige Treulosigkeit so in Wuth gebracht, daß sie einen großen Theil vom Rom zerstörten. Rom wurde von den christlichen, meistens lutherischen Deutschen also eben so schlimm, als von den Gothen und Vandalen, behandelt! Der freygewordene Clemens unterhandelte indessen mit beyden Theilen. Er zahlte den Kaiserlichen heimlich das rückstan-

dige

dige Geld, damit sie den Franzosen Widerstand thun könnten. Als sie (17. Febr.) aus Rom auszogen, bestanden sie noch aus 5000 Deutschen, 2500 Spaniern, und 500 leichten Reitern. Sie eilten, unter Anführung des Prinzen von Oranien, nach Neapel.

Dieses wurde jetzt von Lautrec eifrig beslagert. Aber die Kaiserlichen vertheidigten die Stadt so standhaft, daß vier Monathen verflossen, ohne daß die Franzosen ihre Absicht erreichten. Indessen erzeugte die schreckliche Sommerhitze, erzeugte der h. je Scis rocco, der 3 Wochen nach einander anhielt, im Lager der Franzosen ansteckende Krankheiten, welche ihre Anzahl gewaltig verminderteren. Franz schien sein neapolitanisches Heer vergessen zu haben. Dieses schmolz (Aug.) bis auf 8000 dienstfähige Leute zusammen. Während daß nun Lautrec der baldigen Übergabe von Neapel mit kummervoller Sehnsucht entgegen sah, erschien ganz unvermutet der Genueser Andreas Doria, den die französischen Minister durch ihre Kränkungen zur Nothwehr und Rache gezeigt hatten, mit einer Flotte vor Neapel,

und versorgte die ausgehungerten Kaiserlichen mit neuen Lebensmitteln. Damit verschwand nun der letzte Strahl von Hoffnung für die Franzosen, die indessen (am 15. Aug.) auch ihren Obergeneral Lautrec verloren hatten. Der armselige Überrest derselben zog sich nun nach Aversa, wo sie der Gefangenschaft endlich nicht mehr ausweichen konnten. Ein solches trauriges Ende nahm der französische Zug nach Neapel.

Karls Bruder, der König Ferdinand, gab sich Mühe, den Freundsberg zu bereeden, daß er abermahl's nach Italien ziehen möchte; es fehlte diesem aber eben sowohl an Gesundheit, als an Geld; auch endigte er noch in diesem Jahre sein durch manchen Beweis von Heldenmuth und Kriegsklugheit ausgezeichnetes Leben. Anstatt seiner führten der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, und Marcus Sittig, ein Heer von 12000 Mann Fußvolk, und 2500 Reitern, nach Italien. Von diesen wurden aber von der Pest, die den dritten Theil aller Bewohner Italiens wegraffte, viele getötet; die übrigen verließen sich wieder, weil man ihnen

ihren

ihren Sold nicht auszahlte. Der Herzog Heinrich schlich sich, nur von einem einzigen Diener begleitet, nach Deutschland zurück.

Indessen rückte ein neues französisches Heer, das der Graf von St. Pol anführte, über die Alpen herüber; Leyva, der Obergeneral der Kaiserlichen im Mayländischen, hat demselben aber so glücklich Widerstand, daß auch dieses Heer seinen Untergang fand. St. Pol geriet selbst in die Gefangenschaft. Da nun Heinrich VIII durch Angelegenheiten, die ihn näher angelogen, von der Theilnahme an diesem Kriege ganz abgezogen wurde, so sehnte sich der durch so manche Unglücksfälle erschütterte Franz I um so lebhafter nach dem Ende desselben. Auch für Karl machte der Mangel an Geld, und das Vordringen der Türken, den Frieden mit Frankreich wünschenswerth. Zwei Damen, Karls V Tante Margrethe, verwitwete Herzogin von Oestreich, und Franzens Mutter, Luise, erwarben sich das Verdienst, die beyden Monarchen zu Cambray (1529 am 5ten Aug.) mit einander auszusöhnen. Man nennte diesen Vergleich deswegen den

Damensfrieden. Franz versprach seine beyden in Karls Gefangenschaft befindlichen Söhne mit 2 Millionen Kronenthalern auszulösen, und allen seinen Ansprüchen auf Flandern, Artois und Italien zu entsagen. Er versprach Karls Schwester Eleonora zu heyrathen. Schon vorher (20. Jun.) hatte Karl mit Clemens VII zu Barcelona sich verglichen.

Karl zog nun selbst mit 10000 Mann nach Italien. Er landete (12. Aug.) in Genua, welches durch den Doria von der französischen Herrschaft befreyt worden war. Dem Retter des Vaterlandes, Doria, trugen die dankbaren Genuenser die Regierung ihres Staates auf; aber der edle Mann, der sich durch das Bewußtseyn, die Freyheit seines Vaterlandes wieder hergestellt zu haben, schon glücklich genug fühlte, entsagte der Ehre, dessen Regent zu seyn, und half dagegen die nachmahlige republicanische Verfassung desselben bilden. Von Genua begab sich Karl V nach Bologna, wo er dem Pabst, den er vorher so gedemüthigt hatte, die Füße küste. Dieser setzte ihm dafür (im Februar)

zwen Kronen auf, die italienische und die kaiserliche. Karl V bestimmte damahls das Schicksal der italienischen Staaten. Das Herzogthum Mayland überließ er dem Prinzen Franz Sforza, der dafür 900000 Ducaten, und zwar 400000 im ersten Jahre, bezahlen mußte. Venetig mußte seine Eroberungen in Mayland und Neapel nicht nur wieder herausgeben, sondern auch, alter Forderungen des Kaisers wegen, 300000 Ducaten bezahlen. Der kluge Herzog von Ferrara behielt sein Land. Der bisherige Markgraf von Mantua wurde mit dem Titel eines Herzogs geziert. Die Städte Siena und Lucca blieben bey ihrer republikanischen Verfassung; Parma und Piacenza durfte der Pabst, und Urbino ein Neffe des Pabstes Julius II., behalten. Dem Herzoge von Savoyen wurde die Grafschaft Asti zu Thell-Florenz sollte die Herrschaft des Hauses Medici von neuem anerkennen. Die republikanischen Habskypse glaubten ihre Freyheit behaupten zu können. Nun wurde die Stadt von der kaiserlichen Armee belagert. Der Obergeneral derselben, der Prinz von Orasien büste zwar sein Leben ein; aber die Stadt

Stadt mußte sich (1530. August) ergeben. Noch eine kurze Zeit ließ ihr Clemens VII einen Schein von republikanischer Verfassung. Bald mußten aber die Florentiner, dem Ausspruche des Kaisers zu folge, den Alexander von Medici, den man für einen unehelichen Sohn Clemens VII, oder eines andern Mediceers hielt, und der des Kaisers uneheliche Tochter Margrethe heyrathete, als ihren Herzog anerkennen.

Neuntes Kapitel.

Die beiden letzten Kriege zwischen Karl V und Franz I. Karls V Unternehmungen gegen Tunis und Algier.

Den Frieden mit Frankreich benützte Karl V zu einer Unternehmung gegen den afrikanischen Freystaat Tunis. Von dem ehemals so ausgebreiteten Staate der Almohaden im nördlichen Afrika *) hatte sich, außer Spanien, auch noch manche andre Provinz losgerissen, und in einen eignen Staat verwandelt. Sie selbst wurden durch eine andre Regentenfamilie, die sich der Reiche Fez und Marocco bemächtigte, verdrängt.

Tunis wurde (1206) durch den mohrischen Statthalter Abdolvahed in einen eignen Staat umges

*) Theil VII, S. 293.

umgeschaffen. Zu den Nachkommen desselben gehörte Mahmed, der einen der jüngsten von seinen 34 Söhnen, den Hassan, zu seinem Nachfolger ernannte. Dieser war so undankbar, seinen Vater zu vergiften, damit er seine Anordnung nicht wieder bereuen könnte. Auch ermordete er so viele von seinen Brüdern, als er in seine Gewalt bekommen konnte. Einer der ältern unter denselben, Alraschid, flüchtete nach Algier. Algier, ehemals eine Provinz des Reiches Telmesan, welches gleichfalls zum Gebiethe der Almohaden gehört hatte, war (um 1500) in viele kleine Staaten zerfallen, unter welchen die von Telmesan und Budsha sich auszeichneten. Diesen war selbst der kleine Staat von Algier zinsbar. Dieser konnte sich aber der Nothwendigkeit, den Königen von Spanien Trebur zu entrichten, nicht entziehen. Gegen die Spanier in Oran rief nun das Oberhaupt der Regierung zu Algier den berühmten Barbarossa zum Beystante herbe.

Barbarossa (so nannten ihn die Italiener wegen seines rothen Bartes) hieß eigentlich Aruk, und war der Sohn eines Renegaten
 (das)

(das heißt eines zum mohamedanschen Glauben übergegangnen Christen) von der Insel Mytilene. Er und sein Bruder Hayradin hatten als kühne Seeräuber so viel Glück, daß sie eine Flotte von 12 Galeeren, und andern kleinen Schiffen, zusammen bringen konnten. Aruk sollte dem Oberhaupt von Algier, der Selim hieß, eine spanische Schanze unweit Oran erobern helfen. Er kam mit 5000 Mann. Wie sehr bereuete es aber Selim, daß er auf den Seeräuber Admiral sein Vertrauen gesetzt hatte! Aruk bemächtigte sich der Stadt Algier, und der Regierung. Selim wurde von ihm mit eigner Hand im Bade ermordet. Selims schöne Gemahlin Zafira weigerte sich so standhaft, seine Hand anzunehmen, daß sie sich lieber vergiftete. Ihr Sohn suchte bey den Spaniern zu Oran seine Zuflucht. Die Algierer wollten sich nun den Spaniern unterwerfen, und Aruks Türken ermorden; der Anschlag wurde aber entdeckt. Aruk ließ nun viele Algierer niedermachen, und von den übrigen sich große Geldsummen geben. Eine spanische Flotte, die ihnen (1517) Hülfe brin-
 solle, vernichtete ein heftiger Sturm. Auch das

das Oberhaupt der Republik Tunis mache einen unglücklichen Versuch, Algier zu retten. Er kam mit 17000 Reitern, die kein Feuergewehr hatten. Aruk schlug ihn mit 1000 Türken, jagte ihn in sein Gebirge, und bemächtigte sich der Stadt Tunis. Aruks Kriegsglück machte auf das benachbarte Tunesien einen so erschütternden Eindruck, daß ihm die Bürger der Hauptstadt unaufgesfordert den Kopf ihres Regenten schickten.

Da Aruk seine Macht auf der nördlichen Küste von Afrika immer weiter ausbreitete; da seine Seeräuberschiffe die spanischen und italienischen Küsten beunruhigten; so gab Karl V seinem Statthalter von Oran den Befehl, den Unternehmungen desselben Schranken zu setzen. Dieser schloß ihn in Tlemessan ein. Aruk suchte nach Algier zu flüchten; er wurde aber, des ausgestreuten Goldes und Silbers ungeachtet, bey dem Uebersetzen über einen Fluß, eingeholt und niedergehauen.

Aruk hatte seinen Bruder Hayradin (Scheredin) zum Nachfolger. Dieser blieb von

von Karls V Kriegsmacht unangefochten, weil diese mit andern Unternehmungen beschäftigte war. Dennoch ergab er sich (1520) dem Schutze des Großsultans, der ihn zum Oberbefehlshaber über seine Flotte ernannte, und ihm 2000 Janitscharen schickte, die durch allerley Leute bald zu einem furchtbaren Corps anwuchsen. An ihn wendete sich nun als Naschid.

Hayradin, auf dessen Beystand Alraschid vertraute, hintertrieng ihn. Er nahm ihn mit nach Constantinopel, um, wie er ihm vorsagte, eine große Armee und Flotte für ihn auszurüsten zu lassen. Aber diese Flotte und diese Armee war nicht für ihn bestimmt. Er wurde, als er zu Schiffe gehen wollte, in Verhaft genommen. Hayradin stellte sich indessen, als wenn er das Reich von Tunis für ihn erobern wollte. Seine List beförderte die Unternehmung, weil Naschid von den Einwohnern von Tunis geliebt wurde. Hayradin unterwarf Tunis dem Großsultan, und erklärte sich für den Vicekönig desselben. Seine Macht stieg jetzt immer höher, und seine Seeräubereyen wurden immer unerträglicher.

Kicher. Karl V., dessen Aufmerksamkeit es schon ohnedies beschäftigte, wurde von Muley Hassan um Hülfe gebethen.

Karl V. setzte (1535 Jul.) mit einem ansehnlichen Heere auf 500 Schiffen, von Cagliari der Hauptstadt Sardiniens, nach Afrika über. Seine Truppen erstürmten die mit 6000 ausgesuchten Leuten besetzte Festung Golette, durch die ihm die Flotte und das Zeughaus des Hayradins in die Hände fiel. In dem letztern befanden sich allein auf 300 Kanonen. Hayradin rückte hierauf mit 50000 Mann gegen den Kaiser an; aber er wurde geschlagen. Indessen hatten 10000 Christenslaven in Tunis ihre Fesseln zerbrochen, und die türkische Besatzung der Stadt überwältigt. Jetzt überschritten sie dem Kaiser die Schlüssel der Stadthöre. Dessen Soldaten drangen nun sogleich in die Stadt, und plünderten und mordeten ohne aufzuhalten. Auf 30000 von den unglücklichen Einwohnern von Tunis wurden von Karls Soldaten niedergesäbelt. Diese christlichen Vätern vernichteten zugleich viele arabische Bücher, unter denen gewiß manche für die

Ges-

Geschichte von Nordafrika sehr wichtig waren. Der Kaiser setzte den Muley Hassan wieder zum Regenten von Tunis ein; doch mußte er die Anerkennung seiner Oberherrschaft versprechen; er mußte ihm, außer Goslète, noch seine übrigen befestigten Seehäfen einräumen, und einen jährlichen Tribut angeloben.

Karls V. Entfernung von Europa ermunterte den König Franz, den Krieg gegen denselben zu erneuern. In dieser Absicht bemühte er sich, den Herzog Franz von Mayland auf seine Seite zu ziehen. Er schickte deswegen (1535) den Merville, einen maylandischen Edelmann, der sich in Paris niedergelassen hatte, als Gesandten nach Mayland. Allein Karl, der diese Unterhandlungen erfuhr, oder nur blos mutmaßte, schrieb dem Herzog einen drohenden Brief, der ihn abhielt, mit Frankreich sich in eine Verbindung einzulassen, und der Herzog schente sich nicht, des Königs Franz Feindschaft sich zuzuziehen. Merville erstach im Zorne einen von des Herzogs Bedienten. Der Herzog glaubte sich deswegen berechtigt, ihm den Kopf

Kopf abschlagen zu lassen. Der hierüber äusserst ausgebrachte Franz ließ hierauf seine Armeen nach Italien ziehen. Diese nahm bey dieser Gelegenheit das Land des Herzogs von Savoyen, der, als ein Freund des Kaisers, ihm den Durchmarsch verweigerte, in Besitz. Franz glaubte, wegen seiner Mutter, Louise von Savoyen, es sogar behalten zu können. Die damahlige bedrängte Lage des Herzogs von Savoyen besuchten die beyden Schweizercantone Bern und Zürich, so wie die Stadt Genf, zu ihrem Vortheile. Genf entzog sich der savoyischen Oberherrschaft, und Zürich und Bern vergrösserten, auf Kosten von Savoyen, ihr Gebiet.

Indessen starb (24. Oct.) der Herzog von Mayland. Franz versäumte die günstige Gelegenheit, des Landes desselben sich zu bemächtigen. Karl V nahm es daher als ein erledigtes Reichslehn in Besitz, und suchte den König Franz, der sich um dasselbe bewarb, durch Unterhandlungen hinzuhalten. Franz verlangte das Herzogthum für seinen zweyten Sohn Heinrich, seinen Liebling;

Karl

Karl wollte es aber nur dem dritten, der Karl hieß, zugestehen. Auch machte er noch andre lästige Bedingungen.

Karl V, der sich mit Franz I nicht vergleichen konnte oder wollte, beschloß hierauf seinen Gegner abermals in seinem eignen Lande anzugreifen. Den Weg hierzu bahnte er sich durch den Besitz des Herzogthums Savoyen, den ihm (1536) die Berrátherey des französischen Generals, des Marquis von Saluzzo, verschaffte. Franz und sein kluger Obergeneral der Marschall von Montmorency, setzten der Gefahr, mit welcher Frankreich bedrohet wurde, die wirksamsten Anstalten entgegen. Sie versahen die Orter, die sich vertheidigen konnten, mit Garnisonen, verwüsteten die ganze Gegend, durch welche Karl seinen Zug vornehmen mußte, und zogen bey Avignon alle Truppen zusammen, die in ihrer Gewalt standen.

Karl rückte mit 50000 Mann in die Provence ein. Aber seine Flotte, die ihm die meisten Bedürfnisse zuführte, wurde durch widrige Winde, und andre Zufälle, zurück gehal-

gehalten. Der Mangel an Lebensmitteln wurde daher immer dringender. Er verbreitete unter dem Heere ansteckende Krankheiten, welche viele Officiere, und die Hälfte der Soldaten, ins Grab stürzten. Unter solchen Umständen konnten auch die Kriegsunternehmungen keinen glücklichen Fortgang haben; Marseille und Arles wurde vergeblich belagert. Franz und Montmorency hatten ihre verschiedenen Heere nun vereinigt; der Rücken der kaiserlichen Armee wurde von den leichten französischen Truppen, zu welchen sich die Bauern gesellten, lebhaft beunruhigt. Der Zustand der kaiserlichen Armee wurde immer trauriger; die Wege waren mit Leichen, mit Waffen, mit Gepäck angefüllt. Karl V musste Frankreich wieder verlassen. Ein andres Heer desselben, welches in die Picardie eingedrungen war, wurde von dem tapfern Adel zurückgetrieben.

Nun erwachte der angebohrne Stolz der Franzosen. Das Parlament zu Paris erdreiste sich, (1537) den Kaiser, unter dem Namen Karls von Oestreich, vor seine Schranken zu fordern, weil er den Frieden

zu Cambray gebrochen hätte; es erdreiste sich, ihm als einem widerspenstigen Vasallen, den Besitz der Provinzen Flandern und Artois abzusprechen, und Franz eröffnete (März) nun den Feldzug in den Niederlanden. Dieser brachte ihm aber keinen Vortheil, weil die Niederländer die Städte, die er besetzt hatte, wieder eroberten, und der Krieg in den Niederlanden wurde durch einen zehnmonathlichen Waffenstillstand geendigt, den die Königinnen von Frankreich und Ungarn beförderten.

Die Aufmerksamkeit des Königs Franz war jetzt vorzüglich auf Italien, auf das Herzogthum Mayland, gerichtet. Dieses Herzogthum wollte Franz durchaus an seine Familie bringen. Er entschloß sich, um der Macht des Kaisers desto mehr gewachsen zu seyn, sogar zu einer Verbindung mit dem türkischen Grosssultan Soliman II. Nun erschien Hayradin, dessen Oberadmiral, an der Küste von Neapel; er landete bey Tarrento, bemächtigte sich der Stadt Castro, und plünderte die umliegende Gegend; der Ge-

Galletti Weltg. 9r Th. Od mueser

nueser Doria nothigte ihn aber wieder zum Abzuge. Da aber die Deutschen von den Türken in Ugern besiegt wurden, so neigte sich Karl V um so eher zu einem Waffenstillstand hin, und diesen vermittelte der Papst, den Frankreichs Verbindung mit dem Erzfeinde der Christenheit innigst kränkte. Er wurde zu Nizza auf 10 Jahre geschlossen. Jeder Theil sollte seine Eroberungen bis zum vollkommenen Frieden behalten.

Karl V nahm während des Waffenstillstandes mit Frankreich (1541) abermals einen Zug nach der Küste von Afrika vor. Hascen Aga, ein verschmittener Negat, der sich vom gemeinen Corsaren bis zum Statthalter von Algier emporgeschwungen hatte, beunruhigte die spanischen und neapolitanischen Küsten, so wie die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere, äusserst lebhaft. Karl beschloß deswegen Algier zu erobern. Sein Heer, mit welchem er (1541) nach Afrika übersegte, bestand aus 30000 der ausgesuchtesten Kriegsleute. Er griff fogleich Algier selbst an. Aber am zweyten Tage nach der

Lan-

Landung (28 Oct.) wurde Karls Flotte von einem schrecklichen Sturme übersassen. Die Soldaten konnten nun ihre Zelten nicht ans Land bringen. Sie fühlten den Mangel derselben um so lebhafter, da ein heftiger Regen den Boden, auf dem sie standen, in einen solchen Morast verwandelte, daß sie kaum stehen konnten. Durch die Nässe wurden auch ihre Waffen unbrauchbar gemacht. Um so leichter war es für die Algierer, die einen Aussall thaten, eine grosse Anzahl der Kaiserlichen zu tödten. Am Morgen, der auf dieses unglückliche Gefecht folgte, erblickte Karl seine Flotte in den traurigsten Umständen. Sie hatte 15 Kriegsschiffe, 140 andre Fahrzeuge, und 8000 Mann verloren. Viele von denen, die sich an die Küste retten wollten, wurden von den herumstreifenden Arabern niedergemacht. Die übrigen retteten sich nach dem Vorgebirge Metafuz. Dieses war von Karls Lager nicht weiter als 3 Tagemärsche entfernt, und dennoch kostete es ihm viele Gefahr und Mühe, dasselbe zu erreichen. Hier schiffte sich Karl mit dem traurigen Überreste seines schönen Heeres

Heeres ein; aber durch einen neuen Sturm wurden die Schiffe, die ihn nach Spanien zurückbringen sollten, so zerstreut, daß sie nur einzeln in den nächsten spanischen und italienischen Hafen anlandeten.

Niemand empfahl über Karls unglückliche Unternehmung gegen Algier gewiß eine lebhafte Freude, als Franz I., der zur Feindschaft gegen Karl V erst neulich wieder eine neue Ursache bekommen hatte. Franz wollte auch Venezia zur Theilnahme an seiner Verbindung mit Soliman II. bewegen. Ein gewisser Rincon, der schon in Konstantinopel gewesen war, sollte, begleitet von Fregoso, einem verbannten Genueser, den Franz zum Gesandten nach Venezia bestimmt hatte, die Sache einleiten helfen. Allein der Statthalter von Mayland, der Marquis del Guasto, der ihre Absicht erfuhr, ließ ihnen, als sie den Po hinabfuhren, durch einige Soldaten aufpassen, die sie, nebst den meisten Personen von ihrem Gefolge, ermordeten, und sich ihrer Papiere bemächtigten. Franz fühlte sich wegen des Schicksals

sals seiner Gesandten, wegen dieser unerhörten Verlehung des Volkerrechtes, von der lebhaftesten Rache beseelt. Noch nie hatte er zum Kriege gegen Karl V größere Zurüstungen gemacht. Mit fünf Armeen rückte er (1543) zugleich ins Feld. Eine zeigte sich an den Gränzen von Spanien; die andre trat in Piemont auf, und die drey übrigen rückten gegen die Niederlande an. Mit allen diesen 5 Heeren richtete Franz aber nichts aus. Karl V hatte jetzt an Heinrich VIII. einen Bundesgenossen, der ihm nachdrücklicher als sonst unterstützte, weil er sich an Franz, wegen seiner Theilnahme an den schottischen Händeln, zu rächen wünschte. Er schickte dem Kaiser 6000 Mann Hülfstruppen. Diese gefellte Karl dem Heere bey, durch welches er Landrecy belagern ließ. Franz rückte zur Entsezung derselben mit einer großen Armee herbei. Karl führte das Heer, welches die Belagerung deckte, selbst an. Der Boden der umliegenden Gegend war so beschaffen, daß keiner der beyden Thüle einen Angriff wagen durfte. Indes sen glückte es dem König Franz, die Festung mit

mit einem neuen Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Karl gab nun die Hoffnung, Landrecy zu erobern, und die Belagerung desselben, auf.

Die Verbindung des Königes Franz mit dem Großsultan Schikan zeigte sich jetzt für Karin V ziemlich nachtheilig. Während daß die Türken in Ungern immer weiter vordrangen, stieß die türkische Flotte, die Hayreddin Barbarossa anführte, zu der französischen, und belagerte, in Verbindung mit derselben, die Stadt Nizza, den einzigen Zufluchtsort des Herzogs von Savoyen; die Annäherung der genuesischen Flotte unter Doria, während daß die Kaiserliche Armee zu Lande anrückte, bewirkte aber das Ende der Belagerung.

Im folgenden Jahre (1544) wurde der Krieg in Italien sehr lebhaft eröffnet. Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Enghien, ein junger, tapferer und entschlossener General, eröffnete den Feldzug mit der Belagerung der piemontesischen Festung, Cavig;

rignan. Des Guasto wollte sie entsezen. Seine Annäherung war dem Enghien um so unangenehmer, je mehr Carignan sich in dem Zustande befand, sich nächstens ergeben zu müssen. Er wünschte daher dem Guasto eine Schlacht zu liefern; aber der Hof hatte es ihm untersagt. ~~Pell~~ der ungeduldigsten Erwartung schickte er eiligst den Montluc nach Paris. Alle Minister sprachen gegen die Schlacht; Montluc aber überzeugte den König, daß sie eben so nthig, als vortheilhaft sey. Franz springt vom Stuhle auf, und sagt mit gen Himmel gehobenen Händen: „nun so gehe denn wieder nach Piemont, und schlage in Gottes Nahmen!“ Alle mutigen Edelleute Frankreichs begaben sich nun als Freiwillige zur Armee.. Auf einer großen Ebene bey dem Dorfe Cerisoles erfolgte hierauf (am 14. April) eine der merkwürdigsten Schlachten. Die Kaiserlichen hatten 10000 Mann Fußvolk mehr, als die Franzosen; aber die im Dienste der leichten befindlichen Schweizer entschieden den Sieg. Auf 10000 Kaiserliche wurden getötet; sehr viele gerieten in die Gefangenschaft der Franz-

Französen, denen das ganze Lager, nebst dem Gepäck und der Artillerie, zu Theil wurde.

Die Franzosen konnten aber ihren Sieg in Italien nicht benutzen, weil sie zur Vertheidigung ihres ~~alten~~ Landes zurückkehren mußten. Der Kaiser rückte mit 50000 Mann in Champagne ein, und belagerte endlich St. Omer, eine sehr wichtige Festung an der Marne. Heinrich VIII., der in den Kaiser drang, er möchte sogleich gegen Paris anrücken, schloß die Seestadt Boulogne ein, und ließ durch den Herzog von Norfolk Montreuil angreifen. Allein der Dauphin, dem sein Vater ein zahlreiches Heer übergeben hatte, schaffte, ein Treffen sehr weise vermeidend, aus der Gesagend, wo die Feinde standen, alle Lebensmittel weg, und schnitt ihnen die Zufuhr ab. Da sich nun St. Omer lange wehrte, so geriet der Kaiser in eine große Verlegenheit. Endlich kam St. Omer durch eine List des Ministers Granvella, der den Commandanten durch einen untergeschobenen Brief hins

hintergieng, in die Gewalt des Kaisers. Der Dauphin hätte dem Kaiser noch einen glücklichen Widerstand entgegensezzen können, wenn er durch die List einer eifersüchtigen Maitresse nicht daran verhindert worden wäre. Die Geliebte seines Vaters, *D'Etampes*, haßte seine Mait *C.*, die Diana von Poitiers, so leidenschaftlich, daß sie, um des Dauphins Unternehmungen zu vereiteln, den Kaiserlichen die französischen Magazine verriet.

Karl rückte hierauf gegen Paris an. Heinrich VIII. sollte, seinem Wunsch gemäß, eben diesen Weg nehmen. Noch war Karl nur zwey Meilen von Paris entfernt. Frankreichs Hauptstadt geriet in die lebhafteste Besatzung. Allein der Dauphin schickte ihr nicht nur eine Hülfe von 8000 Mann, sondern beschleunigte auch seinen Marsch so sehr, daß er seine Stellung zwischen der Stadt und der kaiserlichen Armee einnehmen konnte. Karl zog sich hierauf mit seinen sehr verminderten und entkräfteten Truppen nach Soissons zurück. Da sich nun Heinrich VIII. nicht dazu verstehen

stehen wollte, die Belagerungen von Boulogne und Montreuil aufzugeben, und zu ihm zu stoßen, so schloß Karl (1544 Sept.) zu Crepi im Bezirke von Laons mit seinen Gegner Frieden. Jeder Theil sollte das, was er erobert hatte, wieder herausgeben, und seinen gegenseitigen Ansprüchen entsagen. Karl V erklärte sich endlich bereit, dem Prinzen Karl das Herzogthum Mayland zu geben. Aber auch dieser starb (1545 Sept.). Er soll eben so, wie sein älterer Bruder Franz, auf Veranstaaltung der kaiserlichen Parteien vergiftet worden seyn. Allein der Dauphin Franz trank gleich darauf, nachdem er sich beym Ballschlagen sehr erhöht hatte, ein Glas kaltes Wasser. Dies war vielleicht richtiger die Ursache seines schleunigen Todes, als eine Vergiftung.

66



